

Paavo Rintala

**Die Menschen,  
die Stadt und  
der Hunger**

Berichte aus der  
von NS-Deutschland belagerten  
Stadt Leningrad (1941-1943)

Verlag Autonomie und Chaos  
Leipzig \ Berlin

Originaltitel: LENINGRADIN KOHTALOSINFONIA. SAKSALAISTEN ~ SUOMALAISTEN VUOSINA 1941-1943 PIIRITTÄMÄN KAUPUNGIN JA SEN ASUKKAITTEN TARINA. (1968)

Aus dem Finnischen übertragen von Peter Krüger  
Die deutsche Erstausgabe erschien 1970 im VEB Hinstorff-Verlag Rostock,  
unter dem Titel: LENINGRADE SCHICKSALSSYMPHONIE.  
Eine zweite Auflage erschien 1985,  
dazu eine Lizenzausgabe Wien 1985.  
Einzigste Wiederveröffentlichung A+C 2022.

Neuausgabe 2022

© Verlag Autonomie und Chaos Leipzig \ Berlin

**ISBN 978-3-945980-72-9**

Diese Veröffentlichung kann zur privaten Verwendung  
kostenfrei heruntergeladen und ausgedruckt werden.

**I N H A L T**

Bevor ich nach Leningrad fahre	5
Die "Retter" der europäischen Kultur, ihre Opfer, meine siebenjährige Tochter und ich	12
August, du blinde Zeit	24
Guernicanischer Herbst	42
In die Stadt kommt der Hunger	64
Die Kinder in Leningrad, als der Schnee kam	82
Und dem Hunger folgt der Tod	92
Das Jolkafest für die belagerten Leningrader Kinder am 31. Dezember 1941	144
Tod, Grabesstille	152
Verfluchung	172
Auf der Suche nach dem Leningrader Menschen	177
Unterhaltung mit meiner ältesten Tochter	195
Ein Blick auf die heutigen Positionen der Belagerer von damals	205
Auf dem "Lebensweg" des Ladoga spritzt schon das Wasser aus den Autospuren	222
Die von den Toten auferstanden	234
Und Generalfeldmarschall von Manstein liebäugelt immer noch mit Leningrad	252
Die Leningrader Symphonie	267
Bevor ich Leningrad verlasse	285
Schlußbemerkungen des Autors	292
Nachwort (2022)	298

## Leningrad

das den Hunger und den Tod der deutsch-  
finnischen Belagerung erlebt hat

spricht heute  
zu dir zu mir zu uns



## Bevor ich nach Leningrad fahre

An die Leser\*innen

Hitlerdeutschlands Heeresgruppe Nord hat es nicht vermocht, die Stadt Leningrad im Herbst 1941 im Sturm zu erobern.

Seine Soldaten kamen nicht dazu, die Häuser der Menschen auszurauben und die Mädchen und Frauen der Stadt zu vergewaltigen. In einem offiziellen Befehl hatte man ihnen eine entsprechende Erlaubnis bereits erteilt, als sie noch in den Angriffsstellungen am Memelufer lagen, also vor Beginn des Krieges an der Ostfront.

Die zur Heeresgruppe Nord gehörenden SS- und Sonderkommandos konnten Mitglieder der Kommunistischen Partei nur in den Vorstädten Leningrads wie Puschkin, Krasnoje Selo und Urizki erschießen.

In unmittelbarer Nähe der Stadt gelang es den Kommandeuren nicht, für die Leningrader jüdischer Abstammung Galgen errichten zu lassen.

Die hohen Kommandeure, Stabschefs und Adjutanten des Armeekorps kamen nicht dazu, im Hotel "Astoria" das Siegesmahl zu verzehren, obwohl die Einladungskarten schon gedruckt waren, obwohl die Speisekarten und die Sitzordnung für die Festtafel zur Todesfeier bereits feststanden.

Damals beschlossen Hitler und sein Generalstab zusammen mit den hochgebildeten Generalobersten und Feldmarschällen der deutschen Landstreitkräfte: Leningrad soll in einen so dichten Belagerungsring gezwängt werden, daß es, wenn der Winter und der Frost kommen, an Hunger, grassierenden Krankheiten und Kälte zugrunde gehen wird.

Hierzu wurde am 7. Oktober 1941 ein Befehl erteilt, unterzeichnet von Generaloberst Jodl.

In dem Befehl hieß es, Leningrad müsse durch Artilleriefeuer und Luftbombardements dem Erdboden gleichgemacht werden. Weiter wurde befohlen, daß die deutschen Soldaten keinerlei Kapitulation akzeptieren dürften, auch nicht, wenn sie von den Leningrädern angeboten würde. Statt dessen sollten diese mit Feuer in ihre zum Tode verurteilte Stadt zurückgedrängt werden. Im Befehl wurde deutlich gesagt, daß Leningrad vom Erdboden zu verschwinden habe.

In der Stadt lebten damals - vom Säugling bis zum Greis - annähernd drei Millionen Menschen.

Im Befehl hieß es wörtlich, die moralische Berechtigung dieser Maßnahme solle der ganzen Welt klarwerden. Immer, wenn in den verschiedenen Erdteilen Armeen gegen die Zivilbevölkerung in Bewegung gesetzt wurden, hat man den Soldaten gesagt: Die moralische Berechtigung dieser Maßnahme ist der ganzen Welt klar.

Indem die hohen Kommandeure der Streitkräfte Nazideutschlands, die hochgebildeten Generalstabsoffiziere, die Goethe und Kant gelesen hatten, den Befehl in die Tat umzusetzen begannen, sanktionierten sie ihre eigene Vernichtung. Denn der Widerspruch zwischen soldatischer Denkweise und menschlichem Leben war in diesem Befehl so groß, daß er in seinem ganzen Umfang erst in unserer Zeit, der Zeit der Kernwaffen, begriffen werden konnte. Die deutschen und die finnischen Soldaten, die deutschen und die finnischen Männer aus Industrie und Wirtschaft, die Politiker und die Intelligenz, die pflichtbewußt und in Ehren direkt oder indirekt an der Ausführung dieses Befehls teilhaben wollten, verweigerten später jede Rechenschaftslegung darüber vor jenem europäischen Humanismus, vor jenem evangelisch-lutherischen Gott, in welcher beider Namen ihnen dieser Befehl erteilt worden war.

Das ist für mich, einen Schriftsteller, der entscheidende Wendepunkt des zweiten Weltkrieges.

Denn obwohl innerhalb des Leningrader Belagerungsringes Greise und Kinder bald den Hungertod starben, die Strom- und Wasserleitungen unterbrochen waren, die Straßenbahnen und Busse auf der Straße stehenblieben und unter Schnee vergraben wurden, Menschen sich auf der Straße hinsetzten, um sich auszuruhen, und nicht wieder aufstanden, obwohl die Stadt tot schien, war sie nicht gestorben. Obwohl die Artillerie jeden Tag zu einer bestimmten Stunde die Stadt beschloß, obwohl die Luftstreitkräfte Kellers und von Richthofens dort Flugblätter aussäten, deren Inhalt lautete: "Wir bombardieren heute, ihr werdet morgen begraben." oder ganz einfach: "Wir machen Euch zu Mus!", zerbrach die Persönlichkeit des Leningraders nicht. Obwohl der Druck des deutsch-finnischen Belagerungsringes um die Stadt neunhundert Tage dauerte, war das Leben stärker als der strategische Plan der deutschen Landstreitkräfte.

Von diesem Leben erzählen die Leningrader in diesem Buch.

Zu verschiedenen Jahreszeiten gehe ich durch das heutige Leningrad und höre Leningrader von damals berichten. Ich dränge sie, mir zu erzählen, sich die Vergangenheit wieder in Erinnerung zu rufen.

Etwa siebenhundertfünfzigtausend Menschen, die den Hungertod starben, Säuglinge, Kinder, Männer und Frauen im besten Alter, in mittleren Jahren, Greise – auf einem Schlitten in die Massengräber von Piskarjowskoje, Serafimowsk, Smolensk gebracht.

Aber diese Zahl sagt mir nur, daß ich jedesmal von einem Menschen ausgehen muß – von seinen Hoffnungen, von den Menschen, die ihm lieb waren.

Über zwanzig Jahre nach jenen Ereignissen gehe ich durch Leningrader Straßen, erlebe in Gedanken die Kälte und den Hunger des Winters 1941/42 nach, aber auch die Atmosphäre der geistigen Unbezwingbarkeit. In der Morgendämmerung des Januars 1942 folge ich mit dem Ingenieur Iwan Iwanowitsch Korolkow der jungen Frau, die einen kleinen erstarrten Körper wie ein Holzschicht auf ihrer Schulter trägt und einen zweiten auf einem Sperrholzbrett hinter sich herzieht. Doch vermag ich nicht wie meine Erzählerin in hemmungsloses Weinen auszubrechen, habe ich doch den durch deutsche Gewalt verursachten Hungertod nicht so miterlebt wie sie.

Ich verstumme.

Ich denke an das Gedicht, das die Soldaten der Kirow-Division dem Mädchen Lidia mit einer kleinen Bonbontüte in die Hand drückten. – Wie viele Tschaikowskis, wie viele Mozarts werden noch durch Gewalt, an Hunger, an Bomben, im Krieg sterben.

## An meine Kinder

Es war einmal ein Mädchen, daß hieß Irina. Es war elf Jahre alt und wohnte in der Stadt, die Leningrad heißt. Die Stadt ist schön, von denen, die ich gesehen habe, die schönste. Wenn ihr groß seid, könnt ihr sie euch einmal anschauen. Irina hatte Vater und Mutter. Der Vater war Eisenbahner, die Mutter arbeitete in einer großen Bäckerei.

Und es war einmal ein Mädchen, das hieß Ljudmila. Sie wurde Mila genannt. Sie war vierzehn Jahre alt und wohnte in derselben Stadt auf der Krest-Insel. Das war eine Insel, auf der viele große alte Eichen standen. Und wie ihr wißt, wachsen an den Eichen Eicheln.

Auch Mila hatte einen Vater und eine Mutter. Sie arbeiteten in einer Buchdruckerei.

Und es war einmal ein Junge, der hieß Shorshik, Juri.

Und es war einmal ein Junge, der hieß Walentin, Walja oder Waljuschka; für ihn und auch für Shorshik müssen wir immer viele Kosenamen haben, denn sie starben am Hunger. Leningrad ist eine große Stadt. Dort gab es damals fast genauso viele Kinder, wie jetzt zum Beispiel ganz Helsinki Einwohner hat. Ich würde über das "Es war einmal..." nicht hinauskommen, wollte ich euch von all den Kindern erzählen, von denen ich weiß, daß sie damals in Leningrad gewohnt haben. Sie lebten dort, wie ihr hier lebt: im Herbst hatten sie ihre Herbstfreuden, im Winter Eis und Schnee, Schlitten und Schlittschuhe und im Sommer die Sonne und die Freuden am Wasser.

Die Jahreszeiten wechselten. Die Kinder wuchsen heran. Und wieder einmal stand der Sommer vor der Tür. Das Frühjahr ging zu Ende, es war schon Juni, und es schien ein guter Sommer zu werden.

Da wurde alles anders.

Die Geschichte berichtet, daß am 22. Juni 1941 Hitlerdeutschland zusammen mit seinen Verbündeten Rußland angriff.

Der Sommer ging zu Ende, obwohl in den Kalendern stand, daß noch Sommer war, aber das war nicht wahr. Von diesem Tag an begann für die Leningrader Kinder die Jahreszeit des Todes.

Sie dauerte neunhundert Tage.

Sie begann an einem Sonntag. Sie begann ganz plötzlich; keiner in Leningrad hatte sie erwartet, nicht einmal die Väter und Mütter der Kinder.

IRINA ODER Irina Alexejewskaja war damals Schülerin der fünften Klasse an der Einhundertsiebenundfünfzigsten Schule im Bezirk Smolna. Jetzt ist sie kein kleines Mädchen mehr, sondern schon so groß wie ich, und arbeitet als Ingenieurin für Planung in einem Werk, das Arzneimittel herstellt. Irina erzählt:

Der Krieg begann am Sonntag. Es war ein sehr schöner Tag. Ich war über Sonntag ins Sommerhaus meiner Tante beim Rasliwer Bahnhof gefahren. Ich erinnere mich noch deutlich an diesen Sonntagmorgen.

Als ich aufwachte, brachte Großmutter uns Eis. Wir warteten, daß meine Mutter und mein Vater auch kommen sollten. So war es vereinbart. Im Sommerhaus waren auch noch andere Gäste. Sie waren schon früher als verabredet eingetroffen, weil der Sonntag so schön war.

Wir Kinder spielten auf dem Hof. Um zwölf Uhr kam Igor, mein Spielkamerad, herausgelaufen und sagte: "Es ist Krieg. Molotow spricht im Radio."

Ich bekam Angst. Ich überlegte, ob Vater und Mutter mich wohl holen würden. Endlich kamen sie mit einem viel späteren Zug, als vorgesehen war. Wir packten meine Sachen. Nicht einmal Mittag aßen wir – wie es geplant war – mit meiner Tante zusammen.

Die Erwachsenen unterhielten sich auch nicht gerade viel. Wir holten unser Gepäck. Schon auf dem Bahnhof merkte man den Menschen an, daß Krieg war. Am Himmel kreisten Flugzeuge.

Unser Haus in Leningrad stand am Finnischen Bahnhof. Auf den Bahnsteigen waren viele Leute. Alle Sonntagsurlauber kehrten vom Lande zurück.

Und so kamen auch wir nach Hause.

UND MILA ODER Ljudmila Wassilewna Zimbalowa berichtet:

Ich bin jetzt Deutschlehrerin hier in demselben Schulbezirk, in dem ich damals Schülerin war.

Der Anfang des Krieges ist in meiner Erinnerung eine Folge von vielen synchronen Bildern. Es war ein sonniger, stiller Sonntag. Ich war mit meiner Freundin einkaufen. Ich wohnte auf der Krest-Insel und ging gerade mit Lidia den Morskoi Prospekt entlang. Sie sagte zu mir: "Hör mal, schau mal, warum machen die das?"

Die Passanten blieben auf der Straße stehen und lauschten. "Die sind aber komisch. Die hören Nachrichten aus den Radios fremder Leute." Die Fenster zur Straße hin waren offen, und wir sahen, wie die Menschen stehenblieben und zuhörten. Sie veränderten sich – wie, das ist schwer auszudrücken.

Auch wir blieben stehen, stellten unsere Einkaufstaschen auf den Bürgersteig und hörten zu.

Krieg.

Das Radio verkündete, daß Krieg war.

Ich war gerade fünfzehn geworden; ich dachte: Krieg, es wird geschossen, bombardiert. Menschen werden sterben.

Es war eine verschwommene Vorstellung. Ich hatte in Büchern davon gelesen. In ihnen wurde ja auch von Kriegen erzählt. Nun ja, damit begann es. Zu Hause wurden Verdunkelungsvorhänge angebracht. Ich wohnte bei Vater, Mutter und Großmutter. Ich hob auf der Krest-Insel mit Gleichaltrigen Splittergräben aus. Danach bauten wir eine Zeitlang Panzersperren. Dann wurden wir Jüngeren nach Hause beordert, unseren Platz nahmen Ältere ein.

Im September begannen die Bombardements.

Im Oktober, November brach der Hunger aus.

Mit ihm kam der Tod in die Stadt, der Hungertod. Er drang bis in die Wohnungen der Menschen. Im Dezember starb Mutter. Dann starb Vater, im Januar. Er hatte schon damals, Anfang Januar, keine Kraft mehr gehabt, Mutter zu beerdigen. Das machte ich, ein Schulmädchen, ich war allein, ich war fünfzehn Jahre alt und schon eine Greisin.

ICH BIN Natalia.

Ich war damals dreizehn Jahre alt. Wir waren vor zwei Tagen aufs Land gefahren. Wir hatten fünfundvierzig Kilometer von Leningrad entfernt, in Richtung des Bahnhofs Mga, ein Sommerhäuschen. Unsere Haltestelle hieß sogar Fünfundvierzigster Kilometerstein. Mein Vater war Arzt. Seine Lieblingsbeschäftigung war die Blumenzucht. Die ganze Zeit über pusselte er im Garten an seinen Blumen herum, setzte sie um, pflanzte neue und begoß sie.

Es war Sonntag und warm. Ich las gerade in einem Buch. So eigenartig es sich anhören mag – es war Tolstois "Krieg und Frieden". Vater war im Garten. Er zog einen Zaun um unser Sommerhaus und hob gerade Löcher für die Zaunpfähle aus. "Natalia, Natalia, komm mal her!" rief er.

Ich ging hin.

Vater hatte eine große Eidechse gefunden.

"Schau nur, was sie macht", sagte Vater.

"Ärgere sie nur nicht zu sehr, sonst bricht ihr der Schwanz ab!"

"Aber nein. Der bricht nicht so schnell ab. Schau, schau!" Da kam die Nachbarsfrau auf unseren Hof und ging auf uns zu.

"Habt ihr Radio gehört?"

"Nein."

"Es ist Krieg."

Vater sagte zu mir: "Natalia, hilf mir, ich habe einige Georginen, pflanzen wir sie gemeinsam! Dann muß ich nach Leningrad."

Aber Shorshik erzählt nichts und Walentin auch nicht. Sie erzählen nicht mehr, aus demselben Grund, aus dem auch Milas Vater und Mutter schweigen. Dafür berichtet Shorshiks Vater von seinem Jungen, und Walentins Mutter berichtet von ihrem Walja. Und dann erzähle ich euch, was sie mir berichtet haben. Auf diese Weise bekommt ihr Dinge zu wissen, die ihr in eurer Schule niemals erfahren würdet. Die Geschichtsbücher, aus denen ihr hier an der Schule lernt, berichten euch nichts von Kindern. Sie berichten von Königen und Staatsmännern und Kriegen, von Daten und Jahreszahlen, von der Eroberung und Besetzung strategisch und politisch wichtiger Objekte, aber nicht von Kindern: die Geschichtsschreiber wußten nicht, daß es da auch Kinder gab...

Leningrad liegt hier ganz bei uns in der Nähe. Mir scheint, ihr möchtet deshalb mehr darüber erfahren, wie es den Leningrader Kindern ergangen ist, möchtet mehr erfahren über diesen als über irgendeinen anderen Krieg. Und ihr möchtet wohl wissen, warum es gerade so kam und nicht anders.

**Die "Retter" der europäischen Kultur,  
ihre Opfer,  
meine siebenjährige Tochter  
und ich**

Leningrad, den 22. 6. 1941, vor 12.00 Uhr

Wie die Kinder erzählten, war es ein Sonntag, sommerlich, nach Sommer duftend, ein Ruhetag, ohne Hast, ein Feiertag.

Iwan Iwanowitsch Korolkow fuhr frühmorgens mit seiner Familie in sein Sommerhäuschen an der finnischen Eisenbahnstrecke. Das beste war, möglichst früh aufzubrechen: den ganzen Sonntag würde er für die Familie und die Kinder Zeit haben, zum Abend aber müßte er auf jeden Fall wieder in die Stadt zurückkehren, in die Reparaturwerkstatt des Elektrizitätswerkes. Er war dort Ingenieur. Die Korolkows wohnten auf der Wassili-Insel. Sie hatten es nicht weit bis zum Finnischen Bahnhof, und sie fuhren am Morgen dorthin, früh, mit der Straßenbahn, die ganze Familie Korolkow, Schwiegermutter und zwei Töchter.

Denn wie hätten sie ahnen sollen ...

Anatoli Slonimski wohnte zusammen mit seinem Vater und seinen drei Schwestern in der Majakowskistraße. Oder – wie man in Romanen schreibt: Anatoli Slonimski erwachte an jenem Morgen in seiner Wohnung in der Majakowskistraße und bereitete sich auf die Abfahrt vor ... (Welch ein Stil, Welch eine Wendung zu Beginn eines "Romans", gedreht wie in Albert Camus' "Pest" der Satz des Herrn Grand von Ruto: "An einem schönen Morgen des Monats Mai durchritt eine elegante Amazone auf einer wunderbaren Fuchsstute die blühenden Alleen des Bois de Boulogne.") Aber Anatoli Slonimski erwachte ganz gewöhnlich, ganz prosaisch und machte sich fertig, um ins Theater der Musikalischen Komödie zu gehen.

Denn wie hätte er ahnen sollen,  
daß die Armeen, ganze Armeekorps ...

Ins Repertoire des Theaters der Musikalischen Komödie wurden neue Stücke aufgenommen: die "Gräfin Mariza", "Die drei Musketiere" und "Das Fabrikmädchen". Am 22. Juni sollte "Das Fabrikmädchen" geprobt werden, und Anatoli Slonimski spielte in dieser Operette eine Hauptrolle.

Von der Majakowskistraße bis zum Theater hatte er zehn Minuten zu laufen. Er kam früh. Die Arbeitskollegen und die Regisseure waren noch nicht da, und über dem Saal lag das ruhige, besinnliche Fluidum des

Sonntagmorgens. Während Anatoli Slonimski auf die anderen wartete, beschloß er, im leeren Saal ein paar Stimmübungen zu machen.

Denn woher hätte er wissen sollen,  
daß Divisionen, Regimenter, Brigaden, Bataillone  
und Kompanien ...

Und als Anatoli Slonimski in dem leeren, den Sonntagmorgen atmenden Saal seine Stimmbänder kräftigte, versammelten sich an der Treppe des Theaters einige Mitglieder der Musikalischen Komödie. Bis zum Beginn der Probe war wohl noch zehn Minuten Zeit. Sie hatten keine Lust hineinzugehen. Die Männer saßen in Hemdsärmeln da, die Jacke über den Arm oder über die Schulter geworfen. Alle hatten sich um Sascha Orlow versammelt, der eine Geschichte erzählte.

Denn Sascha Orlow konnte ja nicht ahnen,  
daß Flugverbände, Flottenverbände, Bomber  
unter dem Kommando von Generaloberst Keller und  
seinem Stabschef Paul Werner Hozzel ...

Konstantin Bondarenko krepelte die Ärmel hoch, Jewgeni Michailow lockerte seinen Schlips und öffnete seinen Kragenknopf. Beide wandten sich der Sonne zu, ein Lächeln auf den Lippen, kein vielsagendes, vergeistigtes Lächeln, sondern eine gewöhnliche Grimasse. Sie hörten der Geschichte zu und

wußten nicht, daß Hoepners Panzergruppe 4  
und ihre Panzerkorps,  
Panzerdivisionen, Panzerregimenter,  
Panzerbataillone und Panzerkompanien ...

Auf dem Weg ins Theater war auch Ballettmeister Leonid Beisselman mit seiner Frau Lidia Lidina, der Primaballerina des Balletts. Sie gesellten sich zu der auf der Treppe sitzenden Gruppe der Zuhörer. Ihnen hatte ja niemand erzählt,

daß sechstausend Geschütze und die Granaten dafür  
und das Pulver  
und die Männer dazu,  
Millionen Geschosse ...

Der Schar der auf der Treppe Sitzenden schloß sich auch Maslennikow, Schauspieler am selben Theater, an. Er hatte nicht einmal ein leichtes Jackett an. Als er von Hause weggegangen war, hatte er aus dem Fenster

einen Blick auf "die Alte", eine alte Eiche, geworfen (auf die die Familie Maslennikow schon seit fünfzehn Jahren schaute, wenn sie wegging; an ihr erkannte sie, wie das Wetter war, wie die Kinder für den Schulweg angezogen werden mußten). Und ihm war es um den Baum herum so warm vorgekommen, daß er beschlossen hatte, in Hemdsärmeln zu gehen. Denn die alte Eiche konnte ihm und seiner Familie zwar etwas vom jeweiligen Wetter erzählen – und auch das nur ungefähr –, aber natürlich nicht,

daß sechshunderttausend Männer mit eisernen Hüten,  
eisenbeschlagene Stiefel an den Füßen,  
einen stählernen Dolch am Gewehrlauf,  
im Dolch noch Einritzungen zur Erinnerung  
an Warschau, Rotterdam, Paris ...

Der Schauspieler Maslennikow hätte es sicher nicht geglaubt, wenn ihm jemand dort auf der Treppe prophezeit hätte, daß seine ganze Familie, sein Sohn, auch sein zweiter Sohn und schließlich auch seine Frau,

daß sich ihretwegen die motorisierten  
Sturm- und Grenadierregimenter,  
die motorisierten SS-Totenkopf-Verbände  
und SS-Polizei-Divisionen  
und die Sonder- und Einsatzkommandos, alle motorisiert,  
angefangen bei der Entlausungsstation ...

Der Schauspieler Maslennikow war ein gewöhnlicher Städter. Wie hätte er in die Zukunft schauen können? Und es war nur gut, daß er nicht sah,

daß Hunderttausende motorisierter Männer,  
vom Stahlhelm bis zur Stiefelsohle,  
bis in die Seele mit Eisen beschlagene motorisierte  
Männer...

Und Sascha Orlow erzählte von einem Heldentenor, der den d'Artagnan in den "Drei Musketieren" spielte und dabei Pech hatte. Die Geschichte näherte sich ihrem Höhepunkt: der Held und Pechvogel der Geschichte kam, mit einer Mönchskutte bekleidet, auf die Bühne. Die Zuhörer auf der Treppe warteten : Jetzt, jetzt kommt's"

Jemand fing schon an zu kichern.

Viel zu früh. Was oft passiert, wenn es bei einer Anekdote viele Zuhörer gibt.

Da!

Aus dem Theaterbüro stürzte jemand auf die Treppe zu (nicht einmal Leonid Beisselman entsinnt sich daran, wer es war) und schrie.

Das Ende der Anekdote wurde nicht mehr erzählt.

Zu Ende erzählt wurde sie erst nach der Belagerung Leningrads, und da war sie obendrein sogar wirklich geschehen.

Sascha Orlow hatte sie am Abend vorher gehört und beschlossen, sie sich einzuprägen, denn wie hätte er ahnen können, daß im selben Augenblick, da er die Geschichte hörte,

die Heeresgruppe Nord  
am Memelufer wartete und lauerte  
und die Uhr tickte und die Zeit gliederte:  
die Stunden zu Minuten, die Minuten zu Sekunden,  
und immer näher der Augenblick kam,  
den – in Ermangelung eines präziseren Ausdrucks –  
wir gewöhnlichen kleinen Leute  
*das Schicksal* zu nennen pflegen.

Denn im Memelgelände zwischen Ostsee und Tilsit bereiteten sich die Soldaten auf die Nacht vor, aufs Schlafen. Im Wald war es dunkel. Von der Memel stieg Nebel auf. Er breitete sich zu beiden Ufern des Flusses aus. Die Weizenfelder lauschten in der Dämmerung. Die blühende Ähre wurde feucht vom Nebel. Tilsit. Tilsit.

Die Soldaten und Unteroffiziere sprachen halblaut und wunderten sich auch halblaut. Wie es ihnen befohlen war. Seit vielen Tagen, schon ein paar Wochen lang, hatten sie nur halblaut gesprochen und sich nur halblaut gewundert. Auch gedacht hatten sie seit vielen Jahren nur noch halblaut.

Vor einigen Tagen war ihnen auf Veranlassung von Generaloberst Reinecke aus dem OKW erläutert worden, was ein Kommissarbefehl und ein Kugelbefehl bedeuten. Und falls möglicherweise die Sowjetunion angegriffen würde, sollten die Soldaten nicht bestraft werden, wenn sie einmal versehentlich und auf eigene Faust der Zivilbevölkerung etwas antun oder einmal einen Zivilisten umbringen sollten. Die Soldaten hörten sich das mit offenem Mund an. Schließlich verstanden sie, daß ihnen mit diesen Befehlen völlige Freiheit gegeben wurde, Leningrad auszurauben und zu verwüsten, soviel sie nur wollten.

Der Wunschtraum vieler Soldaten wurde endlich Wirklichkeit. Sie, die sie hier an jenem Abend im Gebiet zwischen der Ostsee und Tilsit lagen, stammten aus allen Gegenden Deutschlands; sie sprachen halblaut, dachten halb ... Die Pommern gehörten der 12. Panzerdivision an, die

Schlesier bildeten die 18. motorisierte Infanteriedivision, die Brandenburger gehörten der 3. Infanteriedivision an, die 290. Division war aus Niederdeutschen zusammengesetzt, die 1. Panzerdivision stammte aus Thüringen, und die Schleswig-Holsteiner gehörten zur 30. Infanteriedivision. Sie waren in Paris die Avenue Foch entlangmarschiert, und jetzt wartete in Leningrad eine neue Siegesparade auf sie. Die Division der Rheinland-Westfalen hatte die Nummer ... Und so fort: es gab ostpreußische und westpreußische und badische und württembergische Truppen, zusammengezogen im Gelände der Memel; ihnen war befohlen worden, sich ruhig zu verhalten und abzuwarten.

Kurz vor Mitternacht kamen die Feldwebel, teilten jedem die Nummer seiner Kompanie mit und befahlen anzutreten. Dann hieß es: "Richt't euch!", "Durchzählen!", "Rührt euch!", "Achtung!", und sie bekamen den Chef ihrer Kompanie zu sehen.

Der Kompaniechef las ihnen einen Befehl Hitlers vor. Darin hieß es, sie stünden jetzt an der Ostfront.

Sie seien jetzt Soldaten der Ostfront.

Sie würden die Kultur und Bildung Europas retten. Er, Hitler, habe jetzt Europas Schicksal in ihre Hände gelegt, und zum Schluß hörten sie jenen uralten Vers, der bei allen Aggressionszügen als Schlußbemerkung hinzugefügt wurde, seit das Christentum sich durchgesetzt hatte: "Gott der Herr beschütze uns alle in diesem Kampf!"

Dann befahl man ihnen, kompanie- und panzerwagenweise, entsprechend der Waffengattung, die Ausrüstung zu holen. Und zu Ehren des neuen Blitzkrieges, als Henkerstrunk auf die Stadt Leningrad und ihre Einwohner, wurde ihnen Schnaps zugeteilt, je eine Flasche auf vier Mann.

Außerdem bekamen sie eine Tafel Schokolade und dreißig Juno. Mehr war nicht nötig: mit einer Brandrede, deren Grundkonzeption man auf dieser Erde schon vor Hunderten von Jahren kannte, und mit jeweils auf vier Mann verteiltem Fusel wurden sie zu Soldaten der Ostfront geweiht.

Und mit dem aufkommenden Schwips warteten sie auf den Morgen des 22. Juni, auf 3.05 Uhr.

Ihre Kommandeure hatten schon lange vorher alles fix und fertig kommandiert. Jetzt warteten auch sie nur, denn auch ihre Kommandeure hatten schon längst alles für sie zurechtkommandiert.

Der unwiderrufliche Befehl zur Zerstörung Leningrads war bereits im Dezember 1940 erteilt worden, und jetzt war schon Juni. Ein junger, gebildeter Graf, der sich beim Schreiben vom Erdboden hoch in die Lüfte schwingen konnte, einer der Retter der europäischen Kultur, der Stabschef

der 6. Panzerdivision, Adolf Graf von Kielmannsegg (ab 1967 Befehlshaber der NATO-Landstreitkräfte Europa-Mitte) befand sich in derselben Truppe.

Auch er wartete, lauschte dem Morgen und hatte poetische Gedanken:

Es ist der Augenblick zwischen Morgenschein und Dämmerung.

Von der Memel steigt der Morgennebel auf.

Es ist die kälteste Zeit des Tages.

Der Nebel bedeckt schon das ganze Weizenfeld.

Dort ist Tilsit. Til ... sit, til ... sit.

Ein Name wie das Lied der Amsel in der Sommernacht!

Er zündet sich eine Zigarette an – wenn sie verlischt, wird Krieg sein. Noch zwei Minuten, und der Krieg beginnt. Sonderbares und erregendes Gefühl, einen geschichtlichen Augenblick, dessen Tragweite gar nicht abzusehen ist, so bewußt, so unmittelbar zu erleben! ... Der Krieg hat begonnen!...

Aber dieser Krieg würde ja auch anders werden als der Weltkrieg. Nicht nur im Ausgang, daran gab es keinen Zweifel, auch sonst.

"Vater?"

Laura Josefiina, meine siebenjährige Tochter, schaut zur Tür herein.

"Ich dachte, du wärst ins andere Zimmer gegangen, weil es im Puppenhaus so ruhig war." (Meine Töchter haben ein Puppenhaus gleich hinter meiner Tür. Dort ist eine 3X2,5 Quadratmeter große helle Diele; da haben sie ihre Trachtenpuppen: Ken, Allan, Skipper, Toz, und wen noch so alles ...)

"Vater, was für Zigaretten waren die Junos?"

"Juno! Aha, du hast zugehört."

"Weil du doch gelesen hast, daß man den Soldaten eine Tafel Schokolade gab."

"Und Juno-Zigaretten, ja. Komm nur her. Wenn du zuhören möchtest, kannst du auch hierbleiben. Ich muß das hier ein bißchen vor mich hin lesen, damit ich dann solche Steffen korrigieren kann, die sich nicht gut anhören, wenn man sie laut liest."

"Ich habe noch bei keinem deiner Bekannten Junos gesehen."

"Die Deutschen rauchten sie damals, als ich noch ein kleiner Junge war."

"Was für Schokolade war das, die die Soldaten bekommen haben?"

"Ich weiß nicht. Es war wohl die gleiche Schokolade, die die deutschen Soldaten uns Ouluer Jungen damals während des Krieges gaben, als wir ihnen halfen, die Brote aus der Bäckerei auf ihre Autos und Pferdewagen

zu laden. Davon habe ich dir doch erzählt und auch vorgelesen, aus dem Buch, das ich geschrieben habe. Da lief ich selbst als kleiner Junge mit den deutschen Soldaten mit und war ihr Freund, und sie gaben mir Schokolade."

"Ach ja. Deine Deutschen waren aber ganz andere Deutsche als ... als diese Deutschen da?"

"Welche diese?"

"Na die, denen man dreißig Stück Juno gab."

"Nein, das waren genau die gleichen Deutschen."

"Warum haben sie denn dir nicht aufgelauert, dort am Flußufer, als der Nebel aufstieg?"

"Warum hätten sie mir denn auflauern sollen?"

"Wo sie doch Irina und Mila auflauerten und mit Artillerie auf sie geschossen haben. Das hast du selbst erzählt. Dir haben sie Schokolade gegeben, und Juri und Walentin haben sie verhungern lassen. Weißt du nicht mehr, daß du das Annaliina und mir erzählt hast? Ulriika war auch dabei. Und Annaliina kann beweisen, daß du es erzählt hast!" (Annaliina und Ulriika sind auch meine Töchter, Annaliina ist zehn Jahre alt, und Ulriika wird in diesem Jahr drei!)

"Na, sieh doch mal: ich wohnte damals in Oulu, als ich ein kleiner Junge war. Juri und Walentin wohnten in Leningrad. Die Deutschen haben Leningrad und nicht Oulu angegriffen."

"Warum?"

Ja, warum, Herr Schriftsteller?

Versuch es deinem Kind zu erzählen. Sag ihm mal, daß ein altes Kulturvolk die Pest nach Osten brachte, deren erste konkrete Symptome C. G. Jung schon zu Beginn der zwanziger Jahre im Unterbewußtsein des deutschen Herrensohnes festgestellt hat.

Oder erzähle ihm mal etwas vom "deutschen Vater"!

Auch wenn du mit Engelszungen Erik H. Erikssons "Legende von Hitlers Jugend" darstelltest, deine Kinder könnten sie unmöglich verstehen.

In gewissem Sinne wissen nämlich Laura Josefiina und Annaliina Rintala mehr als Erik H. Eriksson. Für ihn ist es leicht, auf die Frage nach dem Warum zu antworten, denn er hat das Opfer nicht miterlebt.

Laura Josefiina und Annaliina haben so viel von einer bestimmten Irina, einer Mila, von dem einen und einzigen

Shorshik gehört (sie haben alle seine Briefe gelesen, die er seinem Vater ins Lazarett geschrieben hat, haben den Tag miterlebt, an dem Shorshik seinem Vater entgegenfuhr und dann vermißt wurde), sie haben genau

hingehört, als berichtet wurde, daß Walentin von Tag zu Tag vom Hunger immer schwächer wurde, bis er starb.

Kinder erleben.

Sie sind im Februar 1942 mit Mila von der Krest-Insel über die Malaja Newka zum Serafimow-Friedhof gegangen.

Sie haben im Geist Milas Schlitten ziehen geholfen.

Aber wenn du trotzdem,

wenn du trotzdem versuchtest,

wenn du trotzdem wenigstens ein bißchen versuchtest,

wenn du trotzdem versuchtest, deinem Kind wenigstens eine klitzekleine Antwort auf die Frage zu geben!

Du willst doch die Kunst fort-, hinausschreiben aus diesem Buch!

Versuch es also, antworte deinem Kind!

"Na schau mal, Laura Josefiina, ihnen war befohlen worden, über Leningrads Irina und Mila und die anderen Kinder herzufallen, aber ihnen war nicht befohlen worden, über Oulus Kinder und Oulu herzufallen. Die reichen Leute von Oulu standen nämlich auf ihrer Seite. Die Ouluer Herrschaften wünschten dasselbe wie die Deutschen: Leningrad sollte niedergebrannt und ausgeraubt werden!"

"Woher weißt du das?"

"Natürlich weiß ich das. Ich war damals in Oulu ein kleiner Junge. Ich wollte genau dasselbe, obwohl ich nicht einmal reich war, aber ich bewunderte den deutschen Soldaten ebenso sehr, wie die Reichen ihn bewunderten. Wie man es mich in der Schule gelehrt hatte. Aber – so ist es nun auch wieder nicht richtig ausgedrückt. Dir sagt man ja in der Schule auch nicht klar und deutlich, daß die und die schlechter sind als die und die, aber du begreifst es trotzdem, und du weißt auch, was du nach ihrer Meinung denken sollst."

"Aber die Jungen haben doch auch Kohlsuppe bekommen?"

"Welche Jungen?"

"Juri und Walentin."

"Von wem bekommen?"

"Von ihrer Mutter."

"Ja, die Leningrader Jungen! Natürlich haben sie welche bekommen, solange welche da war."

"Und dann war sie alle?"

"Ja."

"Als du ein kleiner Junge in Oulu warst, hast du wohl auch gewollt, daß sie keine Suppe haben?"

"Ich habe damals nichts von Irina und Juri gewußt. Ich dachte, wie die anderen Jungen auch, daß im Krieg mit Panzern drauflosgefahren, mit Kanonen geschossen wird, daß die Deutschen mit den Finnen Leningrad erobern, und dann ist alles wieder in Ordnung, und wir (wir Jungen und die Deutschen) sind die Sieger."

Laura Josefiina sitzt an der anderen Seite des Tisches, mir gegenüber, im Schaukelstuhl und hält Shorshiks Briefe in der Hand. Diesmal liest sie sie nicht. Sie starrt sie nur an und ist still. Das "Aber die Jungen haben doch auch Kohlsuppe bekommen?" von vorhin – gerade als ich glaubte, es würde mir gelingen, ihr auf die Frage zu antworten – zeigte mir, daß es unmöglich ist, auf die einfache Frage nach dem Warum zu antworten. Ich gebe es auf. Ich seufze und beginne meine Erklärung von vorn, wiederhole ihr, daß ich es nicht gewußt habe, daß es nicht einmal die reichen Leute von Oulu gewußt haben.

Laura Josefiina hört nicht mehr zu. Sie liest wieder in den Briefen. Es geht langsam voran, denn sie ist noch in der ersten Klasse.

Auch wenn ich ihr noch so eindringlich schilderte, daß ich nicht wußte, daß die Armeekorps Wochigs, von Boths, von Chappius' oder Lindemanns und Reinhardts Panzer durch das Baltikum auf Leningrad vorstießen –

sie würde sagen: "Warum?" und Mila meinen; und wenn ich ihr noch so exakt bewiese, daß ich damals als kleiner Junge es nicht besser wußte, daß ich nicht anders konnte als die Luft zu atmen, die sich von Deutschland her bis nach Finnland verbreitet hatte, bis nach Oulu –

sie würde sagen: "Warum?" und Irina meinen, auch wenn ich mich noch so sehr vor ihr reinzuwaschen suchte und sagte, ich hätte nicht gewußt, was geschah, als die SS-Männer nach Puschkin kamen –

sie würde sagen: "Warum?" und Jura meinen, auch wenn ich noch so wortreich erzählte, daß ich jetzt weiß, daß dort, wo an die Seite des Panzers ein weißes G gemalt war, G wie Guderian,

daß dort die Armee von dem "Klugen Hans" befehligt wurde und die Panzer von dem "Schnellen Heinz".

G wie Guderian –

ein motorisierter Wotan, vom Stahlhelm bis zur Stiefelsohle voll von deutschem Lebensraum und Militärwissenschaft, ein bis in Herz und Leber von der Nazizirrhose verhärteter Generaloberst, ja, wenn ich noch so oft sagte, daß ich es jetzt weiß – sie würde sagen: "Warum?" und Lidia meinen; und wenn ich ihr weiter erzählte, daß ihm auf den Fersen auf dem Weg nach Moskau

die Elitetruppen des Neuen Europa marschierten, das Infanterieregiment Groß-Deutschland

und die SS-Panzerdivision Das Reich,  
und daß kein Mensch, nicht Baum noch Strauch sich wieder erhoben,  
wo diese Truppen marschiert waren,  
und daß weder Sonne und Regen noch Steppensturm es vermochten,  
die Blutspuren aus dem Schnee zu tilgen –  
sie würde sagen: "Warum?" und die Katze von Irinas Freundin meinen;  
und wenn ich davon spräche, daß südlicher, im Armeekorps des alten,  
vornehmen Herrn von Rundstedt, im Schlepp der von  
Generalfeldmarschall von Reichenau kommandierten 6. Armee...  
daß ich nicht gewußt habe, daß  
die SS-Division Wiking  
und das Sonderkommando 4 a  
nach Kiowa,  
auf die Schlucht von Babi Jar zumarschierten –  
sie würde nur sagen: "Warum?" und an Koka denken, der am Bahnhof  
Puschkin von den Faschisten eingefangen wurde und den die Deutschen  
wahrscheinlich als Kaninchen verspeist haben.  
Mit keiner Begründung werde ich meinem Kind begreiflich machen  
können, warum die Deutschen in der Nacht zum 22. Juni am Memelufer  
Leningrad belagerten. Mit keiner Erklärung werde ich mein Kind dazu  
bringen, daß es den "militärischen Sinn" der Belagerung Leningrads  
"versteht". (Und das wird zum Glück auch keinem anderen gelingen.) Nicht  
einmal ich selbst kann mich vor meinem Kind davon reinwaschen, daß ich  
als kleiner Junge in Oulu die Eroberung Leningrads wünschte. Und was  
würde es mir nützen, wenn ich meinen Kindern von den grausamen  
Soldaten vergangener Zeiten erzählte! Sie sehen ja auf dem  
Fernsehschirm, wie die grausamen Soldaten von heute Kinder mit Feuer  
und Hunger und Schrecken zu Tode quälen – in Asien, Afrika, sogar im  
Herzen Europas!  
Kinder sind in der Tat gefährlich: wenn sie fühlen, daß sie etwas Böses  
erlebt haben, verzeihen sie es dessen Urheber nicht, sie vergessen es  
nicht. Da helfen keine Erklärungen. Ihre Frage ist schwer zu ersticken.  
Behaftet dies im Gedächtnis, werte Belagerer Leningrads, die ihr heute in  
guten gesellschaftlichen Positionen sitzt in Finnland, in Westdeutschland,  
in Dänemark (Freikorps Dänemark), in Holland, Frankreich und Spanien,  
ja, und in Norwegen (ihr damaligen Jungen aus der SS-Division Wiking,  
die ihr jetzt geachtete Direktoren, "freie Wikinger" seid), erzählt euren  
Kindern nicht die Wahrheit,  
sie werden es euch nie verzeihen;

belügt auch eure Kindeskinde, sofern ihr in ihren Augen geachtete und würdige Bürger bleiben wollt. Denn wenn ihr ihnen erzählt, was wirklich geschah,  
werden sie euch vergessen und nur an die Opfer denken,  
an eure Opfer:  
an Ljoscha und Lidia aus Leningrad.

**August, du blinde Zeit**

Wir sind unterbrochen worden. Die Schauspieler saßen auf der Treppe, und irgend jemand schrie.

Igor lief zu Irina hinaus.

Die Korolkows waren im Sommerhäuschen an der finnischen Eisenbahnstrecke.

Mila und ihre Spielkameradin waren auf der Krest-Insel und setzten ihre Einkaufstaschen auf der Straße ab, sie starrten die verblüfften Menschen an, die auf fremde Radios hörten, an fremder Leute Fenstern.

d'Artagnan, mit einer Mönchskutte bekleidet, kam gerade auf die Bühne, und Sascha Orlovs Zuhörer wollten gleich loslachen.

Leningrad erfuhr es, und es wirkte wie ein Schock.

Lidia Vasten war damals dreißig Jahre alt, eine kleine, schlanke Frau.

ICH ERINNERE mich, daß es da zuerst nur Verblüffung gab. Als sie vorüber war, hielten wir eine Versammlung ab. Auch von unserem Theater meldeten sich viele freiwillig zur Armee und zur Volkswehr. Unter anderen der Schauspieler Maslennikow. Ich war ja nur Chorsängerin am Theater der Musikalischen Komödie, aber auch ich meldete mich.

UND INGENIEUR Korolkow kehrte aus seinem Sommerhaus zurück: Wir mußten nach Leningrad zurückfahren, bestand doch die Gefahr, daß dieses Gebiet an der finnischen Eisenbahnlinie von der Artillerie beschossen wurde. Wir rafften von unseren Sachen zusammen, was wir in der Eile zusammenbekamen. Ich erhielt Bescheid, ich solle sofort in den Betrieb kommen. Es war eine Reparaturwerkstatt für Kraftwerkzubehör. Wir führten Reparaturen an Elektrizitäts- und Wärmekraftwerken aus, überholten Leitungen und Kabel. Ich war der Chefingenieur dieser Werkstatt.

Ich kam also ins Werk. Auch der Werkleiter und der Parteisekretär trafen ein. Wir verstanden von den ersten Gesprächen nur so viel, daß uns aufgetragen wurde, den ununterbrochenen Betrieb der Leningrader E-Werke in jeder Situation des Krieges zu gewährleisten. Unsere Werkstatt war die einzige, die solche Reparaturen ausführte.

Aber als wir dann diskutierten, die gewichtige Rede Molotows noch im Ohr, beschlossen wir, alle Kollegen, uns freiwillig zur Volkswehr zu melden und das Vaterland mit der Waffe in der Hand zu verteidigen.

Wir gehörten damals zum Kreis Wyborg. Und obwohl wir im Elektrizitätsversorgungsbereich des Gebietes Leningrad wichtige Arbeitskräfte waren und uns für den Frontdienst nicht hätten zu melden brauchen, begeisterten wir uns doch irgendwie dafür.

Unsere E-Werker sagten: "Wenn unser Chefindenieur in den Krieg zieht, dann ziehen wir alle."

Und so meldeten wir uns, alle Mann.

Da aber geschah es, daß der Direktor des E-Werkes, Iwan Petrowitsch Karas, von unserer Begeisterung erfuhr. Er rief den Leiter und den Sekretär des Parteikomitees unseres Betriebes zu einer Besprechung zu sich und las ihnen die Leviten: "Ihr wollt an die Front. Gut. Ihr denkt, Leningrad lebt wie vorher, und ihr kämpft an der Front! Und wenn nun die Industrieanlagen der Stadt bombardiert werden? Und wenn nun eines unserer E-Werke zerstört wird? Ihr kämpft weiter mit der Waffe in der Hand. Wer macht dann hier die Reparaturen? Gerade eure Aufgabe war es bisher, dafür zu sorgen, daß die Stadt Strom bekommt, daß die Industrie arbeitet, daß die Straßenbahnen fahren, daß die Wasserleitungen und die Heizung funktionieren."

Eine Zeitlang waren wir betreten.

Wir kehrten in den Betrieb zurück.

Der Überschwang verflog, der Alltag begann. Väter und Söhne gingen an die Front, und die auf Grund ihrer Arbeit, ihres Alters oder eines Studiums nicht einberufen wurden, meldeten sich freiwillig zur Volkswehr. (Leningrad war eine merkwürdige Stadt, für fast alles gab es genügend begeisterte Freiwillige – und, mein verehrter finnischer Leser, glaube jetzt nur ja nicht, daß ich hier "kommunistische Propaganda" betreibe!)

LIDIA VASTEN hatte sich für die Division der Kirower gemeldet:

Der Tag, an dem wir an die Front aufbrachen, ist mir noch sehr deutlich in Erinnerung. Wir waren im Gorki-Kulturhaus untergebracht. Dort waren schrecklich viele Menschen. Sie kamen und gingen, alle waren begeistert. Ich weiß heute noch nicht, wer sie alle waren. Zum größten Teil vielleicht Arbeiter des Kirow-Werkes oder Leningrader Künstler.

Ich wurde in die Gruppe der Estradenkünstler gesteckt. In diese Gruppe kam auch der Schauspieler Maslennikow aus unserem Theater. Im Gorki-Haus waren viele, die die Frontsoldaten nur zum Stellplatz begleitet hatten.

Und gewöhnlich weinen die Begleiter, wenn es an die Front geht – das gehört so dazu. Aber ich erinnere mich, wie fröhlich wir damals waren. In dieser Fröhlichkeit lag etwas Hysterisches. Niemand weinte. Die fiebrige

Fröhlichkeit hatte alle erfaßt. Dostojewski spricht vom "Fieberwahn". Unsere Fröhlichkeit hatte etwas Eigentümliches an sich.

Ich hatte das Gefühl: ich kleine Chorsängerin gehöre jetzt zum Stab der berühmten Kirower Volkswehrdivision, ich werde vor den Frontsoldaten sogar Solopartien singen müssen.

Ich glaubte damals, der Krieg wäre so, wie ich es in Büchern gelesen hatte: zwei Fronten kämpfen gegeneinander, und wir Künstler singen unseren Leuten während ihrer Freizeit etwas vor. Wer hätte damals ahnen können, daß man uns belagern und uns dem Artilleriebeschuß und dem Hunger aussetzen wollte!

Wer hätte damals ahnen können, daß der Krieg ein "richtiger Krieg" werden würde, eine Wiederholung des Rußland-Feldzuges Napoleons!

ES WAR im Juli 1941. Ich wurde in den Smolny gebeten und dort zum technischen Leiter der Ausschachtungsarbeiten für Panzersperren bestimmt. Als Arbeitskräfte wurden mir zweitausend Mädchen aus dem Werk "Krasnaja Sarja" zugeteilt.

Die Frontlinie verlief damals schon vor Luga.

Die Tage waren heiß, und die Mädchen, nur in kurzen Hosen und Büstenhaltern, hoben Panzergräben aus. Das Arbeitsgelände erinnerte an ein großes sandiges Ufer. Wer nicht gewußt hätte, daß in der Nähe kein Wasser war, hätte das Arbeitsgelände gut und gern für einen Badestrand halten können, vor allem aus der Ferne. Ein Band aus entblößten Frauenkörpern schlängelte sich kilometerweit im Sand entlang. Die Arbeit ging fröhlich voran. Wir kannten den Krieg noch nicht. Wir waren satt und abends von der Arbeit wohligh müde. Wir hatten zu essen und unsere Ruhe. Deutsche Flugzeuge zeigten sich am Himmel, aber sie kreisten nur, wie Sonntagsflieger, die unser sandiges Ufer bewunderten. Einmal warfen sie ein Flugblatt ab, aus dessen infantilem Inhalt wir ihren Gemütszustand schon zu ahnen begannen. Ich entsinne mich, daß das Flugblatt mit der Aufforderung endete:

*Schlagt den Juden und den Kommissar,  
ihr Maul sehnt sich nach einem Ziegelstein!*

Es war uns unmöglich, die geistige Verwirrung, die Stimmung, die sie Derartiges schreiben ließ, zu verstehen. Die Deutschen schossen jedoch nicht auf unsere Mädchen. Manchmal erlebten wir über unserem Ufer einen Luftkampf. Unter anderem einmal, als Mittagspause war und wir beim dortigen Lehrer zu Hause am Eßtisch saßen. Wir hörten von oben

das Geräusch der automatischen Bordwaffen. Wir liefen auf den Hof. Am Himmel sahen wir zwei Maschinen. Bald darauf stürzte die eine ab. Wir hörten ein Heulen und sahen einen Mann an einem Fallschirm. Die Maschine knallte nahe bei uns auf und geriet in Brand. Wir stürmten mit Forken und Eisenstangen auf die Stelle zu, an der der Pilot gelandet war. Wir nahmen an, daß er Deutscher sei. Aber es war einer von unseren Fliegern. Sein Haar und die Wimpern waren versengt. Er fuhr sofort zum Bahnhof.

Das war zu der Zeit, da die Deutschen die Herren der Luft waren.

Abends stiegen am westlichen Himmelsrand grünlich-kalte Raketen auf. Wir hörten von Tag zu Tag stärker werdenden Geschützdonner. Die Abende waren still, dunkel und kühl und erquickten uns nach der harten Arbeit und dem Durst des Tages. Das Gras wurde feucht. Eine Nachtigall sang irgendwo ganz nahe im Gebüsch. Und wenn du dein Ohr an die feuchte, kühlende Erde preßtest, konntest du deutlich fühlen, wie die Erde zitterte, als ob sie vor Weinen bebte. Und wenn der Abend sich zur kühlenden Nacht verdunkelte, züngelten am Lugaer Himmelsrand die Flammen des Krieges.

Ich erinnere mich noch so lebhaft an die damaligen Juniabende. Ich erinnere mich, wie wir die Stellung wechseln mußten und in einer solchen kühlen frühen Nacht mit dem Zug zum Bahnhof Wolossowo kamen. Wir wurden in einen nahegelegenen Birkenwald geführt. Man sagte uns : "Seht euch vor, das Gelände wird bombardiert und steht unter Artilleriebeschuß!"

Der Birkenwald war ein duftender, ruhiger russischer Birkenwald, und das Gras war so frisch, so sommerlich, daß ich nicht glaubte, was man uns sagte. Erst in der Frühe, als es tagte, als ich sehen konnte, merkte ich, daß neben mir ein Käppi lag, voll Blut, ganz voll Blut. Und mein Kamerad, ebenfalls ein Architekt, der Architekt Wiktor Jarossalow, fand nahe seinem Lagerplatz einen Finger, den Mittelfinger eines Menschen.

WIR PROBTEEN gerade die Operette "Das Fabrikmädchen". Ich sah, wie mitten in der Probe jemand aus dem Büro kam – ich entsinne mich jetzt nicht mehr, wer es war – und dem Regisseur etwas ins Ohr flüsterte.

Sofort unterbrach der Regisseur die Probe. "Heute früh haben die Deutschen in breiter Front vom Schwarzen bis zum Eismeer die sowjetische Grenze überschritten."

Ich hatte die Heldenrolle in diesem Stück.

Wir waren verwirrt.

Viele hatten feuchte Augen.

Die nächsten Tage und Wochen machten uns die Situation klar. Wir wußten, daß die Deutschen angriffen, daß die Finnen angriffen, daß jetzt Krieg war und daß wir einen kühlen Kopf behalten mußten. Wir gingen an die Arbeit wie früher.

Und ich kann sagen, daß wir verbissen arbeiteten. Es gab bei den Proben kein Zuspätkommen mehr, und in unserem sich enger zusammenschließenden Ensemble wurden auch die kleinen Rollen als wichtig angesehen.

Die ersten Kriegsmonate hatten keinen unmittelbaren Einfluß auf unsere Kunst: die Stimme des Sängers war dieselbe wie vorher. Der Krieg wirkte sich mehr im Unterbewußtsein aus. Man fragte sich in aller Stille: was wird morgen sein, was übermorgen?

Solche Besorgtheit zeigte sich zum Beispiel darin, daß manche Menschen Lebensmittel auf Vorrat zu kaufen begannen. Und das war verständlich, denn die Stimme eines Sängers versagt, wenn sein Magen leer ist.

Ich konnte aus irgendeinem Grund keine Lebensmittel auf Vorrat kaufen, ich hatte auch nicht das Gefühl, daß Leningrad einmal unter Lebensmittelmangel leiden würde.

Im Herbst dann, als es das Brot schon auf Karten gab und die Rationen herabgesetzt wurden, wirkte sich meine Unbekümmertheit sofort auf das Leben unserer Familie aus. Wir waren eine große Familie: drei Schwestern, meine Mutter und der Mann einer meiner Schwestern. Mein Vater war ein bejahrter Mann und litt als erster unter dem Nahrungsmangel. Wir lebten zu fünft in einer Wohnung, aber als dann das kalte Wetter kam, zwängten wir uns wegen der Heizungsprobleme alle in einem Zimmer zusammen.

Die Möbel hätten ja auch gar nicht für die ganze Wohnung ausgereicht. Sie wurden nämlich als Brennholz verwendet. Hier kurz die erste Phase der Belagerung für meine Familie und mich, die Ouvertüre der Belagerung: Man lebte in der Hoffnung auf bessere Tage. Der Frühherbst war sonnig und warm. Die Lebensmittelrationierung schien nicht gefährlich.

In jenen Wochen fand man noch zu Hause etwas Eßbares, das in irgendwelchen Kammern vergessen worden war. Das war zwar selten, kam aber hin und wieder vor. Auch ich fand einmal eine Tüte mit altem Zwieback. Die Hausgehilfin hatte sie seinerzeit liegenlassen. Ich kratzte den Schimmel ab und wärmte die Zwiebäcke auf dem Gasherd an, und so wurden sie dann gegessen. Noch vor einem Monat wären sie in den Mülleimer gewandert.

Wir bewegten uns die ganze Zeit über unter den Soldaten, die Leningrad verteidigten, und traten an der Front auf: unsere Ballerinen tanzten, und wir Solisten sangen die Partien, die wir auch im Theater zu spielen hatten. Im Theater begannen die Vorstellungen gewöhnlich um vier oder fünf Uhr, damit die Zuschauer rechtzeitig zum Abend nach Hause kamen. Oft fuhren wir unmittelbar nach der Vorstellung mit Autos, die schon auf uns warteten, an die Front.

Ich erinnere mich noch genau an meinen ersten Luftangriff. Das war schon im Sommer, im August. Wir stiegen auf dem Finnischen Bahnhof in den Zug und fuhren eine Zeitlang, dann stiegen wir aus und gingen zu Fuß vom Bahnhof zum Flugplatz, der auf der anderen Seite eines großen Feldes lag. Wir sollten vor den Fliegern auftreten.

Als wir mitten auf dem Acker waren, sahen wir fünf schwarze Maschinen am Himmel. Sie kamen näher, uns war schrecklich zumute. Jemand sagte, daß es Maschinen der Unsrigen seien. Nein, man wollte es nicht glauben, die Angst nahm zu. Und sie erwies sich als begründet. Wir sahen, wie schwarze Tropfen aus den Maschinen herabfielen, wir hörten ein Krachen, und die Erde bebte. Auch unsere Maschinen stiegen auf, Kampfflugzeuge; am Himmel wurde geschossen, es knallte.

Das war das erstemal, daß wir einen Angriff erlebten. Wir wußten nicht, wie wir uns verhalten sollten.

Einige von uns versuchten ihren Kopf an die Erhebungen auf dem Acker zu pressen, ein anderer drückte seinen Kopf gegen die Wurzeln einer kleinen, schlanken Birke.

Uns allen schien die Hauptsache zu sein, daß gerade der Kopf versteckt war. Ich hatte einen großen schwarzen Koffer mit Messingbeschlägen bei mir. Ich öffnete ihn und steckte meinen Kopf hinein. Ich dachte: Jetzt können die Maschinen wenigstens auf deinen Kopf keine Bomben werfen. Aber ich hörte, wie die am nächsten liegenden Genossen mir zuriefen: "Anatoli, was machst du? Du lenkst die Bomben auf deinen Kopf. Wirf den Koffer weg, der hat ja ein glänzendes Schloß, die sehen das Messingschloß von oben!"

Ich schleuderte den Koffer weit weg.

Die Maschinen kamen näher. Da richtete sich Janet auf, auch die Boldyrewa. Sie hatten etwas weiter weg eine Kuhle entdeckt, liefen dorthin und ließen sich, mit dem Kopf voran, in sie hineinfallen. Aber am anderen Rand der Kuhle erhoben sich Geschützrohre gen Himmel, und die begannen fürchterlich zu schießen.

Es war unsere Fliegerabwehr, aber die Erschütterung war zu stark für Janet und die Boldyrewa; sie liefen aus der Kuhle wieder zu uns zurück, halbtot vor Angst.

Die Zeit bricht sofort entzwei, wenn der Mensch bis hierher gekommen ist und seine Gefühle, seine Handlungen, Hoffnungen und Träume mitbringt.

Der August und September 1941 sind nach der Zeitauffassung der deutschen Belagerer Leningrads heute noch Präsens. Sie schreiben ihre Erinnerungen nieder, in denen sie jetzt noch darüber weinen, daß sie nicht in Leningrad eindringen konnten. Sie leben immer noch an der Wende vom August zum September 1941 und versuchen ihre Leser davon zu überzeugen – zum Beispiel tun das die beiden Kommandeure der Panzereinheiten Hoepners: Reinhardt und von Manstein –, wie hervorragend die deutsche Armee war, wie gebildet ihre Kommandeure, aber bekanntlich seien sie ja von einer Herde von Psychopathen geführt worden, und diese Herde habe sie um die Freude der Eroberung Leningrads gebracht.

Diese Belagerer haben das Weichbild Leningrads noch heute nicht verlassen. Sie sind noch immer dort und stellen sich wütend die Frage: Warum? Und sie denken sich Gründe aus. Schließlich kommen sie alle zu dem gleichen Schluß: wir hätten Leningrad genommen, wenn nicht Hitler und sein Stab uns geführt hätten.

Sie sind Christen und glauben an ein Leben nach dem Tode.

Nicht einmal der Tod befreit sie vom Präsens.

Noch in alle Ewigkeit zürnen sie sich selbst: warum? So hat sie ihr eigenes Christentum dazu verurteilt, von Ewigkeit zu Ewigkeit die Belagerer Leningrads zu sein.

(O mein Leser, wenn du ein Christ bist, brauchst du ein noch überzeugenderes Zeichen für die Existenz der Hölle?!)

"Die Stimme des Operettensängers war dieselbe wie vorher", sagte Anatoli Slonimski. Er bedauerte hinterher nur, daß er sich hinsichtlich der Lebensmittel so sorglos verhalten hatte, denn er hatte einen alten Vater.

Shorshik Roshdestwenski hatte am 7. April 1941 sein vierzehntes Lebensjahr vollendet. Er ist niemals fünfzehn Jahre alt geworden, denn am 23. März 1942 brach er auf, seinen Vater zu suchen. Der Vater sollte damals aus dem Lazarett zurückkehren und wollte seinen Sohn aus der belagerten Stadt herausbringen.

Shorshik schrieb seinem Vater ins Lazarett. Der Vater war verwundet. An der finnischen Front. Wenn wir die Briefe des Jungen verfolgen, erleben wir einen ganz neuen August und September 1941. –

3. August, 10 Uhr.

Lieber Vater,

Vorhin waren gerade drei deutsche Kampfflugzeuge über der Stadt. Eins wurde abgeschossen. Ich habe in der Tar gestanden und zusehen.

Sehr häufig hört man Schießen. Aber die Flugzeuge habe ich heute zum erstenmal gesehen.

Dein Sohn *Shorshik*

30. August 1941.

Lieber Vater,

Tamara, Olja und Natascha sind auch hierher gekommen. Sie kamen aus Posjok, weil die Deutschen von dort nur noch drei bis vier Kilometer entfernt waren. Liisa, Anja und Minda sind auch hier, weil es jetzt gefährlich ist zu reisen. Hier in Leningrad ist es ziemlich ruhig. Alarm gibt es zwar, aber Deutsche sind nicht aufgetaucht.

Hoffentlich bleibt Leningrad heil.

Dein Sohn *Shorshik*

Leningrad, 31. August 1941.

Lieber Vater,

ich habe erfahren, daß in der ganzen Sowjetunion am 1. September die Schule beginnt, aber hier in Leningrad beginnt sie erst am 10. September, so daß ich noch zehn Tage faulenzeln kann.

In der Stadt treffe ich nur Igor und Shenja Galanin. Vater, ich schicke Dir ein Paket. Ich lege Papirossy, Schokolade und Kekse hinein. Etwas anderes kann ich nicht schicken. Das nächstemal schicke ich Dir Briefumschläge und Papier, weil Du davon ein bißchen wenig zu haben scheinst. Sag mal, Vater, warum fragst Du immer, ob ich am Leben bin? Weißt Du, ich bin nicht nur am Leben, sondern auch gesund und esse gut. Auch Oma ist in guter Verfassung. Wir warten nur ab, was passiert.

Ich glaube, daß in Leningrad keine Deutschen herumspazieren werden.

Na ja. Grüße von Oma. Mutter schreibt weiter.

*Shorshik*

Lieber Shenja,  
Shorshik und ich haben Dir zusammen geschrieben, und wir haben  
einzeln geschrieben, aber Du erhältst die Briefe wohl immer nicht. Wie  
geht es Dir? Wegen des Jungen kannst Du beruhigt sein. Wir vertragen  
uns schon. Ich gebe ihm jeden Tag einen Rubel für Eis.

Ich küsse Dich.

*Lilja*

Ich bestätige:

Mutter und ich verstehen uns wirklich gut. Sie gibt mir jeden Tag einen  
Rubel.

*Shorshik*

Shorshik schreibt seinem Vater mit der Genauigkeit einer Uhr, was zu  
jener Zeit im August geschah. Die Erwachsenen geben sich auch Mühe,  
aber die Ereignisse des August sind bei ihnen schon so fest mit den  
Ereignissen des September verschmolzen, daß sie sich im nachhinein  
beim Erzählen nicht mehr so genau an sie erinnern.

Sie gruben für die Soldaten Verteidigungsstellen, umgaben die  
Kulturstätten, von denen es in Leningrad sehr viele gibt, mit schützenden  
Wänden und warteten ab. Die Front rückte näher. Nur wenige wollten sich  
evakuieren lassen.

Jetzt hätte noch die Möglichkeit dazu bestanden.

Als man der Opernsängerin Sofia Preobrashenskaja vorschlug, sich  
evakuieren zu lassen, antwortete sie: "Ich habe neun Seelen. Allein dafür  
müßte ich neun Paar Filzpantoffeln haben! Wohin sollte ich wohl gehen,  
wenn ich meine Stadt verlasse?"

VON DEN Leningrädern, denen ich begegnete, erinnerten sich nur  
diejenigen an die anderen Ereignisse des Herbstanfangs, die im August  
etwas Besonderes erlebt hatten, so zum Beispiel Alexandr Pergament, der  
während der Belagerung künstlerischer Leiter am Theater der Baltischen  
Flotte war. Er ist heute Dozent am Leningrader Kulturinstitut. –

Unser Theater gastierte in Estland, als der Krieg ausbrach. Dann wurde  
das Ensemble in kleinere Gruppen aufgeteilt, die vor den Soldaten  
auftraten. Ich kannte damals die Kriegssituation nicht und verstand die  
Soldatensprache ebensowenig wie jetzt. Ich weiß nur, daß wir am  
26. August 1941 mit dem Schiff von Estland nach Leningrad reisten.  
Mit demselben Schiff fuhren die Mitglieder und Angestellten der  
estnischen Regierung.

Die Seereise war hart. Soweit ich weiß, war es das letzte Schiff von Tallinn, das in Leningrad ankam.

Wir wurden so sehr beschossen und aus der Luft bombardiert, daß der Finnische Meerbusen zuweilen an einen kochenden Wasserkessel erinnerte. Achtzehn unserer Schauspieler starben auf der Fahrt, das Schiff aber ging nicht unter. In Leningrad bereiteten sich die Menschen auf den Kampf um ihre Stadt, ihre Häuser, ihr Leben vor. Es hieß, jedes Haus sei eine Festung. Es wurden Brandflaschen gestapelt, mit denen man die deutschen Tanks vernichten wollte.

Wir setzten gleich unsere schauspielerische Arbeit fort: wir traten an der Front auf, in Lazaretten und im Wyborger Kulturhaus.

Clodts "Rossebändiger" waren aus Gründen der Sicherheit in den Sommerpark gebracht worden, wo man sie mit einer dicken Erdschicht bedeckt hatte: so entstand ein Erdhügel. Als er im nächsten und übernächsten Sommer mit Gras bewachsen war, führten wir dort Schauspiele auf. Unter anderem fand auf dem Hügel die Premiere von Konstantin Simonows Schauspiel "Russische Menschen" statt.

DER KOMPONIST Walerian Michailowitsch Bogdanow-Beresowski lebte mit seiner Familie in Puschkin, dem ehemaligen Zarskoje Selo. Er wohnte dort schon fast zehn Jahre im rechten Flügel des ehemaligen Palais Katharinas der Großen. –

Von dort aus ging ich fast jeden Tag nach Leningrad und beteiligte mich mit den Leningrader Komponisten und Musikschaaffenden an all den Aufgaben, die vom Standpunkt der künftigen Verteidigung der Stadt notwendig waren. Wir löschten unter anderem Schiffe, die Balken geladen hatten. Wir hielten Nachtwache in unserem Haus, dem Haus des Komponistenverbandes in der Rossistraße, ebenso wie die anderen Menschen ihre Häuser bewachten. Dann ging ich ins Theater und ins Musikinstitut und hielt Vorlesungen über Musik, wie in Friedenszeiten. Wenn ich abends nach Hause, nach Puschkin, kam, beteiligte ich mich dort an den Arbeiten für die Verteidigung. Ich erinnerte mich, wie ich oft spätabends zusammen mit meiner Frau und unseren Puschkiner Nachbarn Panzer- und Splittergräben aushob. Das war in der Nähe des Babolowski-Parks, in der Kitaiskaja Derewnja, dem Chinesischen Dorf. So vergingen die Tage.

Wir waren müde vom Schufften, aber das Warten darauf, daß etwas passiere, versetzte uns in einen Zustand fiebriger Spannung.

Nach Puschkin flohen Menschen aus jenen Gegenden, die in die Hände der Deutschen gefallen waren: aus Toropez, Pichkowa, Welikije Luki, Wyriza.

Jeden Tag sahen wir hoch über dem Ort deutsche Flugzeuge. Sie flogen keine schweren Angriffe, warfen aber hin und wieder doch eine Bombe ab, und unsere Flakbatterien schossen hinter ihnen her. Am 27. Juni – es war ein Sonntag – warfen die Deutschen blindlings eine einzige Bombe ab. Sie traf das Häuschen des Waldhüters im Babolowski-Park. Der alte Wärter, der schon zum Inventar des Parks gehörte und wohl schon zur Zeit des Zaren hier gewesen war, wie auch sein Hund Tusik wurden getötet.

Einige Wochen zuvor hatte ich, wenn ich im Park spazierenging, oft mit angehört, wie sich der Alte freundlich mit Tusik unterhielt.

Das war der erste Todesfall. Er macht mich nachdenklich: der Krieg begann im Juni, aber wie weit, wie unerreichbar weit liegt dieser Juni zurück!

Zeitweilig flogen die Deutschen bedrohlich tief, so tief, daß man mit bloßem Auge das Kreuz am Flugzeugrumpf und den Piloten in der Kanzel erkennen konnte.

Und wenn man darauf wartete, daß sie schießen oder Bomben werfen sollten, dann taten sie keines von beidem. Das bringt einen in Wut, weil schon der gestrige Tag so fern scheint und die Zukunft keine klaren Konturen hat wie in Friedenszeiten. Ich weiß nicht, was ich im Herbst machen werde und wie er sein wird und wann er sein wird; da ist nur das Abwarten, das Horchen auf die eigene Unruhe und das im Hintergrund von Tag zu Tag stärker werdende Getöse der Artillerie.

Es ist Mittwoch, der 13. August. Der Tag ist zu Ende, die Nacht bricht an, eine warme, wohlige Augustnacht. Das Gras ist sicher feucht vom Tau. Das weiß ich nicht, aber ich nehme es an. Ist es doch immer so gewesen in den vergangenen Augustmonaten. Ich war gerade aus Leningrad nach Hause gekommen. Ich konnte nicht einschlafen. Ich hörte ein Geräusch am Himmel. Ich ging ans Fenster. Eine deutsche Maschine war ins Strahlenkreuz unserer Scheinwerfer geraten. Ich sah, wie sie zu entkommen suchte, es aber nicht schaffte; sie wurde abgeschossen. Und ich schaute immer noch hier aus dem Fenster unserer Wohnung im rechten Flügel des Katharinen-Palais, mit dem Blick nach Sofija. Ich beobachtete, wie der deutsche Flieger sich seinem Fallschirm anvertraute. Auch er geriet ins Strahlenkreuz unserer Scheinwerfer, und die Kugeln peitschten und prallten auf seinen schlaffen Körper.

18. August, Montag.

Und wieder ist es Abend. Heute sind wir nach Leningrad umgezogen. Es war sinnlos, noch in Puschkin zu bleiben. Es war voll von Flüchtlingen, die von überallher vor den Deutschen davonliefen.

Leb wohl, mein Heim! Leb wohl, wunderbare Gegend! Alles ist dort geblieben: der Flügel, die Bibliothek, die Noten. Ich habe nur bei mir, was in drei Koffer hineinpaßt, und einige Kompositionen, an denen ich gerade arbeite, auch einige fertige, doch noch ungedruckte Manuskripte.

Freitag, 22. August 1941.

Schon zwei Monate Krieg. Und immer dasselbe Gefühl: Warten, die Ungewißheit des Lebens und harte Arbeit. Die Möglichkeit eines plötzlichen Todes oder einer jähen Veränderung für dich, für deine Angehörigen. Was ist morgen: die Front, Evakuierung oder Straßenkämpfe?

Ich weiß noch nicht, wo wir einziehen. Bei meiner Mutter in Lermontowsk war es zu beengt. Da können wir nicht bleiben und ihr zur Last fallen. Wir haben in diesen Tagen bei Sawins gewohnt, den Eltern meiner Frau. Die beiden Brüder meiner Frau, Schura und Andruscha, kämpfen vor Leningrad.

Viele unserer Bekannten lassen sich evakuieren und bieten uns ihre Wohnungen an.

Vorgestern war ich im Konservatorium. Im letzten Semester las ich dort zum erstenmal über Sowjetmusik. Serebrjakow, Ginsburg und Arapow wollten mich überreden, mit dem Konservatorium nach Taschkent zu gehen. Rensin stellte gerade die Evakuierungsliste auf und drängte mich, meinen Namen auf die Liste setzen zu lassen. Spätestens bis gestern mußte man Bescheid geben. Rensin hatte mich schon aufgeschrieben. Jetzt hat er mich wohl schon wieder aus der Liste für den Evakuierungszug des Konservatoriums gestrichen. Ich will nicht wegfahren, weil meine Mutter krank ist. Das hat auch meine Schwester veranlaßt, nicht mit dem Institut für Orientalische Sprachen nach Tomsk zu gehen. Ich will zur Unterstützung meiner Schwester hierbleiben, will ihr bei der Pflege meiner kranken Mutter helfen.

Und außerdem wechselt der verantwortliche Sekretär des Komponistenverbandes, Kruz, jetzt in die politische Führung der Baltischen Flotte über. Er schlägt vor, daß ich sein bisheriges Amt übernehme, denn viele Komponisten sind in Leningrad geblieben. Über den Aufenthaltsort unseres Vorsitzenden Dunajewski wissen wir nichts. Dmitri Schostakowitsch hat interimistisch die Aufgaben des Vorsitzenden

übernommen, aber auch er ist aufgefordert worden, nach Kuibyschew oder Tomsk zu fliegen. Das Puschkin-Theater wird nach Nowosibirsk evakuiert, und Stscherbatschew geht mit. Tschulaki und Dsershinski wiederum gehen mit der Maly-Oper nach Tschkalow. Jochelson und Gladkowski gehen nach Ufa.

Und der Chef der Abteilung Kunst, B. I. Sagurski, schlägt mir dasselbe vor wie Kruz.

Ich bleibe also sowohl wegen meiner Mutter als auch wegen des Komponistenverbandes. Irgend jemand muß sich doch um die Angelegenheiten der Komponisten kümmern, geschehe, was da will.

Und jetzt, da ich den Entschluß gefaßt habe, fühle ich mich erleichtert.

Sonnabend, 23. August.

Leningrad ist ungewöhnlich lebhaft und erregt und – ja, so schön wie eh und je. Die Straßen sind dieselben und doch nicht dieselben. Die Menschen haben etwas Überreiztes an sich. Jetzt, da ich mich entschlossen habe hierzubleiben, bemerke ich es.

Ich habe heute gesehen, mit welcher Begeisterung Männer und Frauen in der Innenstadt Sandsäcke zum Schutz der alten, architektonisch wertvollen Stätten aufhäufte. Die Plastiken sind mit Torf und Sand geschützt und von oben bis unten mit Brettern versehen. Clodts "Rossebändiger" sind in den Sommerpark gebracht und eingegraben worden. Die Kolonnaden in der Apraxingasse wurden mit Sand und Holz geschützt. Ebenso der Gostiny Dwor, die Markthalle. Die Kirchenkuppeln werden mit einer dunkelgrün-braunen Mischung bestrichen und mit einer Plane oder einem Netz bedeckt, die dann mit Schutzfarbe getarnt werden. Die Asphaltflächen der großen Plätze sind so gestrichen worden, daß sie vom Flugzeug aus wie Häuser aussehen, während die Dächer vieler Häuser wiederum mit Farbe in einen scheinbaren Park verwandelt worden sind.

Wie beruhigend es doch für mich ist, hier spazierenzugehen und sich umzusehen, nun, da ich die Ungewißheit losgeworden bin und den Gedanken an eine Evakuierung völlig aufgegeben habe.

Ich habe das Gefühl, als sei mir Leningrad noch vertrauter geworden, als sei jeder altbekannte Ort nun ein Teil von mir.

Leningrad, mein geliebtes Leningrad, ich bin jetzt an dich gebunden, bin eins mit dir, auch wenn wir unsere Zukunft nicht kennen.

Doch bin ich nicht mehr unruhig. In mir wohnt der Friede des Verzichts.

An den in die Vorstadt führenden Hauptstraßen sind feste Bunker gebaut worden, und in den Wänden der Eckhäuser befinden sich Schießscharten

für Panzerabwehrgeschütze und Maschinengewehre. In den Straßen wurden Barrikaden errichtet. Ich gehe spazieren und sehe sie mir in Ruhe an. Ich denke: vielleicht werde ich auch einmal dort stehen und schießen. Dann fahre ich zusammen, erwache, bin wieder in der Wirklichkeit: Begeistere dich nur nicht, mein Lieber, du weißt ja nicht einmal, wie man mit einer Waffe umgeht! Jedenfalls hat Leningrad seine Stacheln wie ein Igel aufgerichtet, um die Angreifer zu empfangen.

Und die Tage sind weiterhin erstaunlich schön. Der ganze August ist trocken und klar gewesen. Und der Augushimmel in diesen Breitengraden! Jeder Mensch, der an der Grenze der Nadel- und Laubwaldzone lebt, weiß, wie hoch und klar der Augushimmel ist und wie blau.

Unser Sommer ist nicht eintönig, so wie zum Beispiel der Sommer der Mittelmeerländer. Hier knallt die Sonne nicht um sechs Uhr vom Himmel herab, sondern sie kommt sacht, mit der Morgendämmerung; hier sind die Abende lang, und der Mensch weiß, daß es sich zur Nacht abkühlt. Aus diesem Grund lebt die Natur in der russischen Literatur und Musik, seit Puschkin und Mussorgski. Man denke nur an Lewin in "Anna Karenina", wenn er auf der Jagd ist, wie er mäht, wie das Heu duftet. Die Natur lebt hier in der Seele der Menschen.

Ein französischer Schriftsteller kann die Natur nie so beschreiben. Für ihn ist sie immer etwas Abstraktes. Vielleicht ist gerade aus diesem Grunde der Mensch in der französischen Literatur trockener, berechnender, intellektueller.

Ich bleibe also hier, obwohl ich vielleicht gar nicht zu einem guten Soldaten taugt. Doch wenn es hart auf hart kommt, weiß ich bestimmt, was ich zu tun habe; kann ich doch so sehr auf unsere Art fühlen, meine Aufzeichnungen machen und Musik schreiben auf unsere Art, so daß die Natur in der Seele des Menschen lebt.

Diese klaren Tage regen mich an, so zu denken, wie ich vor dem 22. Juni dachte und fühlte. Ich vergesse ganz, daß fortwährend gutes Flugwetter ist. Über der Stadt ist in kurzen Abständen das eintönig surrende Geräusch der Messerschmittflugzeuge zu hören. Daran unterscheidet man sie leicht von unseren Rata-Jägern.

Auf dem Newski sieht man jetzt mehr Menschen als je zuvor. Hier fließt ein ununterbrochener Strom von Evakuierten. Ich habe gehört, es seien jetzt sieben Millionen Menschen hier. Ich kenne die genaue Zahl nicht, aber von überall haben sich hier Menschen angesammelt, auch aus den Nordwestge-bieten und aus Karelien.

Sie mußten aus ihren Heimstätten fliehen, in die die finnischen Soldaten eingedrungen waren.

ICH MÖCHTE noch einen Augenblick im August 1941 verweilen, bevor sich der Belagerungsring schloß.

Ich wollte wohl mit der Kirow-Division vom "Gorki"-Haus aus in den Krieg ziehen, an die Front. Lidia Vasten und Sascha Maslennikow fuhren mit demselben Zug.

Und wie Lidia berichtete, war die Abreise fröhlich. Die Fahrt sollte sich bald anders gestalten. Als wir auf der Station Bassezkaja abgesetzt wurden, sah es dort schrecklich aus. Die Artillerie schoß. In der Luft prasselte es. Ein Getreidefeld stand in Flammen. Wir Künstler wurden in einen Wald geführt. Dort standen sehr hohe Bäume. Wir hatten die Absicht, dort unser erstes Konzert für die Soldaten zu geben, die außerhalb von Bassezkaja kämpften und bald wieder dorthin zurück mußten. Weil ich die kleinste und schlankeste Person in der Truppe war, mußte ich mit meiner Darbietung das Konzert eröffnen.

Ich stand auf den Raupenkettten eines Panzerwagens und sang. Das war unsere Konzertbühne.

Dann trug ich zusammen mit Maslennikow aus den Operetten vor, die wir nach Kriegsbeginn probten.

Eine Episode ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Als die Vorstellung zu Ende war, kamen einige Soldaten zu mir. Einer hatte eine Tüte in der Hand, ein anderer einen Zettel. Sie gaben mir beides, lächelten, wendeten sich um, gingen zurück zu ihren Panzerwagen.

In der Tüte waren Bonbons. Auf dem Zettel stand ein kleines Gedicht. Ich vergesse es nie.

Wie viele Tschaikowskis,  
wie viele Mozarts,  
wie viele Maxim Gorkis,  
August, du blinde Zeit,  
tötest du noch ungeboren?  
Steh still, blinde Zeit!

Etwas anderes hatten sie nicht zu geben. Dennoch habe ich nie ein wertvolleres Geschenk empfangen als die Bobontüte und das Gedicht auf dem Zettel.

ZUR SELBEN Zeit, da Sascha Maslennikow an der Front Duette sang, studierte sein ältester Sohn, Schurik, an der Medizinischen Akademie. Zu Hause waren seine Frau und Walentin.

Kapitolina Kondratewna Maslennikowa schrieb in ihr Tagebuch: "Unser Haus ist leer geworden. Waljuschka und ich fühlen uns wie Waisen. Von nun an werden die Häuser bewacht, der Luftschutzdienst wurde eingeführt. Ich bin für zwei Häuser verantwortlich. Ich schreibe Dienstpläne und tue selber Dienst – Tag und Nacht, wie die andern auch. Meinen Jungen Walja habe ich für meinen Dienst als freiwilligen Feuerwehrmann eingetragen, damit wir zu zweit sein können. Und mit ihm laufe ich dann bei jedem Alarm auf den Hausboden, um auf Brandbomben zu achten. Die Tage gehen dahin. Von Sascha kommen selten Briefe von der Front. Ein Monat ist vergangen. Die Unseren haben sich zurückgezogen... Und ein paar Tage vor Waljas Geburtstag kam Sascha von der Front nach Hause. Ich hatte das Gefühl, daß Walja und ich es gar nicht schaffen würden, uns über alles mit dem Vater, dem Ehemann auszusprechen."

*Steh still, August!*

Ich möchte noch einen Augenblick bei dem vierundzwanzigsten Juni verweilen, bevor der Belagerungsring sich schloß. Ich weiß immerhin, daß es unter den damaligen Bedingungen ein gewöhnlicher Leningrader Tag war: die Menschen gingen zur Arbeit, kamen von der Arbeit, hoben Laufgräben aus, taten Dienst, warteten und hörten die Geräusche der Artillerie deutlicher als am Vortag.

Walentin Maslennikow wurde damals sechzehn Jahre alt. Steh still, August, denn der 24. war Valentins letzter Geburtstag. Ich will noch einen Augenblick bei ihm verweilen, ihm zum Gedenken, denn Walentin ist einer jener sechs-hundertzweiunddreißigtausend ..., oder wie die Zahl nun war.

AN JENEM Morgen kam als erster Gratulant Valentins Mathematiklehrer Pjotr Wassiljewitsch Tufanow mit seinem Sohn Kirjuscha. Er brachte Walentin Bücher. Und wieder begannen Lehrer und Schüler zu diskutieren; die Diskussion ging allmählich in einen begeisterten Disput über.

Oh, wie wohl war mir, sie so sitzen zu sehen.

Da saßen sie und redeten wie früher, als wenn es überhaupt keinen Krieg gäbe. Das Hobby unseres Waljuschka war die Mathematik, und er war in diesem Fach wirklich begabt. Am Abend kam auch Schurik nach Hause, er brachte Ljuba Samoilowa mit. Großmutter und Walja Loktewa kamen zusammen. Walja ist die Tochter der Schwester meines Mannes.

Auch sie brachten Bücher.

Alle Lebensmittel waren schon rationiert, und die Menschen mußten sparsam mit ihnen umgehen, aber wir hatten noch von allem herrlich viel.

Wir hatten auf Karten Butter, Käse, Wurst, Schinken und Pralinen bekommen. Konfitüre, Gemüse- und Fleischsalat und Hering gab es im selben Laden noch "ohne".

Alles war wie früher, aber doch irgendwie anders.

Ein herrliches Abendessen: in Sahnebutter geschmorter Kohl. Nur die Piroggen fehlten. Die konnte ich nicht backen. Ich bekam auch nirgendwo Kuchen und Brezeln. Ich suchte in vielen Geschäften, aber es gab sie nicht mehr. Walja ging auf meine Bitte in die Läden auf dem Newski, aber der Kuchen war alle.

Es war trotzdem ein großartiger Geburtstag für uns alle, besonders für mich; ich kann von der Erinnerung an Walentin gar nicht wieder loskommen. Ich bin doch seine Mutter.

## Guernicanischer Herbst

1. September 1941, Montag.

Dies ist jetzt also der Monat, da sich die Blätter der hohen Bäume im großen Park in Puschkin mit Gold- und Brauntönen färben; der Monat der herben Morgen, da die Kinderstimmen weithin zu hören sind. Der herrlichste Monat in diesen Breitengraden, meiner Meinung nach.

So war es früher. Ober diesen September kann ich im voraus gar nichts sagen. Vielleicht wachsen an den Linden in Puschkin Pferdeköpfe. Nur: es scheint so, daß ich im September nicht in Puschkin sein werde.

Wir wohnen jetzt schon seit neun Tagen in der Wohnung der Kuschnarews. Sie sind mit dem Konservatorium nach Taschkent gezogen. Die Wohnung befindet sich in der Perowskajastraße. Alle Fenster sehen zum Gribojedow-Kanal hinaus. Wenn ich auf dem Balkon stehe und nach rechts schaue, sehe ich einen Flügel der Kasankathedrale, die Bankbrücke über den Gribojedow, ihre Löwenkulpturen und das eiserne Gitter der Staatsbank.

Ich merke, daß ich vergesse, die adlerköpfigen, goldflügeligen Löwen der Bankbrücke anzusehen. In der griechischen Mythologie waren sie die Wächter des Goldes. Was bewachen sie jetzt, in der "Leningrader Mythologie"?

Wenn ich vom Balkon nach links schaue, sehe ich die eigenartige Kirche, die an der Mordstätte Alexanders II. erbaut worden ist. Eine Auferstehungskirche, ein wunderlicher Spuk. Der Architekt hat da nach dem harmonischen Eindruck gestrebt, den die Kathedrale des Heiligen Basilius auf dem Roten Platz in Moskau macht, und diesen merkwürdigen Bastard geschaffen.

Diese Wohnung hat vier Zimmer. Meine Frau und ich wählten sie aus vielen Angeboten nur deswegen aus, weil sie in der Nähe der Rossistraße liegt, in der sich das Büro des Komponistenverbandes befindet.

Seitdem ich den Gedanken an Evakuierung aufgegeben habe, besteht mein Dasein aus geregelten Beamtentagen.

Je mehr von ihnen vergehen, desto mehr beginnen sie einander zu ähneln. Ich stehe früh auf: zwischen sechs und halb sieben. Gegen zehn Uhr gehe ich in den Verband, in dem ich den ganzen Tag verbringe. Fast alle meine in Leningrad gebliebenen Komponistenkollegen kommen jetzt nur selten in den Verband. Sie suchen mich nur auf, um etwas zu hören, zu holen, um herumzuhorchen, ihre Unruhe loszuwerden, zu sprechen.

Für mich war es anfangs ungewohnt, sie als Beamter zu betrachten. Es war, als betrachtete ich mein früheres Ich. Ich war ja vorher noch nie mit solchen organisatorischen Aufgaben betraut gewesen, war kein Beamter, wenn man meine frühere Arbeit als Musikdozent nicht als Beamtenarbeit betrachten will.

Wir sprechen im Laufe des Tages über die verschiedensten Dinge. Jemand möchte sich mit seiner Familie evakuieren lassen, kann sich aber nicht entscheiden, ob er nun fahren soll oder nicht. Er stellt mir die Sache immer wieder dar, fragt mich, fragt seine Kollegen. Ich sehe seine Unruhe und weiß, daß er komponieren oder sein neues Orchesterstück instrumentieren möchte. aber ich mag nicht sagen, daß er sich selbst entscheiden muß. Ein anderer wieder kommt zu mir und möchte unbedingt wissen, in welchen Gaststätten Komponisten essen dürfen und für wie lange diese Regelung gedacht ist. Als ob ich sagen könnte, wie lange der Krieg dauern wird. Ein dritter ist besorgt um seine Lebensmittelkarten. Zu all dem kommen gemeinsame Angelegenheiten wie die Hilfsarbeiten in der Stadt, die Verteilung der Arbeitsplätze und die notwendigen Aufsichtsdienste hier im Haus in der Rossistraße bei Luftangriffen und Artilleriebeschuß. Dann sind da noch die allgemeinen Angelegenheiten: vom Krieg wird gesprochen, man erzählt einander Frontneuigkeiten, debattiert über Napoleons Krieg, über Tolstois "Krieg und Frieden", und man prophezeit, wann in diesem Krieg die Schlacht von Borodino stattfinden und die Wende eintreten wird. Und das inmitten all des Gewühls, in dem wir unsere Zeitung "Auf Kriegspfad" redigieren und publizieren und mit Karren, mit den Händen und mit Autos das Mobiliar des Musikverlages Orkestroteka hierher ins Haus des Verbandes transportieren.

Offizielle Sitzungen haben wir in der Verbandsleitung zwei-, dreimal am Tag. Wir behandeln die phantastischsten Gesuche. Zweimal in der Woche hören wir uns Frontlieder an und lassen sie auf Platten vom Orkestroteka pressen. Wir wollen auch gemeinsame Veranstaltungen organisieren, auf denen neue größere Werke von Leningrader Komponisten gehört und diskutiert werden können. Ich weiß, daß sie für die Komponisten wichtig sind. Sie fühlen, daß sie nicht allein stehen. Und ich möchte glauben, daß sie in diesen Zeiten wichtig für das ganze Land, die ganze Sowjetunion, sind.

G. Popow hat versprochen, anderthalb Akte seiner Oper "Alexandr Newski" zu bringen. W. Shelobinski spielt die "Frühlingssymphonie", Chodsha-Einatow hat zugesagt, sein Klavierkonzert vorzutragen, und Boris Wladimirowitsch Assafjew, jener große Leningrader Meister, hat

versprochen, sein Ballett "Fürst Nulin" sowie Werke für Klavier und Cello und Lieder aufzuführen.

3. September, Mittwoch.

Etwas ganz Eigenartiges geschieht in der Arbeit des Kornponistenverbandes: Wir werden – für alle Fälle – im Gebrauch von Gasmasken unterrichtet, im Werfen von Handgranaten und im Schießen. Unterricht ist alle zwei Tage, gewöhnlich in der Schießhalle. Unser Referent – oder wie sagt man zu einem Soldaten, der im Fach Schießen unterrichtet: wohl nicht Referent, sondern Ausbilder – ist ein sehr netter, höflicher junger Leutnant. Er stellt Forderungen und sieht genau darauf, daß wir lernen, was er sich vorgenommen hat. Wir nehmen das Gewehr auseinander. Mir fällt es anfangs schwer, das Schloß zu öffnen. Dann setzen wir es wieder zusammen. Und wieder macht das Schloß Schwierigkeiten. Dann haben wir Zielschießen. Und gerade hierin ist unser junger Leutnant sehr streng – höflich, aber streng. "Liebe Genossen, darf ich Sie immer wieder daran erinnern, daß man das Auge nicht schließt, wenn man abdrückt."

Ich versuche es ernstlich. An sich ist das Schießen interessant. Ich schaue über Kimme und Korn. Ich versuche die Waffe zu halten, ohne zu zittern, und dann drücke ich ab. Ein Knall. Es ist schwer, da ich noch niemals vorher geschossen habe. Offenbar ist Schußsicherheit eine angeborene Gabe wie das absolute Gehör; denn obwohl ich mich verについて bemühe, gelange ich nur zu befriedigenden Ergebnissen. Ich rangiere unter den Durchschnittlichen. Unser Leutnant lobt Timofejew und Rabinowitsch. Er sagt, ihr "Trefferbild" sei gleich gut gewesen. Völlig daneben schossen dagegen Portow, Peissin und Gan.

4. September, Donnerstag.

Leningrad ist jetzt von schwerer, weittragender Artillerie beschossen worden. In der Rastannajastraße gab es große Schäden und viele Opfer, ebenso in der Tolmatschowstraße. Als ich an diesem Morgen den Newski entlangging, sah ich im Dach des Anitschkow-Palais ein großes Loch. Und ganz bei uns in der Nähe, in der Schwedischen Querstraße, war eine Geschützkugel auf den Hof gefallen; der Hauswart war sofort tot.

Eben gingen Milaschewski, Sofronizki und Deschewow fort. Ich hatte für sie eine Schachtel Pralinen aus dem Restaurant des Hotels Jewropeiskaja gekauft. Wowa spielte für uns den ganzen Abend Schumann und Skrjabin. Wir ließen uns mit ihnen weit fortreiben von diesem Abend, aus diesem Monat, diesem Jahr.

Sie sind vor einer Weile nach Hause gegangen. Es ist jetzt 23.00 Uhr, und richtig: es fängt wieder an. In der Stadt grummelt es. Sie schießen wieder. Bald werden sie eine Pause einlegen, und nach fünfzehn Minuten fangen sie dann wieder an.

Anfang September wurden alle "teuren Läden", in denen es Lebensmittel ohne Karten gab, geschlossen. Im Lebensmittelladen war fortwährend ein fürchterlicher Andrang. Trotzdem ist meine Frau nicht ein einziges Mal mit leeren Händen von dort zurückgekommen. Immer hat sie ein halbes Kilo Zucker oder Gries oder Konservendosen, manchmal sogar einen Auerhahn mitgebracht. Jetzt soll der Laden von allen markenfreien Waren leergekauft sein. Auf dem Markt wird laufend alles mögliche verkauft, aber die Preise sind nicht für uns gemacht: unser ganzes Eigentum ist ja in Puschkin geblieben, wir haben nichts von Wert, das wir auf dem Markt eintauschen könnten.

Wir müssen uns mit den Kartenrationen begnügen.

8. September, Montag.

Heute war ich mit meiner Frau zum letzten Mal in Puschkin. Schischkow hatte uns den Personenwagen des Prokurators besorgt. Dort waren überall Soldaten. Die Zivilisten, soweit es sie noch gab, waren sicher in den Luftschutzräumen, weil nur Soldaten zu sehen waren. Irgendwo in der Nähe wurde ununterbrochen geschossen. Dreimal wurden wir von einer Soldatenstreife angehalten, die die Ausgangserlaubnis verlangte: in Puschkin, in Kusminsk, in Pulkowo,

Ich schreibe dies während eines Fliegeralarms. Es ist Abend. Ich muß Schluß machen. In der Stadt grummelt es. Unsere Luftabwehr schießt wie besessen. – Meine Frau bittet mich zu sich auf den Balkon, wir wollten ein bißchen ausgucken.

Ein Bombardement unterbricht den Komponisten bei seinen Aufzeichnungen. Er geht mit seiner Frau auf den Balkon und schaut hinaus. Es sind Brandbomben. Es brennt.

Schon damals waren alle Landverbindungen Leningrads unterbrochen, denn die Finnen waren am Vortag bis zum Swir vorgestoßen, und in der Karelischen Landenge standen sie bei Beloostrow. Unser Komponist erzählt selbst, daß er mit seiner Frau in Puschkin spazierenging, und als er von dort zurückkam, suchte er noch am gleichen Abend, vor den Bombardements, auf der Petrograder Seite der Stadt die Unterleutnantsschule auf, um dort seine Komponistenkollegen zu treffen.

Geschichtsschreiber sehen in solchen Momenten Entscheidung, Dramatik, Kulmination.

Die Komponisten Gluch, Oganjesjan, Frise und Tomilin waren als Soldaten auf der Unterleutnantsschule. Unser Komponist berichtet: "Es war komisch, diese Jungs in Uniform zu sehen, besonders Frise, den ewigen, typischen scheuen Zivilisten ... Die Männer waren gut aufgelegt, machten ihre Witze, lachten und erkundigten sich begierig nach der Tätigkeit des Verbandes und nach neuen Ereignissen."

Keiner verliert ein Wort darüber, daß sie nun eingesperrt sind. Nicht einmal unser Komponist, der diese Begegnung am nächsten Tag in sein Notizbuch einträgt.

Im Hauptquartier des Feldmarschalls Wilhelm Ritter von Leeb und in den operativen Abteilungen von Küchlers, Hoepners, von Mansteins und Reinhardts erlebt man diese Tage als einen historischen Höhepunkt. Alles ist nach Plan verlaufen. Die Finnen schlossen sich dem entscheidenden Angriff zur selben Zeit an, da die Deutschen von der westlichen Dwina zur endgültigen Eroberung Leningrads losstürmten, wie es schon im Frühjahr 1944 vereinbart worden war.

Die 58. Division steht in Urizki, zehn Kilometer von Leningrad entfernt, die SS-Militärpolizeidivision steht in Krasnoje Selo, die 121. Division steht in Puschkin, die 122. Division bereitet sich darauf vor, im Sturm die Hügel von Kolpino zu nehmen. Die 223. Division ist in Mga, die 227. und die 96. Division haben sich hinter den Kampfspitzen Harry Hoppes und Schwers nach Petrokrepost vorgeschoben, die 12. Panzerdivision bereitet sich, unterstützt von der 6., der 8. und der 12. Infanteriedivision, auf die Einnahme von Tich-win vor, und die Infanteriedivisionen 11, 21, 291, 154 schieben sich auf den Fersen der B. Panzerdivision nach Wolchow und von dort planmäßig weiter zum Swir hin vor, um den dort wartenden Finnen die Siegerhand zu reichen. Der Kommandeur und der Stabschef der deutschen Landstreitkräfte sind in Sorge: Hitler hat erklärt, daß er nicht im geringsten daran interessiert sei, die Einwohner Leningrads zu schonen. Wie werden das die Nerven eines Soldaten der Deutschen Wehrmacht verkraften, wie kann die militärische Zucht aufrechterhalten werden, wenn ... wenn den Soldaten befohlen werden muß, Leningrads Zivilbevölkerung abzuknallen. Und Haider studiert seine Landkarten: wird der Held von Warschau, Hoepner, seinen Trick wiederholen, indem er seine Panzer rasch von Leningrad nach Moskau lenkt und dort von Norden her einstürmt? Vielleicht ist er auch früher in Moskau als der "Schnelle

Heinz" oder der "Kluge Hans".<sup>1</sup> (Die beiden hatten sich vorübergehend östlich von Smolensk festfahren, so daß die deutschen Landstreitkräfte deswegen ihre Pläne ändern mußten. Noch nie dagewesen in der operativen Geschichte der Wehrmacht Nazideutschlands!)

Und im OKW machen Keitel, der "Kleine Keitel" (Reinecke), Jodl und Hitler Pläne für die Zukunft des gesamten Leningrader Gebietes. Die deutschen Industriellen hatten ihnen volkswirtschaftlich begründet, wie nutzlos in Zukunft das Leningrader Gebiet und seine dreißig Millionen Menschen sein würden. Was sollte man mit ihnen im "Neuen Europa" anfangen? Dreißig Millionen Münder, nur zum Füttern! Es sei das beste, sie zu eliminieren. Und wann denn könnte es dazu eine bessere Gelegenheit geben als bei der Eroberung. Dagegen habe man für die Bevölkerung der Ukraine und Weißrußlands Verwendung. Sie sei anfangs nützlich Menschenmaterial beim Aufbau des kulturell erneuerten Europas.

Hitler hält eine Rede. Er verkündet dem deutschen Volk, er sei an den Einwohnern Leningrads nicht im geringsten interessiert, jetzt, da es erobert werde.

Selbstverständlich müßten die Eroberung und der Sieg gefeiert werden. Schließlich sei Leningrad eine vornehme alte Stadt. Und sie sei das Herz der Sowjetunion: dort habe die Revolution begonnen. Dort solle ihr Leben auch enden.

Der "Kleine Keitel" sieht für das Siegesmahl das Hotel "Astoria" vor. Er läßt die Speisekarten schreiben, die Sitzordnung für die festliche Tafel festlegen, die Einladungen drucken.

Alles ist fertig. Die Artillerie beschießt die Stadt. Die Männer der 58. Division heben schon den Wegweiser nach Ligowo, einem Dorf in Ingermanland<sup>2</sup>, aus, drei Schilder nach Südwesten:

*Berlin 1781 km*

*Wien 2181 km*

*München 2362 km*

und ein Schild nach Ost-Nordost: *Leningrad 10 km.*

Alles ist fertig. Alles ist, wie es seit Dezember 1940 geplant war. (Nein, doch nicht alles: schon bei Beginn des Angriffs, im Juli, waren unter anderen Verbände der 6. Panzerdivision auf neue, vorher nicht bekannte russische Panzer gestoßen, auf den Typ T 34, und hatten panikartig die

<sup>1</sup> General Heinz Guderien und Generalfeldmarschall Günter v. Kluge. (MvL)

<sup>2</sup> Ingermanland (schwedisch und deutsch, finnisch Inkeri, russisch Ингерманландия Ingermanlandija oder Ингрия Ingrija, estnisch Ingeri oder Ingerimaa, lat. Ingria) ist eine historische Provinz im nordwestlichen Russland rund um Leningrad (heute wieder Sankt Petersburg). Die Finnen im Ingermanland werden als "Ingermanländer" oder "Ingermanlandfinnen" bezeichnet. Da sie manchmal auch "Ingrier" genannt werden, kommt es immer wieder zu Verwechslungen mit den ebenfalls in der Region lebenden Ischoren, deren Alternativbezeichnung ebenfalls "Ingrier" ist. (Wikepeida) (MvL)

Flucht ergriffen. Das wurde jedoch bald vergessen; sie gaben den neuen Panzerwagentypen die Schuld für ihre Panik. Graf Kielmannsegg war damals überhaupt nicht aufgegangen, daß er zum erstenmal Majakowskis Iwan begegnet war. Erst im Dezember vor Moskau begriff er es. Erst im Dezember und Januar 1941/42 auf der Flucht aus Tichwin verstand die 18. schlesische motorisierte Division, was geschehen war.) Aber soweit sind wir noch nicht. Wir befinden uns noch in der ersten Septemberhälfte, und es ist befohlen worden, den Tisch für das Totenmahl Leningrads zu decken.

*Alles ist vorausdisponiert.*

Nur einer ist unberücksichtigt geblieben: der gemeine Mann, das Objekt jener operativen Gedanken und monatelangen Bemühungen.

Zur selben Zeit, da er eingeschlossen ist, geht er auf die Petrograder Seite der Stadt und trifft seine Komponistenkollegen in der Unterleutnantsschule. Sie machen ihre Witze. Und aus dem Komponisten Frise scheint nie ein Soldat zu werden. Keine Uniform ist imstande, den ihm ewig anhaftenden Zivilisten zu verdecken.

Und Shorshik schreibt seinem Vater:

Lieber Vater,

ich habe Tamara gesehen. Sie ist aus Posjolok gekommen. Sie berichtete, daß Posjolok bombardiert worden ist. Das weiße Haus gegenüber dem Bahnhof und die Bedürfnisanstalt sind zerstört. Die Deutschen sollen jetzt dort sein. Heute stand ich nach Kartoffeln an.

Ich habe keine Neuigkeiten aus Ostrowski. Ich habe gehört, daß dort über die Hälfte abgebrannt ist, aber der Teil, in dem Matwei wohnt, ist heil.

Ich habe mich mit Großmutter erzürnt, weil sie immer über Hitler quengelt und schimpft. Sie begreift nicht, daß das ja nicht Hitler, wohl aber mir auf die Nerven geht.

Dein Sohn *Shorshik*

UND TATJANA Michailowna Meier schreibt ihrer evakuierten Schwester Xenia Michailowna Nasarowa am 8. September 1941:

O Asja, liebe Schwester,

bei uns hier verläuft der Tag wie früher. Zu ganz derselben Zeit Mittagessen und nachmittags Tee. Wie früher. Aber wie anders ist dennoch alles. Oh, wie gern möchte ich daran denken, daß sich jede Zimmertür in der Wohnung öffnet und Ihr alle in das Speisezimmer geht. Die Kinder kommen angelaufen, lachen, dann setzen wir uns alle an den Mittagstisch, aus dem Radio klingt Musik . . .

Wie gern möchte ich daran denken, es mir vorstellen.

Jetzt ist es abends überall dunkel. Auf den Treppen und Korridoren taste ich nach den Wänden, dem Geländer, der Tür. Wir sind mit Anna Ljolja ganz allein in der Wohnung. Morgens laufe ich auf die Baustelle und abends wieder nach Hause, falls ich nicht zum Nachtdienst bleiben muß. Die Sonntage habe ich aus meinem Kalender gestrichen. Wir kommen gar nicht dazu, daran zu denken. Jeder Tag, jede Stunde sind jetzt wertvoll für das Vaterland.

Gestern ist Wolodja wieder mit der Universität losgefahren. Sie bauen Verteidigungsanlagen für unsere Armee. Das dauert immer eine Woche, und die nächste Woche studieren sie dann wieder, acht Stunden am Tag. Wiktor fährt heute dorthin. Wenn sie sich doch träfen! Dann könnten sie zusammen arbeiten, und mir wäre leichter, Hauptsache, sie bleiben gesund. Wolodja hat viele Bücher und dicke Hefte. Zu Hause erwartet ihn angestregtes Studium.

Jeden Morgen um sechs Uhr stelle ich das Radio an. Man möchte so gern etwas für uns alle Erfreuliches hören – wie gern man das doch möchte! Ich wünschte, Du kämst mit Rodik wieder nach Hause, hierher, damit alles wieder so wie sonst ist. Ich habe Angst um Mutter. Wenn sie nur nicht krank wird.

Manchmal habe ich schreckliches Heimweh nach Euch. Ich spüre mitunter quälende Sehnsucht, besonders abends, wenn weder Wolodja noch Wiktor da ist.

Nur Mardaschka glotzt mit ihren Tieraugen, als ob sie über etwas staunt. Wie könnte sie auch begreifen, was geschehen ist. Aber sie nimmt es wahr, sie erlebt es, wenn sie auch die Ursachen nicht kennt. Und sie sieht mich so klagend an: warum bin ich in Ungnade gefallen, warum gibt man mir keine Leckerbissen mehr, warum tätschelt man mich nicht, wohin hast du alle Kinder gebracht, die früher mit mir spielten?

Wie mir die Traurigkeit des Tieres das Herz schwer macht, man rempelt es abends an, man schimpft es aus, man knurrt es an, daß es im Wege ist, dauernd ohne Grund hinter einem herläuft.

Wolodja hat sich auch verändert, er singt nicht mehr vor sich hin wie früher. Noch vor ein paar Tagen hätte ich mir nicht vorstellen können, daß auch aus meinem Jungen, meinem kleinen Jungen, meinem kleinen Wolik, ein Verteidiger unseres geliebten Leningrad würde. Ich kann die Deutschen überhaupt nicht begreifen, ich kann nicht verstehen, daß es im Leben eine derartige Schuftigkeit geben kann. In meinem Innersten kocht es geradezu, und mich erfüllt der Haß so sehr, daß es mir fast die Brust

zerreißt, daß ich mich elend fühle. Jetzt ist gerade die Zeit der Mondnächte.

Wenn ich aus dem Korridorfenster zum Himmel schaue oder wenn ich Dein Zimmer im Mondlicht ansehe, kann ich gar nicht glauben, daß Krieg ist, daß Menschen vernichtet werden, daß Blut fließt.

Bei Mondschein sieht alles so anders aus. Erinnerungen treten hervor, und plötzlich sehe ich die Wolga vor mir, die Uferstraße und uns zwei als junge Mädchen beim Spaziergang. O Xenia, liebe Schwester, o Jugend, o unsere Jugend auf der Uferstraße an der Wolga. An der Wolga! Alles lag damals noch vor uns, und der Hunger der Jugend trieb uns so süß vorwärts, so süß. Ach Asja, ach Xenia!

Es ist so still, so ruhig, und dieser Mondschein. Ängstige Dich nicht. Paß auf Dich auf, um Rodiks und um meinetwillen, denke wie wir: es nimmt alles noch ein glückliches Ende.

O Xenia, meine liebe Schwester!

Sie waren eingesperrt, aber sie mußten leben. In diesen Briefen aber ist nicht ein einziges Anzeichen vom "Flügelrauschen des Geistes der Geschichte", von einem großen Kulminationspunkt. Das Leben ist etwas ganz anderes, als wir in den Memoiren von Staatsmännern lesen.

9. SEPTEMBER, Dienstag, 1941.

Gestern abend um 22.40 Uhr war der erste große Luftangriff auf Leningrad. Der tagtägliche Fliegeralarm ist für uns nichts Neues mehr. Er lähmte bisher nur den Verkehr und machte die Stadt für mehrere Stunden schläfrig und still. Und eine stille Großstadt ist immer schön, besonders in einem so schönen Herbst; in ihrer Stille liegt etwas Sonntägliches.

Ich glaube aber, daß wir uns dennoch niemals an die ständigen Luftangriffe gewöhnen werden.

Ich war mit meiner Frau auf dem Balkon und schaute in die Runde.

Die großen nächtlichen Brände haben etwas Grausiges an sich, wenn der Zuschauer sie nicht genau lokalisieren, ihr Ausmaß und ihre Heftigkeit nicht bestimmen kann.

Meine Frau sagte dann auch zu mir: "Denk mal an die Großstadtbrände von früher, zur Zeit der Holzhäuser, wie das die Menschen erschüttert haben muß!"

Ich dachte dasselbe, aber ich konnte nichts sagen. Die roten Flammen stiegen aus dem Rauch der Stadt über die Dächer auf und loderten in die Nacht. Mit bloßem Auge konnte man die Gewalt der an den Häusern

züngelnden Flammen erkennen. Sie hatten verschiedene Farben. Da waren gelbe, grünliche, rote, in die sich schwarzer Rauch mischte.

Der Luftangriff dauerte bis halb zwei.

Dann war die Gefahr vorbei. Nur die Flammen und der Rauch am Himmel zeugten noch von dem grauenhaften Geschehen. Meine Frau ging schlafen. Ich konnte keine Rube finden.

UNSER HAUS stand am Finnischen Bahnhof.

Vom ersten großen Bombardement ist mir noch folgendes in lebhafter Erinnerung. Mutter kommt am Abend gegen acht von der Arbeit heim und sagt: "Das Lebensmittellager von Badajewski brennt. Es ist Fliegeralarm."

Vater sagt: "Gehen wir in den Luftschutzraum."

Wir gehen.

Unter allen Details entsinne ich mich nur daran, daß sich plötzlich der Boden unter meinen Füßen zu bewegen begann.

Unser Haus lag in der Komsomolstraße am Finnischen Bahnhof. Das Küchenfenster ging auf den Hof, das Kammerfenster zur Straße hinaus. Als wir aus dem Luftschutzraum herauskamen, sahen wir, daß unser Haus eingestürzt war. Ich konnte es nicht fassen, daß mein Haus, während ich im Luftschutzraum war, verschwunden sein sollte, daß es das Haus mit der Küche und der Kammer, das noch vor kurzem dort an der Straße stand, nicht mehr gab.

Ich weinte um meine Puppen und weil ich kein Zuhause mehr hatte. Aber merkwürdig: als dann das nächstemal dort in der Nähe wieder eine Bombe fiel, brachte sie aus den Ruinen des Hauses meine Lieblingspuppe zum Vorschein.

Und sie war völlig heil.

Sie fand sich, als Vater und Mutter dort in den Spuren dieser neuen Bombe nach unzerstörtem Hausrat suchten. Die Puppe existierte noch.

Wir richteten uns den Luftschutzraum zum Wohnen ein. Dorthin wurde auch mein Bett gebracht, das aus den Hausruinen ausgegraben worden war.

Dann wurde der Luftschutzraum als Schule benutzt. Wir zogen zunächst zu Bekannten, bis wir eine eigene Wohnung in der Twerskaja uliza erhielten, die, in der wir jetzt wohnen.

Wir wohnten hier in der Küche, obwohl sie so klein ist. – Sie haben sie vorhin ja gesehen – und obwohl wir viele Menschen waren, aber in den anderen Zimmern war es so kalt, daß man sich in ihnen nicht aufhalten konnte. Wenn viele Menschen in einem Zimmer sind, fühlt man sich wenigstens einander näher und empfindet es wärmer als in einem großen

Zimmer. Ein kleines Zimmer wird auch schneller warm als ein großes. In der Küche bereiteten wir unser Essen. Holz gab es wenig. Mein Vater arbeitete bei der Eisenbahn auf dem Bahnhof Kuselewka, und er suchte auf dem Weg zur Arbeit und zurück immer irgendwo Holz: manchmal fand er etwas, manchmal nicht. Meistens stöberte er etwas auf. Wir brauchten unsere Möbel nicht zu verheizen, und das hätten wir auch nie getan, denn sie gehörten der Familie, die vor uns hier gewohnt hatte. – Zu jener Zeit durfte man Brennholz von eingestürzten Holzhäusern nehmen.

IN DER Werkstatt des Elektrizitätswerkes begannen wir neben unseren eigentlichen Reparaturarbeiten Patronenhülsen – oder wie nennt man die Dinger – für die Front herzustellen. Die Herstellung dieser Hülsen war neu für uns. Zum Glück fertigte uns ein mechanisches Werk im Kreis Wyborg Muster davon an, und wir bekamen für den Anfang Mechaniker zur Hilfe, die schon in der Rüstungsindustrie gearbeitet hatten. So lief denn die Hülsenproduktion an.

Aber zu unserer Hauptarbeit: als erstes wurde das Achte E-Werk von deutschen Bomben beschädigt und fiel aus. Dann das Sechste. Die Apparaturen waren allerdings nicht zerstört worden, aber sie wurden abtransportiert, weil die Deutschen die Transmissionsanlage dieses E-Werkes vernichtet hatten. Dieses Werk lieferte hauptsächlich nach Wolchow Strom.

Das Werk in Enso befand sich damals schon in der Hand der Finnen, und auch das Kraftwerk Rouhiala lieferte keinen Strom mehr. Es sollte zwar ins Hinterland verlegt werden, aber das schafften wir nicht.

Die Werke im Raum westlich von Leningrad arbeiteten im Sommer noch. Dort waren das Erste und das Zweite Werk. Das Zweite verwendete Steinkohle als Brennstoff. Dagegen heizte das Fünfte E-Werk, in dessen Bereich ich als Chefindenieur der Reparaturwerkstatt arbeitete, mit Stücktorf. Es lag nordöstlich von Leningrad, also nach Petrokrepost zu, nahe der Newa. Vom Stadtzentrum war es fünfzehn Kilometer entfernt. Stücktorf. Der wurde uns in normalen Zeiten aus der Umgebung von Mga geliefert.

Dann fiel Mga den Deutschen in die Hände. Der Brennstoff ging uns aus. Den Deutschen gelang es aber nicht, unser Fünftes E-Werk völlig zu zerstören. Trotzdem standen wir vor vielen Schwierigkeiten: der Brennstoff war zu Ende, es gab keine Steinkohle, es gab keine Möglichkeiten, irgendwoher Torf zu erhalten. Die Abbaugelände waren im Besitz der Deutschen, Frästorf gab es zwar, aber die Kessel dieses Fünften

E-Werkes waren für die Verbrennung von Stücktorf nicht von verfeinertem Frästorf konstruiert.

So mußten wir denn von vorn beginnen: wir bauten die Kessel für die Verbrennung von Frästorf um, und das wiederum erforderte ganz neue Feuerstellen. Während dieser Montagephase gewann das E-Werk Elektrizität nur aus Brennholz. Auf Grund dieses Umbaus wurde ich für immer in das Fünfte E-Werk versetzt, wo ich seit dieser Zeit arbeite. Die Montagearbeiten begannen im Oktober 1941 und dauerten bis zum April 1942.

Zu dieser Zeit versorgte unser Fünftes Werk ganz Leningrad mit dem Strom, den es aus Brennholz produzierte; denn es war das einzige, das mit Brennholz arbeiten konnte.

Wir Elektriker lebten im E-Werk wie in einer Kaserne: wir montierten Kessel und verwandelten Brennholz in Elektrizität. Wir wohnten dort. Wir arbeiteten in drei Schichten, Tag und Nacht.

DIE DEUTSCHEN waren so schnell nach Puschkin gekommen, daß nicht alle Zivilisten rechtzeitig fortkommen konnten. Sie waren im Luftschutzraum. Gingen dorthin während des russischen Fliegeralarms. Als immer noch keine Entwarnung kam, krochen sie heraus und erblickten – Deutsche. Gestern kam Rosa von dort. Es war ihr gelungen, den Deutschen zu entweichen. Die Front war noch nicht allzu dicht. Sie war einfach nur so weggegangen aus Zarskoje Selo, aus Puschkin, und war zu unseren Soldaten gekommen.

Rosa war eine unserer nächsten Nachbarinnen aus dem rechten Flügel. Ich wiederhole nur genau, was sie mir erzählte, und versuche, ruhig dabei zu bleiben, um es notieren zu können.

Die Basilskis hatten sich als Verräter erwiesen. Man denke: die bescheidene, schüchterne Deutschlehrerin aus der Puschkiner Mittelschule.

Vom ersten Tag an spielte sie nun eine große Rolle. Sie hatte sich bereitwillig als Dolmetscherin angeboten und Mitglieder der Kommunistischen Partei denunziert. Und so nahmen die Deutschen auch Anetschka Krassikowa fest.

Anetschka Krassikowa war einer der Funktionäre der Palaisverwaltung, eine fröhliche junge Frau, Mutter eines fünfjährigen Jungen. Sie kam öfter zu uns und wollte Musik hören. Sie war eine fescche junge Frau. Sie trug einen Kneifer. Und ich höre immer noch ihre fröhliche Stimme, wenn ich sie deswegen aufzog.

Ich sagte: "Anetschka Krassikowa, Ihnen steht ein solcher Kneifer überhaupt nicht, schaffen Sie sich bloß eine richtige Brille an!"

Sie lachte nur.

Zum Schluß gab ich nach. "Lachen Sie nur. Nicht doch, ich bin im Unrecht. Ihrem frischen Gesicht kann nicht einmal das Brillenungetüm etwas anhaben."

Ihr Mann und ihr fünfjähriger Sohn waren rechtzeitig abgereist, während Anetschka geblieben war und sich um den Luftschutzraum des Katharinenpalais kümmerte, die Menschen dort tröstete.

Dann kamen die Deutschen.

Man denke: Frau Basilski, die so schüchterne und bescheidene Deutschlehrerin an der Mittelschule! Was hatte sie gegen unsere Anetschka?

Die Deutschen erschossen Anetschka Krassikowa auf dem Rasen hinter dem Paradeplatz am Monogramm-Tor zusammen mit anderen von der Lehrerin Basilski denunzierten Puschkinern. Zuvor mußten sie ihr eigenes Grab schaufeln. Wer könnte denn die Mutter eines fünfjährigen Jungen erschießen, die ihren Kneifer trug, obwohl ich sie so oft damit aufgezogen hatte. Ihre Antwort war immer nur helles Lachen gewesen. Was für eine Gefahr war Anetschka Krassikowa für jene Deutschen, die auf den Geist eines Goethe und eines Kant schworen? Warum mußte sie, auch sie erschossen werden? Aber ich habe mich ja entschlossen, mich zu zügeln. Die Puschkiner Juden zu erschießen, machten sich die Deutschen gar nicht erst die Mühe. Sie wurden erhängt, und ihre Leichen baumeln heute noch am Galgen.

Dort hängen am Seil, vom Wind hin und her geworfen, Mama und Papa Lichter aus dem rechten Flügel. Wie stolz war Mama Lichter noch vor einer Woche auf ihren Sohn gewesen, der an der Front als Panzersoldat kämpfte.

Dort schwanken unter anderen Bewohnern des linken Flügels die beiden Brüder mit den großen Ohren am Seil, der eine sechsjährig, der andere achtjährig.

Ich höre immer noch ihre Stimmen. Sie liefen so oft an meinem Fenster vorbei auf den Rasenplatz.

DIE MENSCHEN sagen, daß das Gute und das Böse ihre Grenzen haben.

Ich weiß nicht mehr, ob das wahr ist.

Die Trauer hat jedenfalls keine Grenzen. Oder vielleicht doch. Oh, wenn sie sie doch hätte!

Oder, wie Maxim Gorki schreibt: "Als Gott solche Gegensätze wie die Trauer und die Freude miteinander versöhnen wollte, ließ er ihre Quellen zusammenfließen. Und dort, wo die Freude endet, beginnt die Trauer und umgekehrt." Noch vor kurzem freuten wir uns auf Walentins Geburtstag. Dann ging auch Walja fort: Panzergräben schippen.

Es ist Herbst geworden. Der Wind schüttelt die Bäume. Der Himmel ist grau, die Wolken wandern tief.

Walja ist wieder zu Hause. Sie wurde bei den Schipparbeiten krank und nach Hause geschickt. Sascha ist für lange Zeit mit den Frontschauspielern abkommandiert. Und Schurik, Schurik studiert immer weiter.

Ich betrachte mir aus dem Fenster unsere "Alte", ganz wie früher. Ich schaue sie schon über fünfzehn Jahre an. Ihr sehe ich immer an, was für Wetter draußen ist und wie man die Kinder für den Schulweg anziehen muß. Die Kinder in die Schule? Die Zeiten sind so fern, so fern.

Die Zweige der alten Eiche sind kahl und grau. Wie sie sich dort vom Himmel abheben – nach allen Seiten starrend, an jedem Ende krank –, ähneln sie meinen Nerven.

HEUTE, AM DIENSTAG, dem 16. September, war ich mit Komponisten und einigen Angestellten unseres Verbandes im Hafen Stammholz löschen. Der diensthabende Milizionär kam bald und jagte uns fort. Er sagte: "Es ist gefährlich hierzubleiben, diese Gegend wird von Artillerie beschossen."

Aus Richtung Strelna wurde wirklich geschossen, aber die Explosionen waren für uns nur von fern zu hören. Sie kamen aus der Richtung, wo das Kirow-Werk liegt. Wir unterbrachen die Arbeit und gingen zurück zur Endstation der Straßenbahn, warteten und horchten, ob vielleicht noch eine Bahn bis hierher kommen werde.

An der Endstation war ein kleiner Holzpavillon. Wir saßen kaum eine halbe Stunde dort, als die Artillerie einige Granaten in unsere Nähe schickte. Sofort verkroch sich der Komponist Freidenberg unter die Bank des Pavillons. Es war eine niedrige Bank, und es war beschwerlich hinunterzugelangen. Wir versuchten ihn zu überzeugen, daß es unter der Bank auch nicht sicherer sei, aber er hörte uns nicht und begriff unsere Worte nicht. Er ächzte und zwängte sich beharrlich unter die Bank.

Dann kam die Straßenbahn. Sie war leer, und sie kam mit rasender Geschwindigkeit, wild wie ein durchgegangenes Pferd. In ihr war nur die Fahrerin, die uns antrieb, obwohl sie sah, daß wir wie der Blitz hineinstürmten und uns in der Tür anrempelten. Und sofort fuhr die Bahn

auf die Stadt zu – ebenso wild. Ohne ein einzigesmal zu halten, brachte sie uns bis zur Endstation im Stadtzentrum.

Heute, am Mittwoch, dem 17. September, saß ich mit Kotschurow, Popow und Peissin bei Dmitri Schostakowitsch in der Skorochodowastraße.

Er wartete mit gepackten Koffern auf seine Flugreise nach Kuibyschew. Er hatte eine neue Symphonie geschrieben – es ist schon seine siebte – und spielte uns die beiden ersten Sätze vor, beide zweimal.

Zwischendurch unterhielten wir uns über unsere Zukunftspläne.

Dmitri Schostakowitsch wollte vor allem seine Symphonie zu Ende schreiben. Und gut ist sie. Jedenfalls das, was er vorspielte, machte auf mich großen Eindruck: ein merkwürdiges Beispiel für eine synchrone, ich möchte sogar sagen: ruckartig schnelle Reaktion des schöpferischen Künstlers gerade auf die Ereignisse, die wir augenblicklich erleben. Ihre musikalische Idee ist echt, ist gültiger Ausdruck dieses Augenblicks; ihre Form ist kompliziert, weiträumig, ohne Banalität, ohne das geringste Anzeichen dafür, daß Schostakowitsch den Eindrücken des Augenblicks nachgegeben hätte. Er hat es vermocht, Musik über diese Tage zu schreiben, ohne den musikalischen Gedanken seines Werkes zu verflachen.

Wie der Blitz aus heiterem Himmel, sagt ein Sprichwort. Jetzt begreife ich, was das in der Praxis bedeutet.

Das Werk atmet Neuerergeist, es ist avantgardistisch sowohl vom Inhalt als auch von der Form her. Besonders die große, souveräne Entwicklung der Themen zwischen der Exposition und der Durchführung "kam an" bei mir, berührte mich.

Ich bewunderte auch die Ausdruckskraft und die Faktur der Orchestersprache; ihre Bedeutung ist größer als die der für sich genommenen Themen.

Wir hatten kaum zehn Minuten mit Schostakowitsch zusammengesessen, als ein Luftangriff begann. Schostakowitsch spielte gerade den ersten Satz. Er selbst schlug vor, wir sollten weitermusizieren. Der Fliegeralarm dauerte an, solange wir zusammen waren. Aus diesem Grund traf ich Nina Was-silewna, Galina und Maxim nicht an.

Sie waren in den Luftschutzraum gegangen.

Auf dem Rückweg sprachen wir nicht viel.

Ich glaube, daß Kotschurow, Popow und Peissin dieselben Gedanken hatten wie ich. Wir fragten uns: wie soll es in der Symphonie Dmitri Schostakowitschs und wie bei den Leningradern, hier, im Leben, weitergehen?

Bis zur Kirow-Brücke gingen wir alle zusammen. Auf der Brücke blieben wir stehen. Im dämmernden Abend schauten wir auf die lodernden Brände über Leningrad – Spuren des vorhin beendeten Luftangriffs. Der Schein des rauchroten Feuers über den Dächern warf gespensterhafte Spiegelbilder auf das Wasser der Newa. Auf der Brücke trennten wir uns. Wir hatten es plötzlich eilig, nach Hause zu kommen. Jeder suchte seine Straßenbahn.

Montag, 29. September

Eine Brandbombe fiel durch das Dach in Mutters Küche – in der Lermontowskaja. Anfangs wohnte Mutter bei uns in Puschkin, mit den geflüchteten Sawalischins zusammen. Wirkliche Wohnungsnot trat ein, als sich die Schiskows, die Eichenbaums und die Achmatowa<sup>3</sup> – alles ehemalige Nachbarn aus unserem mit Brettern vernagelten Gebäude in Puschkin – bei uns aufhalten mußten, solange sie sich eine neue Wohnung suchten. Zwischendurch übernachteten sie im Keller des Hauses der Schriftsteller, um uns "nicht zur Last zu fallen", wie sie sagten. Es ist in solchen Zeiten sogar angenehmer, heimischer, wenn alte Freunde zusammen sind. Aber jetzt sind auch sie auf die Wassili-Insel, in die 9. Linie, ins Gebäude der Akademie der Wissenschaften, umgezogen. Dorthin zogen auch Mutter und meine Schwester.

Jetzt treffen wir uns nur noch selten, denn der Weg ist weit. Straßenbahnen fahren immer seltener, und zu Fuß dorthin zu gehen, das überlegt man sich gründlich.

Dmitri Schostakowitsch ist nach Kuibyschew gegangen. Ich bin zum Vorsitzenden unseres Verbandes gewählt worden.

Leningrad, 1. Oktober 1941, Mittwoch

Lieber Vater,

ich habe mich mit Mutter an jedem Tag, wenn der Himmel bedeckt war, nach Kartoffeln angestellt. An wolkenlosen Tagen kann man sich nicht anstellen, dann sind immer die Maschinen der Deutschen in der Luft. An klaren Abenden gehen wir gleich in den Luftschutzraum schlafen, weil es schwer wäre, mit Oma mitten in der Nacht die Treppen hinunterzusteigen. Heute abend will ich zu Hause schlafen. Den ganzen Tag war der Himmel bezogen, es war regnerisch. Gestern habe ich auf dem Boden die Reste von zwei Brandbomben beiseite geräumt.

---

<sup>3</sup> Ob es sich um die Dichterin Anna Achmatowa handelt? Diese wuchs auf in Puschkin und war später in Leningrad bis Ende 1941. (MvL)

Oma strickt Dir warme Strümpfe, und ich schicke Papirossy, Tabak und Briefumschläge. Mehr kann ich nicht senden.

Dein Sohn *Shorshik*.

P. S.

Unsere Schule hat noch nicht angefangen. Dort sind Flüchtlinge untergebracht. Vorgestern sah ich Tanja. In Tanjas Schulkreis ist Unterricht.

d. O.

UND GENERAL von Manstein spielte Bridge.

"Am 12. September abends saß ich mit Herren meines Stabes bei strömendem Regen in unserem Zelt. Seit es früh dunkel wurde, hatten wir uns entschlossen, uns die Zeit bis zum Eingang der Abendmeldungen durch ein Bridgespiel zu verkürzen. Plötzlich klingelte neben mir das Telefon. Ich wurde für den Oberbefehlshaber, meinen Freund Busch, gewünscht.

Solch nächtlicher Anruf bedeutet im allgemeinen nichts Erfreuliches. Busch aber las mir folgendes Fernschreiben des OKH vor:

*General d. Inf. v. Manstein ist sofort zur Heeresgruppe Süd in Marsch zu setzen, zwecks Übernahme der 11. Armee.*

Jeder Soldat wird mitempfinden können, mit welcher Freude und mit welchem Stolz mich die Tatsache erfüllte, nunmehr eine Armee führen zu sollen. Erschien dies doch als die Krönung der militärischen Laufbahn."

"Und der Leningrader Sommer war ungewöhnlich schön und warm."

Das entnehme ich den in Leningrad geschriebenen Briefen, den in Leningrad aufbewahrten Tagebüchern, und daran erinnern sich Menschen, mit denen ich mich sechsundzwanzig bis siebenundzwanzig Jahre nach jenem Herbst unterhalte. Sie entsinnen sich auch noch der sternklaren Herbstnächte, die sie auf den Dächern und Böden Leningrads verbrachten, bereit, die Flammen von den Brandbomben zu löschen. Nach den großen Bombardements des 8. September hielten jede Nacht sechzigtausend Menschen auf den Dächern Leningrads Wache. Sie erinnern sich, wie die Schlangen vor den Türen der Lebensmittelläden von Tag zu Tag länger wurden und wie sich das Schließen des Belagerungsringes zuerst bei den Schwächsten der Familie bemerkbar machte: bei den Alten oder sonst schwächlichen Familienmitgliedern. Sie wußten nicht, daß in der Stadt, als sich der Belagerungsring schloß, Mehl nur für fünfunddreißig Tage und Makkaroni nur für dreißig Tage vorhanden waren. Oder daß schon Ende September, Anfang Oktober von den fünf

Elektrizitätswerken der Stadt vier entweder teilweise oder völlig zerstört sein würden. Und daß das Fünfte mit Stücktorf arbeitete, dessen Lieferung beim Schließen des Belagerungsringes aufhörte. Und daß dieses Fünfte Kraftwerk dann später mit Holz höchstens viertausend Kilowatt würde produzieren können und daß das der einzige kontinuierlich gelieferte Strom für Leningrad sein würde.

An der Stärke des Geschützdonners an der Front merkten sie, daß man am 9., 10., 11., 12. und 13. September versuchte, die Stadt einzunehmen. Aber sie konnten unmöglich wissen, daß gerade in jenen Tagen bei den Eroberern die Hoffnung auf die Einnahme der Stadt im Sturm schwand oder doch in ferne Zukunft rückte. Sie wußten nicht, daß im OKW Keitel, Jodl und Hitler ihres Untergangs sicher waren, so daß sie befahlen, Hoepners Panzergruppe 4 von Leningrad in den Raum Moskau zu verlegen.

Sie wußten nicht, was für einen Wutanfall damals viele Generale der Wehrmacht bekamen, als sie hörten, daß sie Leningrad gar nicht im Sturm erobern sollten. (Noch 1967 wollten viele ehemalige deutsche und finnische Belagerer nicht verstehen, daß ihr Spiel aus war, daß die "Entscheidung" schon in den ersten zwei Septemberwochen vor Leningrad gefallen war.)

*General Hans Reinhardt, der damalige Kommandeur des XXXXI. Panzerkorps schrieb, daß zu dem Zeitpunkt, da die Aussicht der Truppen auf den Sieg am größten war, bei den Soldaten und Offizieren der 4. Panzergruppe am 14. September überraschend wie eine kalte Dusche die Nachricht eintraf, Leningrad solle gar nicht im Sturm genommen werden. Die Stadt sei nur durch Belagerung auszuschalten (von der Karte auszuradiieren).*

Das sei für alle unfäßbar gewesen.

Den bis zum äußersten strapazierten Truppen habe man so in den letzten Minuten für alle Zeiten die SIEGESKRONE geraubt. DAS SEI EIN VERSTOSS GEGEN DIE GESETZE DES KRIEGES GEWESEN!

Wie General Reinhardt schnaubt mancher damalige deutsche und finnische Belagerer vor Wut, ohne noch etwas von dem wissen zu wollen, was etwas südlicher, in Staraja Russa zwischen dem 5. August und dem 9. September geschah. (Der dort erreichte Zeitvorsprung von dreieinhalb Wochen hatte die Leningrader Schlacht für deren Verteidiger unwiederbringlich entschieden. Die Militärs sehen die Ereignisse von Staraja Russa nicht im Zusammenhang mit Leningrad; und das wollen sie

auch gar nicht. Ihnen war ja schon an der Memel versprochen worden, sie würden Leningrad als Beute bekommen, sie würden die prächtige, von Untermenschen bewohnte Stadt ausrauben und verwüsten dürfen, sie würden das Siegesmahl im Hotel "Astoria" einnehmen.)

Hitler verfügte am 21. August: "Erst die enge Abschließung von Leningrad, die Vereinigung mit den Finnen und die Vernichtung der russischen 5. Armee schafft die Voraussetzungen (...), die feindliche Heeresgruppe Timoschenko mit Aussicht auf Erfolg angreifen und schlagen zu können."

Jedenfalls rückte Generaloberst Hoepners Panzergruppe am 17. September von Leningrad nach Moskau ab, und nur ein einziger Memoirenschreiber unter den Generalen schrieb in sein Buch, daß die Panzergruppe 4 nicht in der Lage gewesen sei, Leningrad ist Sturm zu erobern. (Es ist der Stabschef jener Gruppe, General Walter Charles de Beaulieu. Er wurde aus der deutschen Armee entlassen, als sein Kommandeur, der Kommandeur der 4. Panzergruppe, Erich Hoepner, wegen Beteiligung an der Verschwörung gegen Hitler gehängt wurde.)

Die Leningrader wußten nichts von diesen shakespearischen Königsdramen, wußten nicht, daß Jodl Mannerheim<sup>4</sup> in Mikkeli besuchte, ihm alle Klassen des Eisernen Kreuzes mitbrachte und ihn bat, den Angriff unterhalb des Swirs und von Beloostrow aus gegen die Stadt fortzusetzen. Man wünschte, die Finnen würden über den Swir angreifen und der 16. Armee Buschs entgegenkommen, die in Richtung Tichwin marschierte, wo das XXXIX. Panzerkorps Rudolf Schmidts mit seinen vier motorisierten Divisionen die Spitze bildete.

Am 29. September stand es fest, daß die Leningrader vernichtet werden sollten. Ihr Schicksal war besiegelt.

*" ... Ein Interesse an der Erhaltung auch nur eines Teiles dieser großstädtischen Bevölkerung besteht in diesem Existenzkrieg unsererseits nicht ... "*

Ich kann mich nicht mehr erinnern, zum wievieltenmal sie "dem Erdboden gleichgemacht" wurden, seitdem im August 1940 in Verbindung mit dem Fall Barbarossa Kriegspläne ausgearbeitet wurden, die zur Zerstörung Leningrads führen sollten. Sie gipfelten in dem von Jodl unterzeichneten Befehl vom 7. Oktober 1941 an die Heeresgruppe Nord, in dem es hieß, der Führer habe endgültig beschlossen, daß keinerlei Kapitulation angenommen werden dürfe. Auch nicht, wenn die Gegenseite sie anbiete. (Schmidts Angriff auf Tichwin ging voraus, die Pläne waren fertig: die Finnen und die Deutschen würden sich am Swir treffen, dann wäre die

<sup>4</sup> Mannerheim war Oberbefehlshaber der finnischen Armee im Winterkrieg 1939/1940 und im Fortsetzungskrieg 1941. Von 1944 bis 1946 war er finnischer Staatspräsident.

ganze Stadt blockiert. Ja, den deutschen Soldaten, Feldwebel und Hauptmann mußte man nur richtig aufklären!)

Im Befehl wird ferner gesagt: Leningrader, die aus der Stadt evakuiert werden sollen, seien durch Artilleriebeschuß zurückzudrängen. Dagegen sei Einzelpersonen oder vereinzelt Gruppen, die ins Innere Rußlands wollten, der Weg freizugeben; dort würden sie ein Chaos verursachen.

Weiter heißt es, kein einziger deutscher Soldat dürfe seinen Fuß auf Leningrader Boden setzen, damit Hunger, Pest und Chaos sich dort langsam, aber sicher ausbreiten könnten. Der deutsche Soldat werde nun die Stadt durch Artilleriefeuer und Luftangriffe vom Erdboden verschwinden lassen und ihre Bewohner in alle Winde zerstreuen.

Und die klugen Kommandeure der Belagerer von Leningrad hießen diese Befehle gut. Als sie dann nicht in der Lage waren, die Truppen der Roten Armee, die die Stadt verteidigten, zu schlagen, beschlossen sie, den Widerstand der belagerten Leningrader Menschen zu brechen. Sie hatten noch keine Kernwaffen; von Hiroshima und Nagasaki trennten sie noch vier Jahre. So vertrauten sie auf die alten erprobten Mittel:

jeden Tag genau um dieselbe Zeit Neuneinhalbzoll-Artilleriefeuer auf die Stadt,

jeden Tag Luftangriffe,

eine Woche lang mit Flugblättern locken:

Wir geben euch Wärme und Brot, gebt die nutzlose Verteidigung auf; wir wollen nicht, daß ihr innerlich gebrochen werdet.

In der nächsten Woche änderte sich der Inhalt:

Wir bombardieren heute – morgen werdet ihr begraben.

Was die Panzer der Wehrmacht und die Kriegswissenschaft nicht im Sturm zu erobern vermochten, das wollten sie sich jetzt durch "geistige Kriegführung" nehmen. Fast drei Millionen Menschen wurden nach allen Regeln der Kunst geistig berieselt; das sollte ihre Persönlichkeit zerstören. Dann würde keine Rote Armee mehr in der Lage sein, Leningrad zu verteidigen. Und die "Zerstörer" hätten Zeit gewonnen, den nahenden Winter und die Kälte. Und den Hunger.

Jeder Leningrader Zivilist wurde ab Oktober zu einem entscheidenden Faktor in der Verteidigung der Stadt.

DAS ARTILLERIEFEUER begann mit deutscher Pünktlichkeit jeden Tag um 15.55 Uhr.

Wir, meine Kollegen und ich, versuchten deshalb, unsere Angelegenheiten in der Stadt zu einer anderen Zeit zu erledigen. Wir bemühten uns, vor diesem Zeitpunkt nach Hause oder ins Theater zu kommen.

Ich weiß heute noch nicht, woher es kam, daß man sich in den Straßen der Stadt, außerhalb des Hauses oder des Arbeitsplatzes, unbeschützt fühlte.

In der vertrauten Umgebung spielte das überhaupt keine Rolle; ohne auf die Uhr zu sehen, konnte man feststellen: "Aha, es ist wieder 15.55 Uhr!"



## In die Stadt kommt der Hunger

DER BELAGERUNGSRING hatte die Stadt dreiundfünfzig Tage gewürgt. Alle Leningrader begriffen, daß sich in den Lagern nur noch äußerst wenig Lebensmittel befanden, aber die wirkliche Lage kannten nur sieben Menschen. Sie allein wußten, daß das Mehl fünfzehn Tage, daß die Graupen sechzehn Tage, daß der Zucker noch dreißig Tage, daß das Fett noch zweiundzwanzig Tage reichen würde und daß nur noch sehr wenig Fleisch da war. Dmitri W. Pawlow, der damalige Leiter der Leningrader Lebensmittelversorgung, jetzt Minister in der Regierung der RSFSR.

WIR SOLLTEN Pralinen bekommen. Ich erinnere mich noch an den Tag. Mein Bruder war dreizehn Jahre alt. Ich war sechzehn, aber auch ich wartete auf diesen Tag. Ich weiß jetzt nicht, in welchem Monat es war. Es lag noch kein Schnee. Ich stellte mich an. Ich kam an die Reihe. Ich stellte fest, daß die Bonbons ganz wie Pralinen aussahen. Man wog mir meinen Teil ab, schüttete ihn in die Tüte, und die Verkäuferin reichte sie mir. Da stürzte ein Junge hinter mir her, er war wohl so alt wie mein Bruder, ergriff die Tüte und lief fort. Ich hinterher. Der Junge fiel auf die Straßenbahnschienen und ich auf ihn drauf. Die Bonbons flogen umher. Der Junge versuchte sie in den Mund zu stecken, ich stopfte einige in meine Tasche. Ich war böse, ich weinte. Der Junge bekam einen Teil, und ich bekam einen Teil. Natürlich schimpfte man mich zu Hause aus. Ich war ja schuld, ich hatte am Ladentisch getrödelt.

BROT KONNTE man in vielen Läden kaufen. Noch im Oktober/November stellte man sich bei verschiedenen Geschäften an und prüfte das Brot genau. Das war jedenfalls so die Art der Frauen auf der Wassili-Insel. Und im Oktober schaute man auch noch nach, ob das Brot feucht oder trocken war. Das feuchte wog natürlich mehr und war deswegen unvorteilhaft. Zum anderen achtete man darauf, ob das Brot beim Schneiden am Messer kleben blieb. Wenn das der Fall war, gingen Krümel verloren, und dann war es das beste, in einen anderen Laden zu gehen und nachzuschauen, wie das Brot dort war. Dann wurde das Brot nach Hause gebracht, in kleine Stücke zerschnitten und auf dem eisernen Ofen geröstet.

Das war ein herrlicher Augenblick: der Brotgeruch drang in dich hinein, und dein Herz begann vor Erregung schneller zu schlagen. Dann nahm jedes Familienmitglied sein geröstetes Brot und lutschte daran wie an einem Bonbon. Das wurde uns niemals über. Es war immer interessant, spannend, belebend, herrlich.

DIE BOMBARDEMENTS setzten im September ein, ebenso das Artilleriefeuer. Es waren schwere Brocken, und das hatten wir nun jeden Tag. Damals wurden auch die Lager von Badajewski zerstört, und ich erinnere mich, daß sich das schon am Ende desselben Monats bemerkbar machte, jedenfalls in unserer Familie. Wir hatten nichts auf Vorrat kaufen können, und so mußten wir schon am Ende des Monats zusätzlich Ölkuchen essen.

Ich erinnere mich noch genau, daß es Ende September war. Ich habe nämlich einen genauen Anhaltspunkt: gleich Anfang Oktober erkrankte ich an Gelbsucht, und der Arzt sagte, die Gelbsucht komme gerade daher. Die Ölkuchen wurden eßbar gemacht, indem man sie zuerst in Wasser auflöste. So entstand eine breiartige Masse. Daraus wurden dann Pfannkuchen gebacken. Ich weiß nicht mehr, ob ihnen damals noch etwas beigegeben wurde, weil im Oktober noch Mutter das Essen bereitete. Zu der Zeit bekam man noch reichlich Brot. Sogar wir bekamen im Oktober pro Tag zweihundert Gramm. Andere Lebensmittel, die es auf Karten gab, bekam man natürlich nicht jeden Tag, weil die Stadt von allen Zufahrtswegen abgeschnitten war. Dann kam bald der Tag, an dem auch das Brot knapp wurde. Im November schon wurde die Brotration unheimlich klein, dabei war es fast das einzige, was man auf Karten bekam. Vater und Mutter bekamen zweihundertfünfzig Gramm, weil sie in der Buchdruckerei arbeiteten, Großmutter und ich, die wir zu Hause waren, hundertfünfundzwanzig Gramm, genausoviel wie die Angestellten, und doch kam es uns überhaupt nicht in den Sinn, daran zu glauben, daß die Deutschen jemals nach Leningrad hineingelangen würden. Vater und Mutter waren sich so sicher, daß sie mich und Großmutter nicht einmal evakuieren lassen wollten.

So verging der Oktober, und es kam der November. Und der Hunger. Er traf zuerst den Schwächsten unserer Familie, meine Mutter, die außerdem ein Nierenleiden hatte.

AUF DEM Markt wurde Humus verkauft. Es hieß, es sei Humus von Badajewski; in ihm sollten Zucker und Sirup enthalten sein.

Als die Lager von Badajewski niederbrannten, roch es in der Umgebung nach Zucker. Und die Menschen stocherten lange in den Ruinen, um dort etwas zu finden, das man noch in den Mund stopfen könnte.

Daher auch der Humusverkauf. Ich weiß nicht, ob es wirklich Humus von Badajewski war. Er wurde im November verkauft, und damals war ja schon alles durchwühlt, was von der Badajewskier Asche noch zum Essen taugte. Ich kaufte keinen Humus. Er wurde in Kaffeetassen verkauft. Eine Tasse voll kostete fünfundzwanzig Rubel.

DIE DEUTSCHEN sitzen seit September in denselben Stellungen, ohne – außer in Richtung Tichwin – auch nur einen Meter voranzukommen. Wenn ich mit unseren Soldaten plaudere, werde ich ganz ruhig: im Sturm jedenfalls werden die Deutschen Leningrad nicht erobern!

Anfang Oktober traf ich den Ballettmeister und einen Heldentenor aus dem Theater der Musikalischen Komödie. Sie hatten ihre Rucksäcke gepackt. Wenn der Sturmangriff der Deutschen gelänge, wollten sie fliehen. Sie sprachen so entschlossen, mit blitzenden Augen, so überzeugt, daß sie mich sicher für kindisch hielten, als ich nur schmunzelte. Woher hätten sie auch die Ursache meiner Ruhe kennen sollen: sie lag in dem Verzicht, zu dem ich mich im August entschlossen hatte.

Wahrscheinlich haben auch sie ihre Rucksäcke schon wieder ausgepackt, hatten sie doch während ihrer Arbeit öfter Gelegenheit als ich, unsere Soldaten zu treffen und deren Ruhe zu erleben.

Man hat tatsächlich keine Furcht vor einer Zerschlagung der Roten Armee. Jetzt sind ganz andere, neue Unruheherde entstanden.

Wie lange wird der Belagerungsring der Deutschen Leningrad würgen? Einen Monat? Oder fünf Monate? Was wird mit den Leningrader Menschen? Werden sie durchhalten? Wirst du selbst durchhalten? Denn auf den Straßen habe ich schon viermal Menschen liegen sehen. Drei von ihnen baten flüsternd um Brot. Der vierte war einfach zusammengebrochen. Wir essen jetzt schon sehr wenig und nur einmal am Tag. Sonst reizt man das Hungergefühl nur noch mehr. Eine kleine Brotration gibt, dem Organismus so viel Kohlehydrate, daß er grollend nach mehr verlangt. Das Hungergefühl ist jeden Tag da.

Vorgestern traf ich Olga Nikolajewna Abbakumowa, die Ärztin, die Frau des Sängers. Sie ist jetzt Militärärztin. Ich fragte sie: "Olga Nikolajewna, Sie sind doch Ärztin, wann hört dieses Hungergefühl auf, wann gewöhnt sich der Körper daran?"

Sie schüttelte den Kopf und lächelte. "Walerian Michailowitsch, der Organismus wird sich nie daran gewöhnen. Hunger ist keine Gewohnheitssache. Er ist die Chemie Ihres Organismus. Solange Ihr Organismus Sie Hunger verspüren läßt, können Sie glücklich sein: Sie haben sich Ihre Gesundheit bewahrt."

Ich habe meine Uhr und meine Sommerjacke gegen ein paar Kilo Kartoffeln eingetauscht. Mehr hatte ich nicht zum Tauschen. Wir haben ja alles in Puschkin gelassen. Ich habe begonnen, Autosuggestion gegen den Hunger anzuwenden: denke nicht an den Hunger, wenn er dir in den Sinn kommt, schieb ihn weg! Vergrab dich in deine Arbeit, damit du den Hunger vergißt!

Und schnelle Entschlüsse heischende Arbeit gibt es genug.

Aber das allerbeste Mittel gegen den Hunger wäre für einen Menschen wie mich natürlich Vertiefung in das Komponieren, ein anhaltender Zustand von Inspiration, ein fortwährender geistiger Erregungszustand. Ich weiß aus Erfahrung, daß ich, wenn ich von morgens bis abends in einem fort an einer Komposition der großen Form schreibe, nicht ans Essen denke. Wie notwendig wäre jetzt eine solche Arbeit! Ich habe dazu keine Möglichkeit. Ich muß die alltäglichen Angelegenheiten unserer Komponisten regeln. Ich muß offenbar versuchen, diesen Überreizungszustand des Gehirns durch meine täglichen Beschäftigungen zu schaffen.

Gestern, am Sonntag, wurde im Großen Saal der Philharmonie eine Symphonie in einem Satz gegeben. Die akustische Vollkommenheit brachte mir wieder die so fernen Tage der nie wiederkehrenden Vergangenheit in Erinnerung, die laut Kalender noch vor kurzem so ruhigen Tage. Das Orchester des Rundfunkkomitees spielte. Eliasberg dirigierte. Publikum war wenig da. Der größte Teil waren Fachleute: Komponisten, Pianisten, einige Sängerinnen, Musikkritiker; sie alle kennen einander, wenigstens vom Ansehen.

Nach der Aufführung entstand eine Diskussion, wie sie die Wände dieses Saals sicher noch nie gehört haben. Dort ist nach den Aufführungen lebhaft über Mozart, Tschaikowski, Strawinski diskutiert worden, aber jetzt sprach man offenbar zum erstenmal über den Hunger.

Auch K. M. Bykow war dabei, in Admiralsuniform. Er war mit seiner Tochter dort. Er erzählte mir, daß der Gatte der Sängerin Andrejew-Rjabowa, der Physiologe Leonid Alexejewitsch Andrejew, gestorben ist.

Als wir auf das Heute, auf die jetzige Situation zu sprechen kamen, sagte Frau Eliasberg ganz einfach: "Wir müssen von jetzt ab von der Musik leben, sie essen."

Sie hat recht. Das ist keine Ironie. Wir sind Musik-Menschen. Die Musik ist uns auch vor der Belagerung etwas Alltägliches gewesen. Jetzt besteht unsere einzige Möglichkeit darin, aus der Musik eine ebenso alltägliche Sache zu machen wie Brot. So machen es die übrigen Leningrader mit ihrer Arbeit auch.

"Wie wird es erst werden, wenn das Leben noch härter zupackt?"

Das sagte der Pianist Gener, und ich jedenfalls begriff, daß er nicht theoretisierte. Er hatte seinen jüngsten Sohn Boba bei sich. Sie waren beide auffallend blaß und mager. Es war erschütternd, den Ernst des zwölfjährigen Jungen zu sehen. In jenem Alter ist man im allgemeinen lebhaft, zu Streichen aufgelegt, schnell in seinen Bewegungen, man strahlt Jugend aus, aber Boba war ernst wie ein Greis.

"Ich denke gar nicht mehr darüber nach, wie das Leben weitergehen soll. Ich denke: ich muß mir meinen geistigen Halt bewahren. Und womit bewahre ich ihn? Antwort: mit Musik. Das ist mein einziges Mittel."

Frau Eliasberg ist auch Pianistin.

Es war interessant, dem Gespräch zweier Pianisten zuzuhören – ja wirklich: einem Gespräch über das Leben!

"Ich verstehe durchaus. Gewiß, ich verstehe: das ist das einzige Mittel. Ich verstehe sogar, daß wir Leningrader alle fähig sein müssen, in unserer alltäglichen Arbeit – ich möchte sagen: jedes geistige Brotkrümel, das wir bislang überhaupt nicht beachtet haben, zu finden, es hervorzukramen. Eine solche gemeinsame Begeisterung, eine solche Vollkommenheit des Seins, eine solche geistige Überlegenheit, von der Sie sprachen, müssen wir anstreben. Nur gibt es dabei einige Schwierigkeiten, es gibt Schwierigkeiten, liebe Freundin."

"Die müssen beiseite geschoben werden. Hunger leiden alle. Das ist nicht die Hauptsache. Die Rangordnung des Lebens hat sich verändert. Jede routinemäßige Fingerübung, die Sie auch vor der Belagerung ausgeführt haben, ist jetzt unersetzbar wichtig für Sie. So denke ich."

Dann griff auch ich in das Gespräch ein. Ich sagte, daß Frau Eliasberg meines Erachtens bewundernswerte Energie beweise. Ich sagte, daß ich ihr glaube. Ich sagte, daß ich ihre geistige Kraft bewundere. Ich sagte wirklich: geistige Kraft. Und das war kein Phrase – in dem Augenblick.

Ich sagte, daß wir uns gegen die nervliche, geistige und körperliche Belastung von Tag zu Tag nur durch dauernde Überanstrengung, dauernde Überreizung wehren könnten. Der Pianist Gener legte den Arm um Boba und drückte ihn an sich.

"Wenn man zwei solche im Wachsen begriffene Jungen hat, sind die Dinge im Leben nicht so einfach, wie sich in Diskussionen über sie reden

läßt. Freilich kann ich selbst von Musik leben. Freilich kann ich selbst meine täglichen Fingerübungen mit dem großen Schicksal Leningrads in Einklang bringen. Aber wenn du zwei im Wachsen begriffene Jungen neben deinem Flügel sitzen hast, ist die Lage gar nicht mehr so einfach. Nein, glaubt es nur."

Und seine Stimme, sein Wesen, die Art, wie er seinen Arm um Bobas Schulter gelegt hatte und den Jungen an sich drückte, sagten mir mehr als alles andere, daß er keine leeren Worte machte, Theorien, Gemeinplätze von sich gab, sondern daß es ihm ernst war mit der Frage. Das schienen auch die anderen zu begreifen, denn wie auf Verabredung wechselte man das Thema, man sprach von Musik. Der junge Komponist Jewlachow, ein Schüler Schostakowitschs, der sich erst vor kurzem dem Komponistenverband angeschlossen hatte, begann von seinen Symphonien zu sprechen, und Chodsha-Einatow ging eifrig auf dieses Thema ein.

Still kehrte ich nach Hause zurück.

*Zur Feier Bohnen,  
nach der Feier Säрге!*

Diese Flugblätter warf das 1. Luftgeschwader Nazideutschlands am Vorabend des Jahrestages der Oktoberrevolution über Leningrad ab. Paul-Werner Hozzel, der damals Kommodore des Sturzkampfgeschwaders war und jetzt Generalstabsoffizier der Luftflotte und Chef des Stabes der Luftwaffengruppe Süd in der NATO ist, ließ es sich damals wahrscheinlich noch nicht träumen, wie schroff der brutale Wunsch dieses Flugblattes im Winter 1941/42 in Leningrad Wirklichkeit werden sollte.

ALLE LEIDEN Hunger.

Das ist meines Erachtens nicht das Schlimmste. Diese Feststellung zerreißt mir jedenfalls noch nicht den Magen. Ich habe ja angefangen, wie ein Expressionist zu leben, wie van Gogh, fortwährend in einem überreizten Trancezustand. Und so scheinen auch die übrigen Leningrader zu leben, ohne sich etwas aus dem Hunger zu machen. Aber immer wieder, wenn ich Menschen sehe, die aufgegeben haben, Menschen, denen die Belagerung schon gleichgültig ist, Menschen, die vor der grausamen Gewalt des Hungers, der Hungerpsychose kapituliert haben, dann gibt es mir einen Stich. Dann habe ich ein Gefühl des Verwaistseins, denn schon jetzt zeigt die Erfahrung deutlich, daß die

Furcht vor dem Hungertod eine Krankheit ist, von der man sich schwer wieder erholt.

Ich will auf diesem Blatt Papier meine Erfahrungen niederlegen, die ich heute gemacht habe.

Ich war im Haus des Schriftstellerverbandes, hatte dort zu tun. Wir haben mit den Schriftstellern viele gemeinsame Arbeitspläne zur Festigung der geistigen Verteidigung Leningrads aufgestellt. Dann ging ich mit ihnen in die Gaststätte im Erdgeschoß des Hauses essen. Wir bekamen einen Teller Ölkuchensuppe auf Karten. Zu fünft saßen wir an einem Tisch: Komponist B., drei Schriftsteller und ich. Die Namen sind hier nicht wichtig. Wir aßen die Suppe langsam, aber doch gierig. Jedenfalls ich wußte, daß das für heute meine einzige Mahlzeit sein würde. Ölkuchen und ein Teller fette Brühe. Danach wurden wir matt. Keiner verspürte Lust, vom Tisch aufzustehen. Wir saßen und sprachen anfangs von Goethes Faust, davon, wie Faust sich von Mephisto betören ließ und danach Morden und Brennen sein Leben verdunkelten. Welche Aktualität! Aber trotzdem spähten wir alle nach den anderen Tischen, um zu sehen, ob dort noch etwas anderes als Ölkuchensuppe serviert würde. Und allmählich bekamen wir Appetit auf eine zweite Portion. Jeder wußte genau, daß es gar keinen Sinn hatte, überhaupt darum zu bitten; das wäre ja erniedrigend. Trotzdem gelüstete es uns, darum zu bitten.

Offenbar bemerkte Wsewolod Witalewitsch Wischnewski, ein Dramatiker, unsere Unruhe, weil er aus einem Glasschrank das Dritte Buch von Tolstois "Krieg und Frieden" holte und zu lesen begann, wie bewegt, ja geradezu gerührt Kutusow nach der Schlacht bei Borodino war. Als Kutusow sich bekreuzigte und hier und da aus wer weiß welchem Grund mit Tränen in den Augen zu schluchzen begann, ergriff seine Rührung auch uns (jedenfalls mich), und ich fühlte mich zusehends erleichtert. Wischnewski selbst lebte sich bis zu Tränen in die Geschichte hinein.

"*Durchlaucht brauchen Ruhe*, meinte Schneider. Ohne zu antworten, schrie Kutusow: *Aber nein! Sie sollen doch noch Pferdefleisch fressen wie die Türken!* und schlug mit der schwammigen Faust auf den Tisch. *Und das werden sie auch, wenn erst ...*" las Wischnewski und schlug ebenfalls mit der Faust auf den Tisch. Da setzte die Kellnerin gerade am Nebentisch die Teller mit Ölkuchensuppe ab. Mein Komponistenkollege B. stand auf und sagte in heftigem Ton irgend etwas zur Kellnerin. Wir anderen waren so in Kutusows Rührung vertieft, daß wir die Situation erst begriffen, als B. das lose herabfallende, bis an die Schultern reichende dichte Haar der Kellnerin befangerte. Das Mädchen – eine hochgewachsene blonde junge Frau, zu normalen Zeiten eine rechte Augenweide in einem Restaurant –

war sichtlich verwundert. B. flehte um eine zweite Portion Olkuchensuppe und fummelte weiter an den blonden Haaren herum.

"Kann man denn nicht einmal, liebes Fräulein, nicht irgendwie noch einen Teller voll kriegen? Ich flehe Sie an, von Ihnen hängt mein Leben ab, liebes Fräulein", stammelte B. wie ein Haltloser, und als die Kellnerin gehen wollte, sank B. auf den Fußboden nieder, umschlang mit beiden Armen die Schenkel der Kellnerin, drückte seinen Kopf gegen sie und begann sie zu küssen.

Wenn so etwas unter normalen Umständen passiert wäre, wenn es B. zum Beispiel noch vor einem Monat aus irgendeinem Grund eingefallen wäre, hinzuknien und die Beine einer Kellnerin zu küssen, wäre uns die Situation unerträglich, widerwärtig erschienen, erniedrigend.

Jetzt war es anders.

Die Kellnerin war hilflos. Wir mußten aufstehen und die Beine des Mädchens aus B.s Armen befreien.

Niemandem kam es in den Sinn, ihn deswegen auch nur zu schelten. Im Gegenteil, er tat allen leid. Und wieder dieses stechende Gefühl in der Magengegend : dieser B. hatte kapituliert, er wird es nicht mehr lange aushalten.

Ich schreibe dies im Schein einer Petroleumlampe, denn der Strom ist für kurze Zeit oder auch für immer weg. Und dem Beispiel Wischnewskis folgend, habe ich mir Tolstois "Krieg und Frieden" hervorgeholt und lese die Seiten, die von der Rührung Kutusows erzählen. Ich wiederhole im Geiste das Ende des Zweiten Teils im Dritten Buch: "Die unmittelbaren Folgen der Schlacht bei Borodino waren: die anscheinend durch nichts begründete Flucht Napoleons aus Moskau, der Rückzug auf der alten Smolensker Landstraße, der Untergang der fünfhunderttausend Mann starken Invasionsarmee und der Untergang des Napoleonischen Frankreichs, auf das bei Borodino zum ersten Male die Faust eines moralisch stärkeren Gegners niedergesaust war."

Ich wiederhole es immer wieder. Damit stachle ich meinen Widerstand an. Es beruhigt mich.

Die Deutschen nähern sich Moskau.

Einige Büroangestellte haben sich evakuieren lassen, andere liegen krank zu Hause, ebenso steht es mit den Komponisten. Arbeitsanweisungen kommen viele, aber die Zahl derer, die die Arbeit machen, ist noch kleiner geworden, als sie vor ein paar Wochen war. Ich weiß nicht, wie wir unseren Arbeitsverpflichtungen gerecht werden sollen. Ich wandere in der

Stadt umher und gehe mit mir zu Räte. Gestern war ich im Stadtkomitee des Jugendverbandes auf der Petrograder Seite und im Kuibyschewer Kreiskomitee der Partei, bei Lisunow. Dann ging ich zu Skrjabin, um über die Arbeitsverpflichtungen zu sprechen. Und wieder zurück in die Abteilung Kunst an der Fontanka, um mit Lehmann und Ratschinski zu diskutieren.

Noch am Abend gingen wir zusammen mit dem sympathischen lungenkranken Michail Grigorjewitsch Fradkin über die Tschernyschewski-Brücke zum Newski, um uns mit der Leiterin der Leningrader Schriftstellerorganisation, W. K. Ketlinskaja, zu treffen.

Viele Leningrader Komponisten haben sich bereit erklärt, für die Front einaktige Opern über die belagerte Stadt zu schreiben, wie Gebrauchsmusik zu Zeiten Bachs. Als wir die Ketlinskaja bitten, die Leningrader Schriftsteller von unserem Vorschlag zu unterrichten, uns Texte über aktuelle Stoffe oder nach klassischen Werken, zum Beispiel über Napoleons Rußland-Feldzug, zu liefern, ist sie begeistert und verspricht, es den Schriftstellern vorzutragen.

Dann schlagen wir noch eine Sache vor. Ich frage: "Wäre es möglich, daß einige Komponisten in der Kantine des Schriftstellerverbandes essen können?"

"Das ist ganz unmöglich", sagt sie.

"Auch nicht wenigstens die Komponisten, die die Musik zu den Texten der Schriftsteller schreiben? Wir arbeiten doch im Moment eng zusammen, und die Komponisten haben doch keine eigene Verpflegungsstelle."

Sie unterbricht mich: "Verstehen Sie doch, daß das ganz unmöglich ist!"

"Und wenn ich Sie nun sehr herzlich bitte? Denn ich kenne die Situation der Komponisten. Sie müssen irgendwoher Hilfe erhalten."

"Verstehen Sie doch, lieber Walerian Michailowitsch, es ist vollkommen unmöglich!"

"Nicht einmal einen Teller Suppe am Tag?"

"Ach, lieber Walerian Michailowitsch!"

"Wenigstens zweimal die Woche einen Teller Ölkuchensuppe? Ich bitte nicht für mich, sondern für Komponisten, die jetzt schon nicht mehr aus dem Bett aufstehen können. Und wenn die Lage noch angespannter wird?"

Wieder unterbricht sie mich bei meinem Bitten: "Wie oft muß ich Sie bitten zu verstehen, lieber Walerian Michailowitsch, daß das völlig unmöglich ist."

Ein eintöniger Dialog. Ich hätte ihn wohl bis in die halbe Nacht hinein fortsetzen können. Niederschmetternd.

Trübselig trat ich meinen Heimweg an. Ich war verbittert und hörte eine Zeitlang nicht einmal, daß Michail Grigorewitsch Fradkin leise vor sich hin sprach, während er da neben mir ging. Hin und wieder hüstelte er – ein unheilvoll trockener Husten. Die fettlose Nahrung, die kalten Zimmer zu Hause, die andauernde Unterernährung – das war sogar für einen gesunden Menschen schwer zu ertragen, für ihn bedeutete es eine fünfmal größere Belastung als für uns andere. Er wußte doch bestimmt, daß sich die Lungenkrankheit unter diesen Umständen nur in einer Art entwickeln konnte. Trotzdem erzählte er munter drauflos: "Es beginnt schon wieder zu schneien. Schauen Sie, Walerian Michailowitsch, was für große, weiche Flocken! Es wird ein schneereicher Winter. Und Schnee ist uns Russen immer lieb gewesen. Herrlich, daß keine Kriegsmaschinerie den Rhythmus der Natur erschüttern kann."

Wie ich die Größe dieses kleinen, zarten Menschen bewunderte! Er ist an seiner Tuberkulose gestorben.

In der letzten Woche ging es im Komponistenverband lebhaft zu. Jewlachow, der junge Schüler Schostakowitschs, bot etwas aus seinen symphonischen Arbeiten dar, und Chodsha-Einatow brachte einen Akt aus seiner Oper zu Gehör. Inmitten der Belagerung, inmitten des Hungers und der Finsternis machte uns das einfach froh und frei. Erstaunlich viele Komponistenkollegen hatten sich auf diesen gemeinsamen Abend vorbereitet. Nach den Vorführungen wurde lange und lebhaft diskutiert.

Popow sprach, Pastschenko, Timofejew, Shelobinski, Kotschurrow und Peissin, Prizker, Rubzow, Gan und Malachowski sprachen.

Unter normalen Umständen habe ich Komponisten nie so begeistert über die Werke anderer Komponisten diskutieren hören. Man disputierte, der Dialog floß ununterbrochen. Eine merkwürdige, ja fiebrige Begeisterung für schöpferische Arbeit. Es gab keine Belagerung, keinen Hunger, keine Müdigkeit und keine Niedergeschlagenheit! Wenn uns jemand heimlich durch die Fenster oder den Türspalt zugesehen hätte, er hätte geglaubt, eine Gruppe Verrückter raufe sich. Ich kehrte erst mitten in meiner Rede wieder zum Leningrader Alltag zurück; Lehmann zupfte mich am Ärmel und flüsterte mir ins Ohr: "Schrei nicht so laut, Walerian Michailowitsch!"

Als die Versammlung zu Ende ging, als der gewohnte Fliegeralarm begann und die Menschen in die Luftschutzräume hinunterstiegen, ging ich in das Mittelzimmer im oberen Stockwerk, wohin wir den Flügel gebracht hatten. Dort waren keine Fenster, und deswegen war der Flügel dort besser geschützt. Ich nutzte die Stille im Hause aus und begann meine "Flieger" zu instrumentieren.

Dies ist mein bester Arbeitsplatz, die Bedingungen sind fürstlich. In dem großen, nach Entwürfen von Rossi gebauten Palais ist es leer und still. Das fensterlose Zimmer ist doch wenigstens so warm, daß man mit bloßen Fingern spielen kann. Von der Stadt her hört man nur hin und wieder Getöse, wenn eine Bombe explodiert. Meine Frau und ich wohnen schon seit einiger Zeit hier im Hause des Verbandes. Wir schlafen im Zimmer des Vorsitzenden, in dem drei Betten aufgestellt worden sind. Im dritten schläft Gan. Diese Regelung ist für mich sehr günstig, weil ich so Tag und Nacht am Arbeitsplatz zu erreichen bin. Und Rossis Wände sind monumental! Die Zwischenwände und die Mauer an den Fensteröffnungen sind dick wie in einem Schloßturm oder einem Gefängnis. Die Fensterscheiben werden durch ein dichtes Metallnetz gegen Splitter geschützt. Und wahrscheinlich ist diese Lösung auch für meine Frau angenehmer, ist es hier doch wärmer und trotz der kasernenmäßigen Unterbringung behaglicher als in der Wohnung der Kusdinarews in der uliza Sofji Perowskoi. Dort sind schon alle Fenster zersplittert, und unsere geringe Habe befindet sich in einer langen, fensterlosen Vorhalle. Dort haben wir auch einen Kamin. In meine "Privatwohnung" gehe ich abends. Ich setze mich – den Hut auf dem Kopf und mit Mantel und Handschuhen – ans Klavier und probiere, wie man sich fühlt, wenn man sich in häuslichen Verhältnissen auf die Arbeit konzentriert.

Lange kann ich dort nicht sitzen. Wenn man auch nicht gleich erfriert, so ist es doch schwer, sich an den Gedanken zu gewöhnen, daß man in einem Zimmer arbeitet, dessen drei auf den Gribojedow-Kanal hinausgehende Fenster entzwei sind. Sie geben den Blick frei auf ein in der Wand des gegenüberliegenden Hauses klaffendes Loch.

In meiner Privatwohnung habe ich einige antifaschistische Couplets für zweistimmigen Chor und Klavier nach Gedichten von Prokofjew komponiert.

Ich traf Shelobinski in Uniform.

Er ist bei der Artillerie Kulturkommissar. Das erleichtert seine Lebensmittelsituation im Vergleich zu uns anderen, "zivil" lebenden Komponisten. Dennoch begann er gleich beim ersten Wort über Unterernährung zu klagen. Das erboste mich. Ich habe versucht, in mir eine Immunität gegen den Hunger herauszubilden (vielleicht ist sie nur scheinbar da, und vielleicht ist sie glatter Selbstbetrug, aber mit ihrer Hilfe erhalte ich mich aufrecht, bewahre ich mir meine Haltung und meine Arbeitsfähigkeit), und ich erlaube mir jedenfalls keine Selbstgespräche oder Dialoge über dieses Thema, und wenn der Kopf auch noch so weh tut und wenn ich manchmal noch so wacklig auf den Beinen bin.

Mich erboste das wirklich so sehr, daß ich, ohne Shelobinski überhaupt zuzuhören, Tolstois Kutusow über die Schlacht bei Borodino aus dem Gedächtnis zitierte. Ich antwortete damit direkt auf Shelobinskis Worte, direkt in seinen Mund : "*Rußlands heilige alte Hauptstadt!*" sagte Kutusow plötzlich, Bennigsens Worte grimmig wiederholend und damit den falschen Ton deutlich machend, der in diesen Worten mitgeklungen hatte. *Gestatten Sie mir die Bemerkung, Euer Erlaucht, daß diese Frage für einen russischen Menschen sinnlos ist.* Er wälzte seinen schweren Körper vorüber." Zu Anfang glaubte Shelobinski, ich hätte einen Anfall bekommen, hätte nicht mehr alle Tassen im Schrank. Dann begriff er meine Absicht und wurde unwillig. "Na, sag mal, hast du keinen Hunger? Warum darf man davon nicht sprechen?"

"Gewiß. Aber das steht bei mir nicht an erster Stelle. An erster Stelle steht bei mir etwas anderes."

Ich sah, daß er meine Worte ungläubig aufnahm, ihnen eine doppelte Bedeutung unterlegte und lächelte – teuflisch. Und bald nach Shelobinski kam die Künstlerin P. ins Büro, die Frau des Komponisten M.

Ich fragte, wie M.s Arbeit vorangehe, wie es um ihn stehe. Und tatsächlich: Frau P. knüpfte genau dort an, wo ich Shelobinskis Klagelied unterbrochen hatte. "Mit der Arbeit geht's nicht vorwärts. M. möchte essen. Er kommt immer wieder zu mir in die Küche und bittet um etwas zu essen. Er beklagt sich, daß er seine große Arbeit nicht zu Ende führen kann. Er kann bei diesen Rationen einfach nicht existieren. Und das versteht ja wohl jeder, daß gerade ein schöpferisch Tätiger essen muß."

Frau P.s Klage brachte mich endgültig zur Explosion. "Warum, um Himmels willen, ißt er denn nicht!" sagte ich patzig.

Und als Frau P. begriff, was ich meinte – daß man sich bei mir nicht beschweren soll, daß Herr M. sich damit begnügen muß, womit sich alle anderen Leningrader auch begnügen –, da war sie zutiefst beleidigt.

Zuerst starben ihr die Worte auf den Lippen. Dann begannen sich die Lippen zu bewegen, sie suchten Ausdrücke der Empörung zu formen, um sie mir ins Gesicht zu speien. Zum Glück kam sie wieder zu sich, zügelte sich, riß ihre Handtasche vom Tisch und lief zur Tür hinaus in die Bibliothek, zu Natascha Gorjatschewa.

Wir veranstalteten zu Ehren des 24. Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution einen Komponistenwettbewerb für Frontlieder und Soldatenmärsche. Die Leningrader Komponisten hatten viele Arbeiten eingesandt, und wir, die Jury, hatten mächtig zu tun, um sie alle zu bewältigen. Die Sitzung der Jury fand im Arbeitszimmer Assafjews

im Puschkin-Theater statt. (Er hatte sich eine der Schauspielergarderoben als Arbeitszimmer hergerichtet, weil es dort am wärmsten war.) Von jeder Wettbewerbsarbeit hatte er einen genauen und gedrängten Konspekt gemacht. Wir spielten sie alle einmal durch. Und obwohl es kalt war im Zimmer und wir, dem Beispiel Assafjews folgend, in Mantel, Hut und Handschuhen dasaßen, gerieten wir in Begeisterung und sprachen von dem Charakter eines Liedes im allgemeinen, von der Herausformung neuer musikalischer Merkmale während eines Zeitabschnitts und von den Besonderheiten des sowjetischen Massenliedes. Wir sprachen davon, wie der Komponist das Thema behandeln müsse, vom musikalischen Gedanken des Liedes, von dem emotionalen und inhaltlichen Gehalt eines Liedes, von allem möglichen. Und merkwürdig: Müdigkeit und Hunger gerieten wieder in Vergessenheit!

Nach der Sitzung blieb ich noch bei Boris Wladimirowitsch Assafjew. Er erinnerte sich an vergangene Zeiten der russischen Musik und plauderte über Rachmaninow und Schaljapin, Strawinski und Prokofjew, Metner, Glasunow und Silot. Er hat ja schon 1929 eine breitangelegte Untersuchung über Strawinski geschrieben.

In seiner Plauderei wurde er um 15.55 Uhr unterbrochen, als die Deutschen den regelmäßigen Artilleriebeschuß aufnahmen. Als er zu Ende war, bekam ich Hunger. Ich ging auf die Suche nach etwas Eßbarem, spazierte auf dem Newski auf den "frischen" Glassplittern. Ich ging in das Restaurant "Universal", bekam aber nichts auf Karten. Dann ging ich ins Journalistenhaus – das gleiche Ergebnis. Dann suchte ich eine Gaststätte in der Nähe des Hauses der Kunst auf. Nichts. Der Organismus befindet sich bald in offenem Aufstand gegen diese Hungertortur. Manchmal macht er sich quälend bemerkbar. Die Därme werden schlaff. Die Mastdarmmuskulatur wird geschwächt. Verzweiflung. Ich müßte Hilfe von Olga Nikolajewna bekommen! Das bloße Sitzen auf einem Fleck wird zur Qual und erfordert Anstrengung und Konzentration. Wenn man bedenkt: vor einem Monat hätte man sich überhaupt nicht vorstellen können, daß man sich *aufs Sitzen konzentrieren muß!*

Was für komisches Zeug doch bei dieser Arbeit herauskommt!

Und doch schwellen die Füße an, vor allein bei meiner Frau. Sie zieht ihre Straßenschuhe nicht mehr an, aber sogar Filzschuhe überzuziehen bereitet Qualen. Das stimmt ernst.

Mit Wassersucht ist nicht zu spaßen.

HEUTE WURDEN neue Brotrationen bekanntgegeben. Die körperlich arbeitenden Städter bekommen ab heute zweihundertfünfzig Gramm Brot und wir anderen alle – Geistesarbeiter, Angestellte, Kinder, Rentner – hundertfünfundzwanzig Gramm.

O geliebtes, liebes Leningrad!

ICH ERINNERE mich an den Tag, da unsere Brotration auf hundertfünfundzwanzig Gramm herabgesetzt wurde.

In unser Theater kam ein Major. Mir fällt jetzt im Moment sein Name nicht ein, obwohl er später oft bei uns eingeschaut hat.

Jedenfalls erzählte er uns damals, wie hart es an der Front war. Die Lage war gefährlich. Alles Brot, das irgendwie loszueisen war, wurde an der Front gebraucht. Deswegen war beschlossen worden, daß die Zivilisten in der Stadt versuchen sollten, mit möglichst wenig auszukommen.

Hundertfünfundzwanzig Gramm Brot pro Tag. Und das sollte an sehr vielen Tagen die einzige Nahrung sein. In jener Situation konnten wir uns noch nicht vorstellen, wohin das noch führen würde.

Als wir die Mitteilung des Majors hörten, stimmten wir ihr begeistert zu. Der Major sagte auch noch: "Ich glaube, daß wir uns noch einmal in diesem selben Saal zusammenfinden und uns an diese Veranstaltung erinnern werden. Aber jetzt haben wir keine andere Möglichkeit, als von heute auf morgen zu leben."

Einige Frauen fingen an zu weinen. Der größte Teil von uns war wie der Major felsenfest davon überzeugt, daß wir uns eines Tages, wenn alle augenblicklichen Schwierigkeiten hinter uns lägen, mit einem Lächeln auf den Lippen wieder in dem Saal versammeln würden. Ich entsinne mich, daß ich selbst dieses Gefühl hatte. Wir ahnten in diesem Augenblick nicht, daß sich dieses Leben "von heute auf morgen" für uns zu einem Kampf an der Grenze zwischen Leben und Hungertod gestalten sollte.

Wenn ein Stück Brot von hundertfünfundzwanzig Gramm und ein Stück von zweihundertfünfzig Gramm abgewogen und auf dem Ladentisch nebeneinander gelegt werden, scheint das Zweihundertfünfzig-Gramm-Stück mehr als doppelt so groß zu sein. Der Käufer rechnet nicht einfach, daß der Unterschied zwischen zweihundertfünfzig Gramm und hundertfünfundzwanzig Gramm eben hundertfünfundzwanzig Gramm beträgt, sondern er rechnet: Ich bekomme dieses kleine Stück, aber der da bekommt noch einmal so ein Stück, der ißt heute vielleicht noch ein zweitesmal, vielleicht am Abend vor dem Schlafengehen, oder er gibt seinem Sohn oder seiner Frau ein Stück ab. Was esse ich heute abend,

was gebe ich hiervon meinem Jungen? Warum gibt es auf Karte I soviel mehr Brot als auf meine Karte II?

Als die einzelnen Gewerkschaften in der Stadt dann Anträge an die Behörden stellten, mehr Zweihundertfünfzig-Gramm-Karten an ihre vor Hunger umkommenden Mitglieder auszugeben, und als dann den Gewerkschaften mitgeteilt wurde, daß ihnen bereits soundso viel Karten I gegeben worden seien, begannen die Schwierigkeiten von neuem.

DAS PRÄSIDIUM des Verbandes mußte beschließen, wem die Zweihundertfünfzig-Gramm-Karten gegeben werden sollten. Wir wußten bei der Beschlußfassung, daß davon das Leben eines Menschen abhängen konnte. Den Mitgliedern unseres Verbandes waren auf Antrag fünf Karten der Gruppe I zugebilligt worden. Natürlich hätte jeder gern eine davon gehabt.

Als vier Karten verteilt waren, entstand auf der Sitzung des Verbandes eine Diskussion um die noch übrige fünfte, die ich hier nach dem von Natascha Gorjatschewa geführten Protokoll niederschreiben möchte.

Leitungsmitglied L.: Ich schlage vor, daß die letzte Karte Portow gegeben wird. Er ist ein aktives Mitglied unseres Verbandes, er ist in seinem Fach besonders begabt und braucht jetzt Hilfe, denn soviel ich weiß, ist er in schlechter Verfassung.

Leitungsmitglied K.: Ich dagegen schlage vor, die letzte Karte Freidenberg zu geben. Er gehört auch zu unseren aktiven Mitgliedern, auch er braucht schnelle Hilfe.

Ich: Matjuschin liegt im Bett und kann nicht mehr aufstehen. Er ist meiner Meinung nach der dringlichste Fall.

Leitungsmitglied K.: Ich schlage Freidenberg vor.

Leitungsmitglied L.: Ich Portow.

Ich: Ich Matjuschin.

Sekretär: Gibt es andere Vorschläge? Das ist nicht der Fall. Wir müssen abstimmen.

Leitungsmitglied L.: Bevor wir abstimmen, Kollegen Leitungsmitglieder, berücksichtigen Sie, daß der von mir vorgeschlagene Kollege sterben kann, wenn er nicht bald Hilfe erhält.

Leitungsmitglied K.: Ich bitte Sie alle, ernsthaft zu überlegen, wer von den drei Kandidaten so bedeutende, so wertvolle Arbeit leistet, daß ihm der Vorrang gebührt. Und in dieser Beziehung steht der von mir vorgeschlagene Kollege bei weitem an erster Stelle.

Ich: Liebe Kollegen, wir sitzen hier doch wohl nicht als Rezensenten, sondern wir müssen die letzte Karte dem Schwächsten geben. Welches andere Kriterium sollten wir wohl sonst anwenden?

Die Schwächsten zuerst, liebe Kollegen!

Als Natascha Gorjatschewa die Karte Matjuschin brachte, brach er in Tränen aus. Portow und Freidenberg wiederum waren entrüstet, als sie hörten, daß auch sie die Karte fast bekommen hätten, es aber dann doch nicht geklappt hatte. Solche Sitzungen sind zermürend, und gern würde ich ihnen fernbleiben, wenn ich könnte. Wer ist da schon gern dabei! Morgen früh müssen wieder Leute zum Munitionsdepot in die Verteidigungslinien geschickt werden. Von Tag zu Tag finden sich dafür weniger Freiwillige. Viele sind auch krank geworden, einige gestorben, viele haben Leningrad verlassen und sind ins "große Land" gezogen.

Am Bahnhof Schuschary werden Befestigungsarbeiten durchgeführt. Das ist von hier ein weiter Weg, wenn man ihn zu Fuß macht. Die Mitglieder unseres Verbandes gehen noch vor dem Morgengrauen los und kehren spätabends zurück. Gestern früh meldeten sich nur Timofejew, Malachowski, Impolski und Heif als Freiwillige. Sie waren unermüdlich gewesen, aber gestern war das Maß der Erschöpfung bei Impolski und Heif zum Überlaufen voll. Die beiden, die gewöhnlich so zurückhaltend auftreten, redeten sich alles, was sich in ihnen aufgestaut hatte, von der Seele. Heif schlug sogar Krach, beschimpfte uns alle, stampfte mit den Füßen auf und begann schließlich sogar zu schreien. Glücklicherweise bewahrten wir anderen die Fassung und blieben still. Wir ließen ihn seine Verzweiflung abregieren. Dann beruhigte er sich wieder, bat um Entschuldigung und trieb uns selbst als erster zur Eile an.

Sie zogen ihre Arbeitskleidung an und machten sich auf den Weg zum Bahnhof Schuschary.

Wie lange werden sie durchhalten?

Zum erstenmal in der Geschichte des Verbandes der Sowjetkomponisten Leningrads willigte Assafjew ein, Werke von sich in einer gemeinsamen Veranstaltung zur Diskussion zu stellen. Dazu war viel Überredungskunst nötig gewesen. Als ich ihm endlich verständlich gemacht hatte, daß solche Veranstaltungen durchaus nicht nur der Form halber stattfänden, sondern daß ihnen jetzt eine viel entscheidendere Bedeutung zukomme als je zuvor, stopfte er eine große Tasche prall voll mit Manuskripten und kam aus dem Puschkin-Theater in unseren Verband.

Wir fanden uns im großen Saal des Verbandes ein, an dessen Fenstern doppelte Metallnetze angebracht waren, und saßen in Hut und Mantel da. Fünfzehn Personen waren auf der Veranstaltung.

Boris Wladimirowitsch Assafjew spielte temperamentvoll und begeistert. Ich sah deutlich, wie er sich mitten im Spiel wie ein Kind freute, wenn er ermunternde Zurufe hörte. Er war wie alle Berufskollegen immer ein wenig ängstlich. Wie würden diese seine Arbeiten aufnehmen? Er stellte sein Ballett "Fürst Nulin" vor, seine Variationen zu einem Marschthema Preobraschenskis spielte Kamenski, und seine Cellosoli bot Ananjan dar.

Nach der Vorführung entstand wieder eine Diskussion. Assafjew hielt das ständige Training des musikalischen Vorstellungsvermögens für wichtig und sprach von den zahlreichen Vorteilen der Arbeit ohne Instrument. Seiner Meinung nach soll jeder musikalische Gedanke, der dem Komponisten kommt – gleich, welcher Situation er entspringt –, notiert werden, bis in die kleinsten Fakturdetails. Er berichtete auch von seinen Forschungen zu einer musikalischen Analyse des "Eugen Onegins" und vom Abschluß seiner Arbeit über Grieg.

Dann hörten wir Heifs Kammermusik und Manewitschs herrliches Konzert für Koloratursopran und Orchester.

Wie viele Male schon haben wir uns auf diese Weise von Hunger und Niedergeschlagenheit abgelenkt! Wie lange werden unsere "Musikvorräte" noch reichen?

Es war ein merkwürdiger Zufall, daß während des Vortrags von Assafjews Werken kein einziger Luftangriff stattfand, nicht einmal das Artilleriefeuer setzte ein.

Wir begleiteten ihn alle zurück ins Puschkin-Theater.

**Die Kinder in Leningrad  
als der Schnee kam**

*Petroleum gibt es nicht  
im Zimmer ist es dunkel  
Wenn du hinausgehst  
deine Augen zusammenkneifst  
siehst du  
graue Schatten Hungerkranker  
gebeugte Gestalten  
auf den Straßen  
im Schnee*

Kiril Wladimirowitsch Owtschinikow, acht Jahre alt

SIE TUN mir leid. Die Leningrader Jungen von damals, die zwölf-, fünfzehnjährigen. Viele von ihnen sind an Hunger gestorben.

Viele, viele.

Sie stellten sich nach Brot an, obwohl sie wußten, daß sie an dem Tag nichts mehr bekommen würden: sie hatten ihre Ration ja schon verzehrt, aber sie kamen.

Die Jungen machten das so:

Ein Junge kommt in die Nähe des Ladentisches, an dem die Verkäuferin einer vor ihm stehenden Frau oder einem Mädchen Brot abwägt. Er stürmt auf den Ladentisch los, packt das Brot, wirft sich zu Boden und beginnt zu essen. Oft schafft er es, sich ein paar Happen in den Mund zu stecken, bevor man ihm das Brot wieder wegnehmen kann.

Vor mir stand einmal solch ein dreizehnjähriger Junge, nahm Brot vom Ladentisch, warf sich auf den Fußboden und begann zu essen. Wie ich den Jungen geschlagen habe! Aber er aß ruhig weiter. Und wenn manchmal ein Artilleriegeschloß in die Brotschlange schlug, waren unter den menschlichen Extremitäten, die danach auf der Straße herumlagen, immer viele Hände und Beine von Jungen, auch ihre Köpfe.

Leningrad, 15. Oktober 1941.

Lieber Vater,

die letzte Nacht verlief ruhig. Heute hat es zum erstenmal geschneit. Alle Dächer sind weiß. – Es ist jetzt 19 Uhr. Das Radio bringt wieder Konzerte und literarische Sendungen. Am Tag habe ich angestanden, und obwohl man mir fast den Rücken eingedrückt hätte, konnte ich doch hundert Gramm guten Tabak und eine Schachtel Papirossy ergattern. Ich würde sie Dir gern senden, aber es ist schwierig mit Paketen fürs Lazarett. Nur an Frontsoldaten kann man etwas schicken.

Dein Sohn *Shorshik*

27. Oktober 1941.

Lieber Vater,

in der Nacht hat es viel geschneit, hier ist jetzt richtiger Winter. Der Himmel ist bewölkt; deutsche Bombenangriffe sind nicht zu befürchten. Als ich auf dem Boden Wache schob, habe ich mir dort einen eisernen Ofen organisiert. Wir heizen damit das Zimmer und kochen auch darauf. Wir haben einen halben Meter Brennholz bekommen. Für den Anfang reicht das, dann werden wir weitersehen.

Sieben Tage lang hat es keinen Alarm gegeben. Wir haben in Ruhe zu Hause schlafen können.

Es schneit immer noch. Ich war auf der Suche nach Postkarten für Dich, weil sie schneller ankommen als Briefe. Zuerst ging ich zu Tamara. Tamara wohnt mit Natascha im Luftschutzraum unter der Kasankathedrale. Natascha ist krank, aber es geht ihr schon wieder besser. Dann ging ich mit Tamara zu Olja.

Die Straßenbahn blieb mitten auf der Strecke stehen, obwohl gar keine Haltestelle in der Nähe war. Die Fahrgäste warteten. Als die Bahn dann doch nicht weiterfuhr, stiegen Tamara und ich aus und gingen zu Fuß zu Olja. Olja war gerade vom Arbeitseinsatz nach Hause gekommen; sie hatte Ziegelsteine aus einem zerstörten Haus geräumt.

Pawel Iwanowitsch hat übrigens jetzt Wache. Er steht vor dem Marinka und bewacht ein Loch, das eine deutsche Kanonenkugel in die Wand des Theaters gerissen hat. Es war ein Blindgänger.

Als ich nach Hause wollte, war von der Straßenbahn weit und breit nichts zu sehen, ich mußte laufen. Unterwegs sah ich denn auch, daß alle Bahnen irgendwo stehengeblieben waren. Sie schneiten ein.

Zu Hause bat Mutter mich, irgendwoher Wasser zu beschaffen, aus dem Wasserhahn kam nämlich keins. Na, ich nahm einen Eimer und eine Kanne und ging los.

Als ich den Eimer und die Kanne nach Hause schleppte, sah ich am Haus Nr. 43 einen Mann. Er saß, an die Wand gelehnt, auf den Treppenstufen und war ganz aufgedunsen. Er stöhnte.

Als ich Mutter erzählte, daß da ein aufgedunsener Mann sitzt und stöhnt, befahl sie mir, es dem Hausmeister zu sagen. Ich ging mit dem Hausmeister nachsehen, aber der Mann war am Ende. Es war ein ziemlich alter Mann.

Man brachte ihn fort, damit er Pflege bekomme. Der Hausmeister sagte mir, er habe ein Hungerödem.

29. Oktober.

Lieber Vater,

als sich Olja gestern Ölkuchenborstsch auf den Teller füllte, ist Dombi schnell auf den Tisch gesprungen und hat alles verschlungen, obwohl die Suppe noch heiß war und obwohl sie sich sicher die Schnauze verbrannt hat. Für Olja ist kaum etwas übriggeblieben. Und heute sind auch noch Oljas Fensterscheiben entzweigegangen. Die Druckwelle der Bombe war so stark, daß sie sogar Oljas Ikonenschrank zerstörte. Sonst war es ruhig, nur die deutschen Ferngeschütze waren zu hören; die schießen mit den Dingern jeden Tag eine Viertelstunde lang, ob es regnet oder ob die Sonne scheint.

Vater, Du fragst mich nach der Schule. Uns ist gesagt worden, daß wir uns am ersten November anmelden sollen, aber wann der Unterricht beginnt, kann ich nicht sagen. Weiß der Teufel! Ich habe mich schon fünfmal angemeldet, aber die Schule hat einfach nicht angefangen. Trotzdem ist in ein paar Schulen Unterricht. Mir fällt es schwer, Fächer wie Geometrie, Algebra, Physik und Englisch allein zu lernen. Damit du mich recht verstehst: die fakultativen Fächer der sechsten Klasse lerne ich allein zu Hause.

Jetzt haben wir tiefsten Winter. Der Schnee stiebt nur so, und es ist auch ganz anständiger Frost. Das ist natürlich gut, die Deutschen können nicht fliegen, und wir haben keinen Alarm. Und wenn doch, wir scheren uns den Teufel drum; unsere Luftabwehr knallt sie schon ab. Aber es ist wegen Oma. Oma fängt zwar nicht mehr an zu weinen, wenn es Alarm gibt, aber jedesmal muß sie schleunigst aufs Klo. Die Kanalisation funktioniert noch, nur muß man selbst Wasser ins Becken gießen.

Oma ist wieder gesund und munter und schielt jeden Tag nach dem Briefkasten, wartet auf Briefe von Dir.

Koka kommt auch viel besser zurecht als Dombi. Für einen Hund ist es jetzt nur von Vorteil, wenn er klein und eine Promenadenmischung ist. Ich

habe bemerkt, daß die Promenadenmischungen unter den jetzigen Bedingungen zäher sind.

Sonnabend, 1. November.

Lieber Vater,

ich komme gerade aus der Schule, dort wurde gesagt, daß der Unterricht nur für Schüler ab der siebten Klasse anfängt, daß die sechste Klasse vorläufig noch keine Schule hat. So ist das. Jetzt gehe ich mich anstellen, vielleicht bekomme ich Schokolade auf Karten.

Ich wollte das eine Fenster zunageln und Läden vor das andere machen, aber Mutter läßt mich nicht, weiß der Teufel, was sie hat. Sie zischt und knurrt wegen irgend etwas. Schimpfte vorhin Oma aus und streitet sich mit mir. Sie möchte Hefe haben, da sie aber nirgends welche bekommt, ist sie nun böse mit mir. Aber ich kann mich doch nicht in Hefe verwandeln!

Jetzt, am Monatsanfang, stehen fast vor jedem Laden Schlangen.

Am selben Abend.

Lieber Vater,

ich stecke diese Seite noch in dasselbe Kuvert, weil ich am Tag nicht dazu gekommen bin, den Brief an Dich auf die Post zu bringen.

Ich habe anderthalb Stunden angestanden und drei Tafeln Schokolade bekommen, aber weil in einer Tafel immer ein Drittel Hefe, Futterrüben und Kleie ist, habe ich eigentlich nur zwei Tafeln richtige Schokolade bekommen. Ich glaube, so etwas von Schokolade kannst Du Dir nicht einmal im Traum vorstellen. Du kriegst dort sicher besseres Essen als wir hier.

Und während ich anstand, geschah ein Unglück: Koka ist ausgerissen. Ich lief natürlich sofort los und suchte ihn. Ich fragte Igor und Shenja. Sie erzählten, Koka sei zum Bahnhof P. gelaufen. Ich lief hinterher. Beim Park sah ich dann Hundespuren im Schnee, die eines kleinen Hundes, bestimmt Kokas. Ich konnte sie nicht mehr verfolgen, denn da kommt man ja jetzt nicht weiter, weil dort die Front ist. Die Soldaten wollten wissen, was ich dort zu tun hätte, und da habe ich sie gefragt, ob sie so einen kleinen Hund gesehen hätten, eine Mischung aus Teckel und Terrier, und ein Soldat erzählte auch, daß er einen gesehen hat. Er sagte, der Hund sei in die Stellungen gelaufen, sie hätten versucht, ihn zu fangen. Sie haben ihn aber nicht zu fassen bekommen, er ist davongelaufen, offenbar viel zu weit nach vorn. Da haben ihn wohl die Deutschen gefaßt und verspeist, weil es ein russischer Hund war. Als ich nach Hause kam, war ich ganz außer Atem, und mein Hemd war durchgeschwitzt, ich war schachmatt.

Jetzt ist also auch Koka fort, und Mutter sagt, wir müssen Dombi essen, bevor es andere tun.

Nun ist es Abend. Ich warte auf den Fliegeralarm, die Zeit wird sonst so eintönig. Mutter ist immer noch böse, der Teufel weiß, ob Dir oder mir. Oma strickt an einem Strumpf.

Dein Sohn *Shorshik*

Leningrad, 6. November, Donnerstag.

Lieber Vater,

ich habe lange keine Briefe von Dir erhalten. Ich kann mir das nicht erklären. Jeden Tag sehe ich den Briefkasten.

Er ist leer.

Gestern war wieder ein schwerer Luftangriff. Die Deutschen haben uns acht Brandbomben und eine Tonne Masut<sup>5</sup> auf den Hof und den Boden geworfen. Das wäre ja ein Feuerregen geworden. Aber zum Glück ist die Masuttonne nicht zerplatzt, und die Bomben haben wir gelöscht. Alles in allem war gestern fünfmal Alarm: zweimal am Tag und dreimal am Abend. Mutter macht im Augenblick Plinsen aus Ölkuchen und ist schon wieder böse. Sie schimpft mit Oma und mir, und ich weiß nicht, warum. Sie sagt, daß sie sich nur freut, daß Du ihr hier nicht auch noch auf dem Pelz sitzt. Aber das ist nicht der Grund für die dicke Luft, sondern Mutters Kreuz. Das tut wieder weh, und sie will damit zum Arzt gehen.

Ja, und ich will mich jetzt nach Schnaps anstellen. Es ist pro Nase eine Flasche Schnaps aufgerufen worden, zu Ehren der großen Revolutionsfeier; wir bekommen also drei Flaschen Schnaps: für Mutter, für Oma und für mich.

Freitag, der 7.

ich stecke dies in denselben Brief, Vater. Gestern, als ich nach Papirossy und Schnaps anstand, kam uns Dein Zimmerkamerad aus dem Lazarett besuchen. Er brachte Deinen Brief und Grüße. Du schreibst, daß Du abgemagert bist und graue Haare bekommen hast. Wegen uns brauchst Du Dir keine Sorgen zu machen und abzunehmen und graue Haare zu kriegen schon gar nicht. Iß mehr, Du hast doch nun Gelegenheit dazu, und warte in aller Ruhe ab, bis die Deutschen aus Leningrads Umgebung fortgejagt sind. Du sollst sehen: der Tag kommt schon noch einmal.

Du schreibst mir, daß Ihr an der Front angegriffen habt. Entschuldige, aber ich glaube das nicht so ganz. Ich weiß nämlich, daß ein ziemlich großer

---

<sup>5</sup> zähflüssiger hochsiedender Destillationsrückstand von Erdöl

Teil der Karelofinnischen Republik von den deutsch-finnischen Faschisten besetzt ist.

Heute brachte das Radio eine Rede des Genossen Stalin. Mir gefiel sehr, daß er sagte, daß es einige Intelligenzler gibt, die nicht an die Stärke der Roten Armee glauben und dadurch die Kräfte der Faschisten stärken.

Du verstehst wohl meine Andeutung.

Ich habe Dir auch eine Karte geschickt und Olja einen Brief mit Witzen. Ich weiß nicht, was Du zuerst bekommst, diesen Brief oder die Karte.

Oma betet die ganze Zeit, aber davon scheint es, wenigstens vorläufig, auch nicht besser zu werden. Bomben regnet es geradeso wie früher, ob Großmutter nun betet oder nicht, und die deutsche Artillerie schmeißt Granaten genau wie früher.

Heute haben die Deutschen Bomben mit Zeitzündern bei uns abgeworfen, verdammt große Dinger. Ich habe zugesehen, wie die Pioniere sie entschärften.

Man müßte künstliches Brot machen können, meinetwegen auf chemischem Wege. Warum erfinden die Chemiker nicht mal so etwas? Meine Kohlehydrate sind nämlich bald alle. Es müßte solche Pillen geben, die man nur lutscht – und schon hat man Kohlehydrate.

Ich küsse Dich.

Dein Sohn *Shorshik*

"Vater, Was ist Kohlehydrat?"

Da ist sie wieder. Steht an der Tür meines Arbeitszimmers und schaut mich an, meine Tochter aus der Unterstufe der Grundschule. Es ist Sonntag. Etwa vor einer Stunde fuhr ein schwedischer Zweitakter auf den Hof. Ich erkannte es am Geräusch – mein nächster Nachbar und guter Freund kam zum Nachmittagskaffee zu uns. Er ist Arzt, Dr. med. Ich nutzte die Gelegenheit und fragte ihn, was im menschlichen Organismus geschieht, wenn der Hunger einen zu quälen beginnt. Wir unterhielten uns nebenbei auch über alles mögliche andere: was man sich so beim Nachmittagskaffee erzählt, wenn schönes Wetter ist und der Schnee schmilzt und die ersten Stare jeden Augenblick zu erwarten sind. Wir rauchten noch ein bißchen Pfeife, und dann stand mein Freund auf und wollte gehen. Ich begleitete ihn auf den Hof, und als er wegfuhr, ging ich in mein Arbeitszimmer, an meinen Tisch, zu meinen Papieren, und begann meine Pfeife auszukratzen, mit gefurchter Stirn, den Kopf voll von tiefsinnigen Gedanken und deutscher Kriegsgeschichte.

Und jetzt steht sie da und fragt, was Kohlehydrate sind.

"Kohlehydrate sind organische Verbindungen, die Kohle, Wasserstoff und Sauerstoff enthalten. Sie sind sehr verbreitet, besonders im Pflanzenreich", antworte ich automatisch, ohne gleich den Hintergrund ihrer Frage zu erfassen.

"Warum ist Shorshik dann an Hunger gestorben?" – Sie hat gehört, was ich mit Kari am Kaffeetisch gesprochen habe.

"Na, Brot zum Beispiel ist ein Nahrungsmittel, in dem viele Kohlehydrate sind. Und Brei. Überhaupt alles Essen aus Mehl. Der Organismus des Menschen, der Bauch und die Därme und die Blutzirkulation, das alles ist so eingerichtet, daß sie diese Kohlehydrate brauchen, von denen es, wie ich gesagt habe, im Brot zum Beispiel sehr viele gibt. Skorshik und Irina und Walentin und die anderen Leningrader Kinder bekamen damals im November und Dezember und Januar sehr wenig Brot. Der Organismus, alle Organe der Bauchhöhle und die Blutzirkulation, hätten mehr Brot gebraucht, weil gerade darin die Kohlehydrate sind. Der Organismus verbraucht sehr viel davon. Und wenn er nicht genügend davon bekommt, beginnt er an Stelle der Kohlehydrate die Fettgewebe des Körpers abzubauen. Schau, die Körpermachinery ist so beschaffen, daß sie etwas verbrennen muß, damit man leben kann. Und wenn nun die Kohlehydrate fehlen, werden die Fettgewebe des Körpers angegriffen – zum Beispiel alles Fett, das sich wie bei mir hier am Bauch und auf dem Rücken schön sichtbar angesammelt hat. Auch bei Kindern, die im allgemeinen gar nicht dick sind, sammelt sich unter der Haut Fett an. Und wenn dieses Fett abgebaut wird, dann nimmt der Mensch ab. Und auch wenn er jeden Tag etwas Brot bekommt, also diese Kohlehydrate, dann will sein Bauch mehr haben, ausreichend, damit die Fettreserven des Körpers nicht angegriffen zu werden brauchen. Daher kommt das Hungergefühl.

Wenn nun du zum Beispiel kein Brot bekommst, verbraucht sich der Kohlehydratvorrat in deinem Körper innerhalb von ein paar Tagen. Dann will dein Bauch mehr davon haben. Es entsteht das Hungergefühl. Und wenn dein Bauch nicht mehr Brot bekommt, dann nimmt er eben Nahrung aus den fetten Stellen unter deiner Haut. Und dann magerst du ab. Genau so erging es den Leningrader Kindern – und auch den Erwachsenen – damals im Oktober/November. Erinnerst du dich, was Irina auf dem Tonband erzählt? Lassen wir es laufen!"

AUS DER Hungerzeit ist in mir am stärksten der Gedanke in Erinnerung geblieben: Wenn der Krieg zu Ende ist, bekomme ich so viel

Schwarzbrot, wie ich will, und ich tauche es in Sonnenblumenöl und esse, esse...

Zu der Zeit konnte ich mir auf der ganzen Welt nichts Wohlschmeckenderes vorstellen als Schwarzbrot und dieses Öl. Meine Tante half beim Ausheben von Laufgräben, die um die Stadt herumführen sollten. Sie grub dabei Wurzeln aus und brachte sie mit nach Hause; sie wurden gekocht und als Beikost verwendet.

Und damals, als die Lebensmittellager von Badajewski abbrannten, suchten die Menschen in den verkohlten Ruinen nach etwas Eßbarem. Sie fanden – verbrannten Zucker. Auch während der Hungerzeit sehnte ich mich nach meinem Zuhause, nach meinem zerstörten Haus, das in der Komsomolskaja uliza gestanden hatte, und ich stromerte auch oft dort umher.

Dabei traf ich einmal meine frühere Freundin Galja. Ich fragte, wie es ihr, ihrem Vater und ihrer Mutter gehe. Sie hatte Vater und Mutter schon begraben. Sie wohnte bei ihrem Vetter.

Ich entsann mich, daß sie eine Katze hatte. Ich fragte, was die Katze mache.

Sie sagte: "Was fragst du nach Katzen! Die Katze ist schon vor langer Zeit verspeist worden. Ich habe sogar selbst von ihr gegessen."

Es war eine große, sehr schöne Katze. Der Liebling unserer Töchter, damals.

"Haben denn Katzen auch viel Kohlehydrate?"

"Nein, aber wenn man Hunger hat, ißt man auch Katzen."

"Wurden sie alle aufgegessen?"

"Welche alle?"

"Alle Katzen?"

"Das weiß ich nicht so genau. Ja, jetzt erinnere ich mich: einer meiner Bekannten, ein Komponist – jetzt ist er so ein vornehmer alter Herr mit grauen Schläfen –, der erzählte mir von einer Katze. Du weißt doch, daß durch Leningrad die Newa fließt. Sie ist sehr breit dort, breiter als der Oulujoki oder der Kymijoki. Auf dem Fluß lag im Winter, im Februar, ein russisches Kriegsschiff, so ein Truppentransporter. Es hieß Irtysch.

Und dieser Bekannte, der Komponist, erzählte, daß er einmal im Februar dort auf dem Schiff etwas zu tun hatte. Und dort sah er eine Katze. Es war die Schiffskatze der Irtysch. Die Schiffsoffiziere hielten sie in der Offizierskajüte. Und der Komponist erzählt, daß er seinen Augen nicht traute, als er die Katze sah: so rar waren zu dieser Zeit die Katzen. Aber

diese eine Katze gab es jedenfalls in Leningrad. Mehr weiß ich nicht von den Katzen."

AN ALLES gewöhnt sich der Mensch, aber an den Hunger gewöhnt er sich nicht, niemals. Nur das Leben oder der Tod können ihn vom Hunger erlösen. Die ersten Opfer, die der Hunger von Leningrad forderte, waren kränkliche Menschen und diejenigen Männer mittleren Alters, die zu den Mahlzeiten immer viel Wodka getrunken und auch abends zu Hause noch ein Schlückchen genommen hatten, also solche Städter, die am Rande des Alkoholismus leben. Männer, deren Familie evakuiert war und die allein in der Stadt geblieben waren, wurden eher vom Hungertod angefallen als diejenigen, die ihre Mutter oder die Frau zu Hause hatten. Das mag für euch naiv klingen, aber versucht das ganz praktisch und ohne hintergründige Absichten zu verstehen. Ein Mann, der seine Frau zu Hause hat, bleibt eher am Leben als ein einsamer Mann. Das ist außerdem auch rein statistisch nachweisbar. Mütter und Ehefrauen verstanden es besser, sich am Leben zu erhalten, als die Männer. Die Rolle der Leningrader Frauen kann nie genug hervorgehoben werden; keine Geschichte, kein Film, kein Gedicht, keine Rede ist in der Lage, ihre geistige Unbezwingbarkeit wiederzugeben. Ich werde nie so alt werden, daß ich meine Bewunderung für die Arbeit, die die Frauen und Mütter in meiner Stadt damals vollbrachten, vergessen würde.

MAN SUCHTE nach zusätzlichen Lebensmitteln.

Zuerst wurden die Tauben gegessen, dann die Hunde, dann die Katzen.

"Ich esse die Katze nicht. Nein!" hatte unsere Tante Katja versichert.

Als sie ihr dann angeboten wurde und man ihr sagte, es sei Kaninchen, war sie entzückt. "So etwas Gutes habe ich den ganzen Winter über nicht gegessen. So fett! So weiches Fleisch!"

Dann, nach den Katzen, entdeckten wir den Holzleim. Auf den Märkten änderte sich der Wert der Zahlungsmittel. Geld und Gold sanken im Wert, im selben Maße stieg der von Brot und Graupen an. Dann kam Spirit, Wodka, Öl. Dann warme Kleider, Maschinen, Bücher. Dann erst kamen Gold und Geld.

Und 1942, als der Skorbut zu wüten begann, gewann der Knoblauch an Bedeutung. Wie "teuer" er war, kann ich heute nicht mehr in meßbaren Werten ausdrücken.

## Und dem Hunger folgt der Tod

In jenem Herbst kam der Winter früh. Die Novemberstürme häuften Schneewehen an den Straßenecken an, Schnee lag auch auf den Straßenbahnen, die in den Gleisen vereist waren, auf den Bürgersteigen. Ein tiefliegender Pfad an den Häuserwänden entlang verriet, daß die Menschen noch lebten. Der Wind drang in die leeren Wohnungen, ließ die Reste der zerschlagenen Fensterscheiben klirren, brach den Kitt los und drang durch die Löcher, die die Artilleriegeschosse in die Wände gerissen hatten. Ein solches Loch war wie ein zu einem Schrei erstarrter Mund. An zwei eisernen Stützen hing ein zerstörter Balkon. Nur der Wind heulte dort in der Wohnung und schleuderte die aus dem Rahmen gesprengten alten Spiegeltüren hin und her.

Im Dezember wurde das Wetter klarer, der Frost schärfer. Mittags milderte die Sonne über Leningrad die Trostlosigkeit der zerschossenen Stadt ein wenig. Aber die Sonne ging erst spät auf und schon früh unter, und während der Mittagsstunden, wenn sie am höchsten stand, hatte man das Gefühl, als ob sie nicht sehr viel höher stiege als bis zur Spitze des Narwa-Tors – dann ging sie auch schon wieder unter, umgeben von frostigem Rot.

Der ganze Himmel über dem Finnischen Meerbusen rötete sich.

Die Menschen hatten es eilig, vor dem Dunkelwerden nach Hause zu kommen. Sie versammelten sich um den eisernen Ofen in der Küche, um Wasser warm zu machen, um zu kochen, um ihre Glieder zu wärmen.

Wenn Vater von der Arbeit kam und die Essenration des Tages mitbrachte, wenn im Schein eines Kienspans die Familie um den Ofen herum saß, zog eine feierliche Stimmung ein. Die Familie war noch am Leben, noch zusammen, hatte auch diesen Tag ausgehalten. Der rostige, unter dem Gerümpel auf dem Boden hervorgeholte eiserne Ofen strahlte glühende Wärme aus. In seinem Strahlungsbereich wurde auch der erstarrte Geist wieder lebendig. Man konnte wieder hoffen: vielleicht wird es schon morgen leichter. Sie wollten in diesem Augenblick an nichts anderes denken. Es hätte auch nicht geholfen, wenn sie daran gedacht hätten, daß man auch in der Wohnung unter ihnen, von Minute zu Minute Schlimmeres ahnend, darauf wartete, daß doch nur die Mutter nach Hause käme. Sie wußten es ja aus der tagtäglichen Erfahrung: dem Hunger folgte der Tod.

Trüb kam der Dezember auch auf die Krest-Insel, ins Haus Ljudmila Wassilewna Zimbalowas. Die Mutter mußte der Arbeit fernbleiben, und bald danach stand sie nicht mehr aus dem Bett auf. Das Mädchen Mila übernahm die Aufgaben der Mutter. Morgens, wenn es noch dunkel war, wurde sie von dem Vater geweckt. Der Vater zündete die Sturmlaterne an, Mila machte Feuer im Ofen und setzte den Topf mit Wasser auf, damit der Vater etwas Warmes in den Bauch bekam, bevor er zur Arbeit ging. Dann zog sich Mila an, Vater wickelte ihr einen Schal um den Kopf, und das Mädchen stellte sich im dunklen, frostigen Morgen nach der täglichen Brotration an. Wenn sie zurückkam, war der Vater schon zur Arbeit gegangen, das Feuer im Ofen war erloschen,

Großmutter und Mutter lagen Rücken an Rücken vollständig angezogen und mit einem Schal um den Kopf noch unter der Decke. Es war an der Grenze zwischen Morgendämmerung und Tag. Mila zündete erneut Feuer an und holte aus dem Abstellraum Holz. Das Wasser auf dem Ofen war noch lauwarm und würde bald wieder heiß sein. Dann weckte sie die Mutter. Sie brachen sich ein Stück Brot von der Tagesration ab und aßen es mit Wasser. Dann mußte Mila eiligst in die Schule. Der Unterricht fand in einem Luftschutzraum statt. Dort war es wärmer als zu Hause. Da bekamen die Kinder auch etwas zu essen, wenn sie wieder gingen, gewöhnlich Hefesuppe oder Hefekuchen. Und das war eine günstige Zeit zum Essen: danach konnte sich Mila gleich an die Hausarbeit machen. Sie suchte in den von Artillerie und Fliegerbomben zerstörten Häusern nach Brennholz. Dann sammelte sie mit anderen Kindern gefrorene Eicheln, "als Vorrat für schlechte Tage", wie die Kinder untereinander sagten. Die größten Holzstücke zersägte Mila im Abstellraum, damit sie in den Ofen paßten. Dann mußte sie Wasser holen, aus dem Eisloch in der Malaja Newka. Sie füllte jeden Nachmittag um diese Zeit alle Gefäße; bis zum Abend würde sich das Wasser wenigstens etwas erwärmen. Sogar nach dem Wasser aus dem Eisloch mußte man sich oft anstellen. Während man wartete, bis man an die Reihe kam, konnte man die Neuigkeiten vom Tage hören, wie der und der Nachbar dort gestorben war, einfach umgefallen und nicht mehr aufgestanden; daß wieder einer verschwunden war und niemand wußte, wo er sich hingesetzt hatte, um sich auszuruhen.

Und aufs neue erlosch der rötliche Widerschein am Himmel über dem Finnischen Meerbusen, und die Dämmerung senkte sich über die stillen Häuser. Für Mutter, Großmutter und Mila wurde es dann geradezu eine Qual, auf die Heimkehr des Vaters zu warten. Wenn er kam, machte ihm Mila das Waschwasser warm und kochte einen Brei aus Graupen, Brot und Wasser. Der Vater hatte eine Tüte Kohlen mitgebracht. Sie hatten

einen festlichen Abend, alle saßen sie um den Samowar, in dem genügend warmes Wasser war.

An einem Dezembertag wurde Mila wie immer vom Vater geweckt. Sie begannen gemeinsam ihre Morgenverrichtungen. Als Mila dann zur Brotschlange gehen mußte, während der Vater noch frühstückte – Brot, in warmes Wasser getaucht –, gab er ihr seine Filzpantoffeln.

"Zieh meine Filzschuhe an und leg dir meinen Pelz um. Komm mal her, mein Mädchen."

Als Mila nicht einmal fragte, sondern nur aufschaute, wickelte der Vater ihr den Schal um die Schultern.

"Ich binde dir den Schal um, damit du nicht frierst in der Schlange. Nimm die Filzschuhe! Sieh, mit mir ist heute etwas nicht ganz in Ordnung. Ich ruhe mich heute zu Hause aus. Morgen geht's wieder besser. Morgen gehe ich ausgeruht wieder zur Arbeit."

Das Mädchen zog sich die Filzschuhe an (und sie sollte sie nicht mehr ausziehen bis zu einem bestimmten sonnigen Tag im März), der Vater half ihr in den Pelz, zog den Wollschal um das Gesicht fester und ging mit ihr bis an den Weg.

"Jetzt erfrieren dir die Füße nicht in der Brotschlange. Du siehst aus wie eine Babuschka. Meine kleine Babuschka. Komm bald zurück. Ich passe inzwischen auf, daß das Feuer nicht ausgeht." – Mila ging.

Auf dem Platz in der Petrogradskaja uliza, Ecke Krestowski Prospekt, hatte sich die allmorgendliche lange Schlange vor dem Laden angesammelt: zwanzig, dreißig Frauen, halbwüchsige Mädchen und einige ältere Männer. Es herrschte Frost. Es war dunkel. Es war kalt. Es herrschte Stille. Es war nichts Außergewöhnliches zu erwarten. Der Laden wurde geöffnet, und die Schlange kroch allmählich vorwärts. Es war sogar Brot da, fertig geschnitten in Stücke zu hundertfünfundzwanzig und zu zweihundertfünfzig Gramm, damit die Käufer nicht auf das Abwiegen zu warten brauchten. Trotzdem wollten viele ihre Brotportionen auf der Waage sehen. Das hielt die Verkäuferin bei ihrer Arbeit auf.

Das Mädchen war nahe an der Tür, als vom Ende der Schlange, ohne sich um die Wartenden zu kümmern, ein hochgewachsener Mann auf die Tür zuging. Er hatte einen langen, bis zu den Stiefeln reichenden Mantel an und trug einen Kaukasierhut. Er ging, ohne sich um die Bemerkungen der Anstehenden zu kümmern, zur Tür, öffnete sie, drängte sich an den Ladentisch, raffte die dort abgewogenen Brotstücke mit beiden Händen so heftig an sich, daß die Sturmlaterne an der Decke über dem Ladentisch schwankte, öffnete die Tür und warf die Brotstücke unter die Menschen.

"Nehmt und eßt, sterben werdet ihr sowieso. Nehmt und eßt, dies ist mein Leib, sterben werdet ihr sowieso."

Die Brotstücke fielen den Wartenden vor die Füße. Und wie auf Verabredung machte niemand eine Bewegung, damit kein Stück Brot zertreten würde.

Die Laterne schaukelte noch immer, das Licht flackerte bei der Pendelbewegung. Öl tropfte auf den Ladentisch. Das Mädchen roch es sogar draußen.

Als der Mann merkte, daß die Menschen unbeweglich dastanden, begannen seine Lippen zu zucken, sie formten einen Augenblick lang unhörbare Worte. Dann fiel der Mann vornüber auf die Schwelle, ein Schluchzen ließ seine Schultern erbeben. Die eine Verkäuferin sammelte die Brotstücke wieder ein, legte sie auf den Ladentisch zurück. Kein einziges Stück war verschwunden. Die Frauen hoben den Mann auf und halfen ihm in den Laden. Man gab ihm seine Ration und setzte ihn dann auf einen Stuhl an der Wand. Aber er konnte nicht lange sitzen. Er stand auf, hielt das Hundertfünfundzwanzig-Gramm-Stück in seiner Hand, schaute immer wieder auf die Brotkäufer vor dem Ladentisch, dann wieder auf das Stück Brot in seiner Hand und atmete schwer.

Das Mädchen hatte niemals vorher bemerkt, daß die Augen eines Menschen so tief im Kopf liegen können.

Ljudmila Wassilewna kam nach Hause, legte drei Stück Brot von hundertfünfundzwanzig Gramm und eines von zweihundertfünzig Gramm auf den Tisch und wollte die Filzschuhe ausziehen.

Der Vater sagte: "Behalt sie nur an, Mädels, du gehst doch noch in die Schule. Ich bleibe heute zu Hause. Morgen bin ich wieder ausgeruht."

Am nächsten Morgen, als der Vater und das Mädchen wieder als erste zu ihrem Tagewerk erwachten, antwortete der Vater auf einen Blick der Tochter: "Ich werd mich wohl auch diesen Tag noch ausruhen. Morgen bin ich dann sicher wieder ganz auf der Höhe."

Mila ging zur Brotschlange, sie trug den Pelz des Vaters und seine Filzschuhe, um den Kopf hatte sie wieder den Schal des Vaters. Als sie zurückkehrte, befühlte der Vater die Brotstücke. "Es ist starker Frost. Wir müssen das Brot in irgendeiner Mütze holen. Soso, sogar das Brot will schon gefrieren."

Mila gewöhnte sich daran, daß der Vater nun jeden Morgen zu ihr sagte: "Ich versuch's morgen", und zu Hause blieb. Es war ihr sogar angenehm. Der Gang zur Brotschlange in morgendlicher Finsternis wurde für das Mädchen leichter, obwohl es noch kälter geworden war. Wenn sie zurückkam, war der Vater zu Hause, und Feuer brannte im Ofen. Sie hatte

jetzt ein ruhiges Gefühl, wenn sie in die Schule ging: Vater war zu Hause und konnte nach Mutter und Großmutter schauen, die beide im Bett lagen, konnte sich mit ihnen unterhalten.

ERST GEGEN Ende Dezember, kurz vor dem Tod der Mutter, machte ich mir Sorgen wegen Vater. Als ich einmal morgens wieder in die Schule gehen mußte, bat er: "Mädel, vielleicht könntest du heute mal nicht in die Schule gehen. Vielleicht könntest du mit mir in die Druckerei kommen; ich fühle, daß ich Hilfe brauche."

An dem Tag ging ich nicht in die Schule. Wir zogen uns an und gingen. Auf dem Hof sagte Vater: "Hör mal, wir nehmen den Schlitten mit, mit dem du immer Wasser holst, für alle Fälle."

Schon nach ein paar Straßenecken mußte sich Vater auf den Schlitten setzen, und ich mußte ihn in die Druckerei ziehen. Zusammen gingen wir zum Direktor, und dort sagte Vater in meinem Beisein, ohne irgendwelche Geheimnistuerei: "Meine Frau kommt vom Bett nicht wieder hoch. Wenn ich sterbe, kümmern Sie sich um dieses Mädchen. Sie ist meine Einzige, meine Liebste, sie ist von ganz klein auf immer Vaters Tochter gewesen."

Mutter stand aus dem Bett nicht mehr auf.

Sie starb am 29. Dezember 1941 am Hunger.

Damals konnte sich Vater noch zu Hause bewegen, zur Arbeit gehen aber konnte er nicht mehr. Als ich Mutter Anfang Januar beerdigte, hatte Vater nicht mehr die Kraft mitzukommen. Er konnte Mutter nur bis an die Treppe begleiten. Mein Onkel und ich zogen Mutters Sarg zum Friedhof.

Zu der Zeit bekamen wir für Mutter noch ein Einzelgrab. Es befindet sich noch immer auf dem Serafimow-Friedhof, und dorthin gehe ich, um mich an Mutter zu erinnern, um mich meiner ersten Trauer zu erinnern, um mich an die Menschen zu erinnern, die meiner Mutter das letzte Geleit gaben: meinen Onkel und meine Tante, die im Laufe desselben Winters ebenfalls dem Hunger erlagen.

Jetzt mußte ich zu Hause Mutters Platz einnehmen.

Mutters Arbeit hatte ich schon damals übernommen, als sie sich ins Bett legen mußte. Jetzt mußte ich auch Mutters Verantwortung für Großmutter und Vater übernehmen.

Vater legte sich bald nach Mutters Tod ins Bett. Er starb vor Hunger am 17. Januar 1942.

Man hatte versucht, für ihn zu sorgen. Er war schon für eine stationäre Behandlung vorgemerkt, aber der Tod war schneller.

Ich entsinne mich, wie er an seinen letzten Lebenstagen Brot von mir erbat, Brot ... Ich entsinne mich, weil ich in der Familie die Arbeit der Mutter verrichtete. Ich entsinne mich daran als Hausfrau und als die Tochter meines Vaters; ich war doch schon fünfzehn Jahre alt.

Ich entsinne mich, daß ich ihm auf seine Bitten hin nichts anderes geben konnte als gefrorene Eicheln.

Dort auf der Krest-Insel, wo wir wohnten, gab es große Parks mit Eichen. Wir Jugendlichen und Kinder aus der Gegend sammelten dort Eicheln.

Einige Wochen vor dem Tod meines Vaters mußte sich auch Großmutter ins Bett legen.

Immer mußte ich im morgendlichen Dunkel fortgehen und mich nach Brot anstellen, um die Kartenration zu sichern. Ich zog die Filzschuhe meines Vaters an, wickelte das Tuch um den Kopf und nahm einen Stock als Stütze. Ich kam mir wie eine alte Oma vor.

Mein Vater erwartete mich zu Hause. Ich entsinne mich, wie nervös er immer war; er erzählte, er habe jedesmal Angst, die deutsche Artillerie könne die Brotschlange treffen.

Der Weg vom Laden nach Hause zurück fiel mir schwer. Ich wußte, daß Vater und Großmutter sehnsüchtig erwarteten, ich würde auch etwas anderes als nur das Brot auf Karten mitbringen, aber ich hatte nichts anderes als die Brotrationen. Drei Stück Brot.

Ich entsinne mich, wie ich am 17. Januar 1942 von der Brotschlange nach Hause eilte.

Ich legte die Brotration auf den Tisch und ging sofort zu Vater. Ich bot ihm Brot an. Er konnte nicht mehr. Ich steckte ihm ein Stück Brot in den Mund. Da merkte ich, daß er schon das Bewußtsein verloren hatte. Trotzdem versuchte das Leben noch, wenn auch nur in seinen unbewußten Regungen, gegen den Tod zu kämpfen; denn mein Vater machte noch Kaubewegungen, als er den Brotgeschmack spürte.

Dabei starb er.

Begraben habe ich ihn allein.

Ich brachte ihn auf den Hof.

Mit meiner Brotration kaufte ich einen Sarg für ihn, legte ihn hinein und hob den Sarg auf den Schlitten, zuerst das vordere, dann das hintere Ende. Dann zog ich mit dem Schlitten los: über die Newa (über die Malaja Newka beim Neuen Dorf) auf den Serafimow-Friedhof.

Auf diesem Weg sah ich zum erstenmal sehr viele Tote. Sie lagen besonders häufig an der über die Newa führenden Brücke. Es waren Menschen, die die Absicht gehabt hatten, die Newa zu überqueren. Die Uferböschung der Newa hinunter hatten ihre Kräfte noch ausgereicht und

auch noch, um über den Fluß zu gehen. Dann aber mußten sie die andere Uferböschung hinaufsteigen. Da waren sie mit ihren Kräften am Ende. Sie hatten versucht hinaufzukriechen, aber die Beine hatten sie nicht mehr getragen.

Sie lagen da, noch in der Stellung, in der sie den Abhang hinuntergerutscht waren.

Die Kälte ließ sie in diesen Stellungen – ihren letzten – erstarren, gerade als ob sie ihren letzten Griff nach dem Leben verewigen wollte.

Es lagen viele Menschen an beiden Uferhängen der Newa. Dort gingen ja die Leute über die Newa in die Stadt, zur Arbeit und nach Hause.

Ich entsinne mich ganz deutlich an diesen Weg, ich weiß auch nicht, warum er mir so viele Empfindungen in die Erinnerung zurückruft. Es war scharfer Frost, wie er hier im Winter vorkommen kann. Nebeldunst lag über der Stadt, und der Himmel rötete sich über dem Finnischen Meerbusen. Die Sonne war im Dunst zwischen dem rot schimmernden Himmel und den Konturen der Häuser der Wassili-Insel als großer, ausdrucksloser roter Ball zu sehen.

Eine kraftlose, armselige Sonne.

Sie strahlte keine Wärme aus, kein Licht, keine Freude. Man konnte direkt in sie hineinsehen. Und wenn ich nicht sicher gewußt hätte, daß das die Sonne ist, hätte ich gedacht: Da hängt das aus Trauer zerbrochene Herz eines fünfzehnjährigen Mädchens über den eisigen Dächern Leningrads.

Ich zog meinen Vater auf den Serafimow-Friedhof.

Einzelgräber gab es nicht mehr. Man ließ ihn in ein Massengrab hinein.

Großmutter starb am 4. April 1942, und so war ich nun allein.

Zwischen diesen Todesfällen geschahen kleine Dinge an verschiedenen Tagen, in verschiedenen Wochen. Eine Woche war damals wie ein Jahr. Nach dem Tode meiner Großmutter glaubte ich schon, älter könnte ich nun nicht mehr werden. Die damaligen Zeitabschnitte messe ich auch heute noch nicht nach Monaten und Tagen, sondern nach den jeweiligen Ereignissen. Und diese die Zeit teilenden Ereignisse waren der Tod der Mutter, des Vaters, des Onkels, der Tante und der Großmutter, sie waren gleichsam Schlußpunkte unter Jahrzehnte.

So erfroren mir etwa in der Zeit zwischen Vaters und Großmutter Tod die Füße. Das dürfte beim Anstehen nach Brot passiert sein, ich weiß nicht. Jedenfalls irgendwann während der Kälteperiode im Januar/Februar.

Ich selbst habe die Erfrierung erst hinterher festgestellt. Ich hatte gar keine Zeit, es zu bemerken. Ich war ja mit Großmutter allein. Wir schliefen im selben Bett, um einander zu wärmen. Nur den Mantel zog ich dabei aus.

Eines Tages beschloß ich jedoch, mich und die Großmutter zu waschen. Ich zog die Filzschuhe von den Füßen. Ich begann die Strümpfe auszuziehen. Sie wollten nicht herunter. Die Füße waren angeschwollen. Die Strümpfe waren schon ganz ins Fleisch eingedrungen. Man konnte nur ahnen, daß dort irgendwo auch Strümpfe waren.

Ich weiß immer noch nicht, wann mir die Füße erfroren sind. Vielleicht damals, als ich meinen Vater begrub, vielleicht in den Stunden, als ich nach Brot anstand, vielleicht damals, als ich irgendwo Holz besorgte und es auf dem Schlitten nach Hause zog, vielleicht damals, als ich das Holz sägte und kleinhackte, vielleicht ... vielleicht damals, als ich Wasser holte, wer weiß; ich hatte viel zu tun und viele Sorgen in der Zeit zwischen Vaters und Großmutter Tod.

Jedenfalls sagte ich Großmutter – sie lag damals schon im Bett –: "Ich bekomme die Strümpfe nicht von den Füßen. Sie sind mir wohl erfroren."

Großmutter sagte: "Zieh dir die Filzschuhe an und geh sofort ins Krankenhaus und zeig es dem Doktor."

Das tat ich. Ich ging in das Krankenhaus, in dem ich schon registriert war. Im Krankenhaus wurde ich auch vom Arzt untersucht. Ich zeigte ihm meine Füße. Er sagte: "Erfrierung dritten Grades. Die Füße müssen amputiert werden. Geh sofort nach Hause und bitte deine Mutter her."

Ich erzählte, daß ich meine Mutter schon Anfang Januar beerdigt hatte. Ich erzählte auch vom Schicksal meines Vaters. Ich erzählte, daß ich nur eine Großmutter hatte, keinen anderen Menschen.

Als ich nach Hause kam und Großmutter berichtete, wurde sie anfangs unruhig, dann aber fiel ihr etwas ein. Sie riet mir: "Geh in ein anderes Krankenhaus. Auf dem Bolschoi Prospekt in Nr. 10 ist eins. Das kostet zwar etwas, aber geh hin. Wir werden schon was auftreiben."

Ich ging. Ich wurde vom Arzt untersucht. Ich erzählte ihm, daß ich mit Großmutter allein sei, daß ich meine Füße "wieder hinkriegen" müsse.

Ich erinnere mich, daß ich die ganze Nacht dort bleiben mußte. Sie ließen mich nicht nach Hause, es bestand Nekrosegefahr bei mir.

"Du mußt übermorgen unbedingt wiederkommen."

Ich erinnere mich auch an den Weg. Ich ging auf den Fersen. Am Stock. Diese Ärzte heilten meine Füße.

Aber jetzt habe ich ja ganz und gar vergessen zu erzählen, daß ich noch bis zu Mutters Tod in die Schule gegangen bin, also bis Anfang Januar. Der Unterricht fand in einem Luftschutzraum statt. Ich entsinne mich, daß wir in der Schule eine Mahlzeit bekamen, irgendeine Hefesuppe und Hefekuchen. Der Unterricht hörte jedoch 1942 auf, als Schüler und Lehrer

nicht mehr die Kraft hatten, zur Schule zu kommen. Ich hätte ohnehin nicht hingehen können, auch wenn Unterricht gewesen wäre, weil ich mich ja um Vater kümmern mußte.

ES WURDE Blut benötigt, die verwundeten Soldaten brauchten es, und so wurde im September 1941 auch ich Blutspender. In der schlimmsten Zeit spendeten wir das Blut in einem Keller bei Kerzenschein. Ich werde es immer vor Augen haben: auf dem einen Tisch liegt die Volkskünstlerin der Sowjetunion Sofia Petrowna Preobraschenskaja, auf dem anderen ich. Da, ein starker Knall.

Eine Bombe war in das Haus des Kuibyschewer Kreiskomitees eingeschlagen.

Vor dem Blutspenden gab man uns ein Glas Tee und ein Stück Weißbrot, hinterher einen Teller Suppe und irgendeine Nachspeise.

Und ich sage es geradeheraus: ich habe diese Suppe nicht gegessen. Ich ging auf den Markt und verkaufte sie. Ich bekam viel Geld dafür, denn zu der Zeit kostete eine gute Suppe hundert Rubel. Meine einjährige Tochter, mein achtjähriger Junge und meine Frau waren in Taschkent evakuiert, und sie hatten kein Geld. Seit Kriegsausbruch hatte ich sie nicht mehr gesehen. Sie waren auf dem Lande, in Poltawa, als der Krieg begann. Von dort wurden sie aus der Nähe der Deutschen fort an die Wolga gebracht, aber da waren schon zu viele Leute, der Zug wurde nach Stalingrad zurückdirigiert. Stalingrad war schon gesperrt, es nahm keine Evakuierten mehr auf, der Zug wurde nach Gorki geleitet. Von dort aus gelangten sie schließlich nach Taschkent, wo das Leningrader Konservatorium evakuiert war. Und deswegen verkaufte ich auf dem Markt jeden Teller Suppe, den ich für eine Blutspende erhielt.

Ich selbst kam schlecht und recht mit meiner Karte I aus.

Und als wir Musiker in einem Heim des Rundfunkkomitees wohnten, halfen wir einander aus. Ich erinnere mich: einmal brachte Safonow ein Stück Pferdehuf an. Wir kochten daraus eine Suppe. Den Holzleim würzten wir mit Lorbeerblättern.

Daraus wurde ein guter Pudding. Ein Chormitglied hatte einen prächtigen Schäferhund. Er schlachtete ihn, und wir aßen ihn zusammen auf. Einmal hatte ich das große Glück zu sehen, wie eine deutsche Granate auf dem Platz der Arbeit ein Pferd in Stücke riß. Davon bekam ich Fleisch und brachte es meinen Kollegen. Der Cellist Leikin war schon so schwach, daß er nicht mehr gehen konnte, nicht mehr sprach und das Essen nicht mehr kaute. Wir fütterten ihn mit dieser Suppe und bewegten seinen Unterkiefer gewaltsam so lange, bis er sich wieder ans Kauen gewöhnte.

Und zum Glück für meine Familie konnte ich Blut spenden. Ich ernährte meine Familie buchstäblich mit meinem eigenen Blut.

GESTERN FRÜH gegen halb sieben ging ich mit meiner Frau auf die Wyborger Seite der Stadt, zum Finnischen Bahnhof. Wir hatten gehört, dort sei eine Sauna.

Es gab dort tatsächlich einen solchen Anachronismus. Badende waren recht wenige da.

Ich wollte mich nur waschen. Das tat ich schnell. Die ganze Zeit, die ich da nackt war, quälte mich der Gedanke: Und wenn jetzt ein Luftangriff kommt oder eine Artilleriegranate uns hier trifft? Wie dumm, wie unangenehm es doch wäre, so nackt überrascht zu werden!

Ich wartete ziemlich lange auf meine Frau an der Tür der Frauenabteilung, dann wollten wir zurück zum Newski. An der Maxim-Gorki-Straße überraschte uns ein Bombenangriff. Wir eilten von dort in die Possadskaja, ins Haus der Brüder Rabinowitsch. Und als der Alarm über Stunden anhielt und draußen immer noch Explosionen zu hören waren, begannen wir zu diskutieren oder besser: zuzuhören, was Alexander Semjonowitsch sagte. Beide Brüder machten, jedenfalls äußerlich, einen sehr ruhigen und unerschütterlichen Eindruck. Keiner von beiden beklagte sich auch nur mit einem einzigen Wort, weder über die Grausamkeit des Lebens noch über die gegenwärtigen Grauen des Todes. Alexander Semjonowitsch sprach sogar mit Überzeugung von der bevorstehenden entscheidenden Wende dieses Krieges.

Ich wurde nervös: der Alarm dauerte schon sechs Stunden, und ich kam nicht in den Verband zur Arbeit!

Nach dem langen Alarm und der heftigen Bombardierung ging ich den Newski entlang zum Restaurant "Universal". Ich hatte noch alle Fleischabschnitte von zwei Wochen und wollte damit wenigstens jetzt einmal Fleisch haben.

Das Haus gegenüber dem Kuibyschewer Kreiskomitee an der Ecke des Newski und der Fontanka war gerade durch die Bombardierung des Kreiskomitees arg beschädigt. Balkons baumelten an den Wänden. Die Explosion hatte Reste von Möbeln auf die Straße geschleudert. Neben dem Haupteingang war ein großes Loch in der Wand. Türen waren aufgerissen worden, und drinnen war eine gelbe Flamme zu sehen; der in der Nase reizende Qualm wurde vom Wind bis auf den Newski hinausgetragen. Die Steine knisterten, und Putz fiel herab, als die Männer eines Rettungstrupps sich bemühten, mit ihren Spaten die verschütteten Menschen zu befreien.

Auf dem Newski waren Anschlagtafeln. Ich blieb an einer stehen. Darauf waren viele Papierzettel geklebt. Ich las sie.

Tausche in Lebensmittel um

1. goldene Manschettenknöpfe
2. Kleiderstoff, dunkelblau, Wolle
3. Herrensuh, gelb, Größe 40, und lacklederne, Größe 41
4. Teekanne, samowarartig, mit Kohle zu heizen
5. Fotoapparat FED und Vergrößerungsgerät
6. Rasierapparat

An gleicher Stelle verkäuflich Hohlsaumnähmaschine (Singer, Klasse 72),  
Barometer und Schaukelstuhl. Wenden Sie sich an die Adresse

Dershinskistraße 17, Wohnung 91

Gladkowa

11.00 – 16.00 Uhr

Porträts in natürlicher Größe

fertigen nach Modell Künstlerinnen an

– in Wasserfarbe, Preis 300 Gramm Brot

– mit Farbstift oder Tusche, Preis 300 Gramm

– mit Pastellkreide, Preis 400-600 Gramm oder nach Vereinbarung

Belinskistraße 5, Wohnung 2, Zimmer 2

Treppe direkt gegenüber dem Eingang

V. Stock

Benötige Brennholz, gleich unter welchen Bedingungen. Tel. 1917 App. 11

Biete Konzertflügel Marke Schroeder, in ausgezeichnetem Zustand. Suche  
Brot und gezuckerte Milch.

Tel. 317 32

Ich ging weiter. Und im "Universal" bekam ich für die Fleischabschnitte der  
zwei Wochen fünf Pferdekoteletts. Zwei davon verschlang ich fast im  
Handumdrehen und beeilte mich, den Rest meiner Frau zu bringen, die im  
Luftschutzraum wartete und völlig erschöpft war.

Ich sagte, ich verschlang die Pferdekoteletts im Handumdrehen, aber das  
ist nicht wahr!

Mir *schien* es nur so, daß ich sich gierig und schnell aß, daß nur eine  
Minute dabei vergangen war. Ich kann das auf sehr einfache Art beweisen:

Als ich nämlich ins "Universal" ging, war es auf dem Newski hell, zwar befanden wir uns schon an der Grenze zwischen Tag und Dämmerung, aber es war doch so hell, daß ich noch fast mühelos verschieden große Plakattexte lesen konnte.

Dann ging ich ins Restaurant. Ich stellte mich an, aber es dauerte nicht lange, es verging nicht einmal eine halbe Stunde, weil ziemlich wenig Gäste da waren. Dann bekam ich die Koteletts, suchte mir einen Tisch aus und aß zwei von ihnen auf.

Dazu habe ich fast eine Stunde gebraucht. Ich habe jeden Bissen Pferdefleisch in meinem Mund festgehalten. Ich habe das Hinterschlucken wieder und wieder hinausgezögert. Andererseits wußte ich, daß ich schnell essen und dann gehen müßte, um den Rest zu meiner Frau in den Luftschutzraum zu bringen. Natürlich wäre es besser gewesen, wenn ich gleich alle fünf Koteletts mitgenommen und sie in den Luftschutzraum gebracht hätte, damit wir, meine Frau und ich, sie zusammen hätten essen, einander nahe sein und in unserer Liebe, der Liebe zwischen Mann und Frau, wieder einmal bis zur Erfüllung hätten gelangen können. Zusammen essen entspricht in solchen Zeiten dem allerintimsten Beisammensein von Mann und Frau.

Ja, ich hatte sicher ein schlechtes Gewissen, als ich – so sagte ich wohl vorhin – die zwei Pferdekoteletts im Nu aufaß. Aber das erklärt jetzt überhaupt nicht genau, warum es mir so vorkam, als hätte ich so schnell gegessen. Das Essen ist heutzutage ein so großes Entzücken, ein derartiger Höhepunkt, daß man, wenn er andauert, offensichtlich sogar das Zeitgefühl verlieren kann.

Denn als ich aus dem "Universal" herauskam und mich beeilte, die Koteletts meiner Frau in den Luftschutzraum zu bringen, *war es schon dunkel!*

Ich weiß das genau, denn erst gestern wieder, mitten auf dem Newski, erappte ich mich bei dem Gedanken: Ich bin es gewohnt, im Finstern zu gehen und mich zu orientieren, es macht mir keine Mühe mehr, ich merke überhaupt nicht mehr, wie närrisch ich gehe. Denn eigenartig ist meine Art, im Dunkeln zu gehen. Ich setze einen Fuß vor und taste mit der Spitze des Filzschuhs den Boden ab – dann erst verlagere ich mein Körpergewicht auf diesen Fuß. Wenn man sich daran gewöhnt, verliert man damit gar nicht einmal viel Zeit. Dieser Gehstil eignet sich auch für das Hinauf- und Hinabsteigen von Treppen. Wenn ich in der dunklen Wohnung umhergehe, greife ich natürlich auf das klassische alte Blindkuhspiel zurück, aber das ist dann ja nichts Neues, nicht wahr, außer daß sich

dieser Stil auch gut für das Gehen auf Dächern eignet, wenn man Brandbomben löschen muß.

Vorläufig sind wir noch am Leben!

Hier in der Wohnung der Kuschnarews in der uliza Sofji Perowskoi fand ich am 6. Dezember noch eine Tüte mit Kanarienvogelfutter und ein Paket Stärkemehl.

Man stelle sich vor: so lange war das meinen hungrigen Augen verborgen geblieben! Meine Frau und ich, wir legten zu Ehren der verresten Besitzer, der Kuschnarews und ihrer Kanarienvögel, eine verdutzte Schweigeminute ein und empfanden vor ihnen die obligatorische Scham und moralische Unterlegenheit; dann steckten wir uns auf der Stelle das Futter und das Stärkemehl in den Mund.

So gekräftigt, ging ich ins Studio des Funkhauses, wo zwei Violinkompositionen von mir aufgenommen wurden. Ich spielte sie zusammen mit Arkin. Die Aufnahme erfolgte auf Wachs. Das hält nicht lange. Das kann man zwei- oder dreimal abspielen. Größere Belastung verträgt Wachs nicht. Dann ist die Aufnahme völlig abgenutzt. Nun gut! Draußen im "großen Land" wird der Sender Leningrad sicher oft gehört. Auch in den Stellungen der deutschen Belagerer. Auch ihnen tut es gut zu wissen, daß das Leben in Leningrad nicht erloschen ist, daß hier Musik komponiert und gespielt wird. Ist das doch ein Ausdruck dafür, daß das Leben seinen natürlichen Gang geht.

Gegen Abend ging ich dann mit meiner Frau auf die Wassili-Insel. Am Alexander-Park führte ein von den Fußgängern getretener Pfad an das Newaufer und geradewegs über den Fluß zum Haus der Akademie der Künste. Etwa auf halbem Wege fanden wir eine jüngere Frau mit dem Gesicht auf dem Eis der Newa liegen. Die Leute waren um sie herumgegangen, der Pfad machte dort einen Bogen. Der Oberkörper der Toten lag in einer großen Blutlache. In geringer Entfernung davon war das Eis gebrochen, Eisstücke und Wasser waren auf die Frau gespritzt. Das Wasser auf der Rückseite ihres Pelzes war gefroren. Der Pelz war so langhaarig wie ein Eisbärenfell.

"Du sang sur la Néva!" sagte ich laut und wunderte mich selber über meinen französischen Ausruf.

"Was sagst du?" fragte meine Frau.

"Nichts, gehen wir schnell fort, gehen wir weiter!"

"Du sagtest etwas auf französisch?"

"In meiner Jugend habe ich einmal ein Buch mit diesem Titel gelesen. Von dem ganzen Roman weiß ich nichts mehr als den Namen des Autors:

Gaston Leroux, und mein Ausruf war der Titel des Buches. Ich weiß nicht, wieso er mir gerade jetzt einfällt. Ich hatte schon längst vergessen, daß es einen solchen Roman überhaupt gibt."

"Blut auf der Newa, wie lange wird es das noch geben?"

"Bleib doch nicht stehen!"

Wir gingen weiter im Gänsemarsch den Pfad entlang. Auf den Straßen Leningrads waren jetzt häufiger Leichen zu sehen. Es verging kaum ein Tag, an dem man nicht einen Menschen sah, der an einem Portal, auf der Treppe eines Hauses oder auf dem Trottoir umgefallen war. Wenn man ihn forträumen kam, war er schon zu Eis erstarrt.

Meine Frau ging voran, ich hinterher. Ab und zu blieben wir für einen Augenblick auf dem Eis der Newa stehen und betrachteten das Leningrader Panorama, das sich uns zu allen Seiten darbot.

"Ist doch merkwürdig: da wohnt man in derselben Stadt, und der Weg vom Rossi-Haus hierher zur Wassili-Insel beträgt nicht mehr als drei Kilometer. Weißt du, daß wir heute zum erstenmal zu Mutter gehen?"

"Hierher sind es immerhin vier Kilometer", sagte meine Frau. "Aber nicht Luftlinie."

"Dieser von Qual und Trauer gesäumte Weg ist doppelt so lang."

"Die kurzen Wege sind lang geworden."

"Entfernungen sind so relative Dinge."

"Anetschka, hör mal!"

"Was?"

"Nichts. Gehen wir weiter", sagte ich und hielt einen Augenblick ihre Hand in der meinen; ich sagte nichts weiter: es wäre zwecklos gewesen, meiner Frau jetzt etwas von bösen und guten Ahnungen zu erzählen, hier auf dem Eis der Newa im dämmernden Dezemberabend. Ich hatte ihr nur sagen wollen, ich hätte das Gefühl, daß wir dies alles durchstehen würden, bis ans Ende, komme, was da wolle. Zum Glück ließ ich es ungesagt. Woher hätte ich's denn wissen sollen? Gewiß, es wäre eine Liebeserklärung gewesen, aber der Händedruck tat es auch. – Endlich langten wir am neuen Haus von Mutter und Schwester an.

Es war herzbewegend und herzerreißend zugleich. Nur Anton Pawlowitsch [Tschechow] hätte es beschreiben können. Lenotschka lag im Bett. Ebenso Mutter, die allein kaum wieder auf die Beine kommen würde. Sie erzählte, daß morgens immer die Gesichtshälfte, die auf dem Kissen liege, angeschwollen sei. Es schien unreal, seine eigene Mutter zu sehen und dabei zu wissen: sie stirbt bald, vor Hunger, ich kann nicht helfen. Die Schwester schuftete für alle, holte Wasser, heizte den Ofen, hackte Holz,

stellte sich nach Brot an. Wie großartig ihre Gelassenheit, die Schönheit ihrer Seele, die Unbezwingbarkeit ihres geistigen Ichs!

Mutter und Schwester hatten uns sehnlichst erwartet; den Leuten hier waren vor einem Monat etwas Portwein und ein paar Stückchen Schinken zu Ehren des 24. Jahrestages der Oktoberrevolution zugeteilt worden. Und sie hatten beschlossen, alles so lange aufzubewahren, bis wir kämen. Einen Monat lang hatten sie also auf uns warten müssen. Und jetzt teilten sie mit uns den Portwein und den Schinken. Eine Mikro-Feier, wenn man nur nach dem urteilte, was auf den Tisch kam.

ALS AM 25. Dezember ein Teil des Theaters der Musikalischen Komödie, des Operettentheaters, zerstört wurde, zogen wir ins Puschkin-Theater um. Es stand leer.

Dort war auch ein Luftschutzraum.

Das Gebäude war ja, wie Sie gut wissen, von Rossi entworfen und gebaut worden. Wenn Sie einmal dort sind, sehen Sie sich den prächtigen Saal an, sehen Sie sich den Samt der Logen an, das ist nämlich heute noch genauso wie vor dem Krieg.

Aber damals, als wir dort arbeiteten, sah der Saal ganz anders aus:

- kaum erleuchtet, denn Strom gab es wenig, und auch der war schwach,
- an den Wänden standen Sandkästen und neben ihnen Spaten,
- das Publikum saß in Mänteln, Hüten und Fausthandschuhen da,
- der Atem der Schauspieler auf der Bühne dampfte.

Ich entsinne mich noch gut, wie eine Granate der deutschen Artillerie dieses Haus traf.

Die Vorstellung lief gerade. Wir zeigten die "Gräfin Mariza". Auf der Bühne waren Sascha Orlow, Bondarenko und ich.

Als das Geschloß in die Wand einschlug, bebte das Haus, und im Zuschauerraum entstand eine Panik. Sascha Orlow faßte sich mit beiden Händen an den Kopf, blieb einen Augenblick so stehen, breitete dann seine Arme aus, sprang auf und jubelte: "He, Genossen! Das Haus hat's getroffen, aber wir sind am Leben geblieben! Machen wir weiter!"

Wir waren drei Tenöre: Jewgeni Michailow, Kedrow und ich.

Kedrow war krank. Michailow hatte man hierher ins "Astoria" gebracht, wo wir jetzt sitzen. Das Hotel "Astoria" fungierte damals als eine Art Sanatorium, ein Genesungsheim für sehr Schwache. Sie erhielten hier Vitamine und, entsprechend den Möglichkeiten, etwas mehr zu essen.

Also mußte ich alle Tenorrollen allein übernehmen, damals, in der schlimmsten Zeit.

Da fallen mir sogar verdammt peinliche Situationen ein. Zum Beispiel die "Drei Musketiere": ich spielte die Rolle des d'Artagnan. Zwischendurch verkleidet er sich doch als Mönch. Na, ich war gerade in der Mönchskutte auf der Bühne und sang eine Arie, da merkte ich: jetzt geht's los – der Hungerdurchfall, der mich viele Tage lang gequält hatte, ich muß sofort einen gewissen Ort aufsuchen! Trotzdem sang ich meine Arie zu Ende und rannte dann direkt aufs WC. Aber ich mußte bald wieder auf die Bühne, und der Regisseur zerrte mich wirklich buchstäblich vom Sitz herunter auf die Bühne. Mein Glück war, daß ich eine Mönchskutte trug, die konnte ich einfach herunterfallen lassen.

Ja, so im nachhinein kann ich selbst kaum begreifen, woher wir die Kraft nahmen, daß wir so viel noch ertragen konnten.

Teilweise kam es daher, daß wir jedesmal den Saal bis zum letzten Platz gefüllt sahen, Abend für Abend einen Saal voll begeisterter Menschen, sowohl Zivilisten als auch Soldaten von der Front – sie hatten eine Atempause von ein paar Stunden und kamen ins Theater.

Wenn der Schauspieler jemals gewußt hat, daß er im gemeinsamen Ganzen notwendig ist, dann damals.

Aber damit ist noch nicht alles ausgedrückt, mit Worten läßt sich das im nachhinein gar nicht so wiedergeben, daß Sie es verstehen könnten. Wenn ich zum Beispiel an die Ballettmädchen denke, an die zu Strichen abgemagerten Wesen ... Trotzdem tanzten sie, hatten sich viele Strumpfhosen und Pullover übergezogen, tanzten und brachen nach dem Tanzen hinter den Kulissen oft zusammen.

Oder wenn ich an den Chor denke.

Den Chorsängern wurde vielleicht die meiste Kraft abverlangt. Stellen Sie sich einen Opern- oder Operettenchor vor: wer da mittut, ist nur ein Sänger unter Dutzenden, nie ein Solist, er hat nie eine große Rolle, er hat nie das Gefühl, daß er die Zuschauer so mitreißt wie ein Gesangs- oder auch ein Ballettsolist.

Aber der Chor muß agieren, sonst kann man keine Operette aufführen.

Unnachgiebig eine kleine Aufgabe erfüllen, jeden Tag zu den Proben gehen, obwohl man weiß, daß man dort nichts Entscheidendes darstellt – das erfordert meiner Meinung nach noch mehr Kraft.

Und ich muß Ihnen sagen, daß sie noch mit letzter Kraft sangen. Sie waren ihrem Chor treu, ja, sogar bis in den Tod.

Denn bis zum Ende des Jahres 1941 starben uns fast alle Sänger des Männerchores, nur zwei blieben am Leben.

Ehre ihrem Andenken!

Am Leben blieben Butman und Kutko.

Ehre auch ihnen!

Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Sie mit solchen Ausdrücken wie "treu bis in den Tod" kränke oder wenn ich sage, daß uns damals unser gemeinsamer Glaube an unsere gerechte Sache aufrechterhielt, das ist keine Propaganda, sind keine großen Worte, ich kann es nur nicht anders ausdrücken.

Ich entsinne mich, wie uns einmal ein Chormitglied unter den Händen wegstarb, vor Hunger.

Wir konnten nichts für ihn tun. Wir konnten nur miterleben. Erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1942 hatte die Theaterleitung die Möglichkeit, den Schwächsten mit zusätzlichen Lebensmitteln zu helfen. Wir erhielten damals als Zusatzkost Viehfutter. Wir machten Plinsen daraus und gaben sie denen, die eine zusätzliche Lebensmittelration benötigten.

Auf dem Markt hätten wir zwar schon viel früher gegen Brot alles mögliche eintauschen können, aber gerade das hatten wir ja nicht.

Ich bewegte mich damals an der Grenze zwischen Leben und Hungertod.

Ich wußte, daß ich nicht wieder hochkäme, wenn ich mich auf der Straße ausruhen oder mich an eine Wand setzen würde.

Man mußte zur Arbeit gehen, denn dort wurde man erwartet, und die Kollegen waren froh, wenn man zur Arbeit kommen konnte.

Man mußte auf seinem Weg zur Arbeit auch wissen, daß es nicht nur den Tod für einen selbst bedeutete, wenn man sich auf der Straße hinsetzte. Auf der Arbeitsstelle konnte es jemanden geben, der gerade mit dem geistigen Zusammenbruch kämpfte.

Wenn du an diesem Morgen nicht zur Arbeit gekommen wärst, hätte das vielleicht nicht nur deinen eigenen Tod bedeutet, es hätte auch das Zünglein an der Lebenswaage deines Kollegen zum geistigen Zusammenbruch hin ausschlagen lassen können.

Ebenso auf dem Rückweg.

Da wartete man zu Hause auf dich.

Du mußttest also dorthin.

Das brachte deiner Familie die größte Freude des Tages. Wenn du nicht nach Hause gekommen wärst, hätte das vielleicht eines deiner Familienmitglieder an den Rand des Zusammenbruchs gebracht.

So war das.

Und ich bin heute noch der Meinung, daß der Tod zu jener Zeit nicht nur Privatangelegenheit sein durfte.

Obwohl ich, wie wir alle, die die Belagerung Leningrads erlebt haben, täglich Tote auf der Straße sah und obwohl wir nichts für sie tun konnten,

einfach keine Möglichkeit dazu hatten, mußten wir uns dessen bewußt sein, daß jemand auf der Arbeitsstelle oder zu Hause auf uns wartete, jemand, der gerade wegen unseres Todes zusammenbrechen konnte. Wenn ich mich recht entsinne, hat irgendein Schriftsteller einmal gesagt, daß kein Mensch allein stirbt. Ob er wohl jemals daran gedacht hat, was das in Wirklichkeit bedeutet?

Nun ja, damals brauchte ich für meinen Weg zur Arbeit vierzig bis fünfzig Minuten.

Jetzt gehe ich zwölf Minuten.

Beisselmann und ich hatten – wie viele andere auch – für den schlimmsten Fall den Rucksack gepackt. Wenn die Deutschen in die Stadt einbrächen, würden wir fliehen. Auch der Fluchtweg stand schon fest. Wir als gebürtige Leningrader kannten ja alle Winkel unserer Stadt.

Aber je länger die schwere Zeit des Hungers und der Kälte andauerte, desto mehr lernten wir daraus. Wir verstanden allmählich, daß unsere einzige Chance auf geistiger Ebene lag. Wir mußten am Glauben und an der Hoffnung festhalten. Wir mußten uns unbezwingbar vorkommen.

Das sind nicht bloße Worte.

Sahen wir doch täglich in unserer Umgebung, wie die Menschen, die sich aufgaben, zuerst der Apathie und dann allmählich dem Hunger, dem Tod erlagen.

Sie müssen begreifen, daß sich unser Glaube an das Leben in den täglichen konkreten Aufgaben bewähren mußte, die wir noch ausführen konnten. Solche Aufgaben waren zum Beispiel die tägliche Körperwäsche, das wöchentliche Wäschewaschen, bei den Männern das Rasieren.

Wenn ich zum Beispiel das Gefühl hatte: Jetzt kann ich wohl nicht mehr vom Bett aufstehen, mich nicht mehr waschen, mich nicht rasieren und ins Theater zur Arbeit gehen, dann lernte ich aus bitterer Erfahrung, daß ich aufstehen mußte, fortgehen mußte. Ich wußte: nur so lange werde ich durchhalten.

Sich gehenzulassen bedeutete in den schwersten Monaten Leningrads den sicheren Tod.

Wir hatten da im Theater zum Beispiel eine Pianistin; sie war geistig völlig am Boden. Wir machten ihr Mut, soweit wir es als Kollegen und Freunde vermochten. Als sie ihrer Verzweiflung schon so weit erlegen war, daß sie sich nicht mehr wusch, wuschen die Mädchen des Theaters sie. Es half nichts.

Einem Menschen, der einen geistigen Zusammenbruch erlitten hat, ist am allerschwersten zu helfen.

Denken Sie mal an solche Operetten wie "Die Csárdásfürstin" oder "Die Bajadere":

Ein junges Mädchen kommt auf die Bühne. Sie trägt ein Kleid mit weitem Ausschnitt, wie die Rolle es erfordert, aber darunter befinden sich noch zwei oder drei Pullover, damit sie dem Publikum nicht ihre ganze Magerkeit zu zeigen braucht. Das Mädchen tanzt und singt und kann sich kaum aufrechterhalten.

Hinter den Kulissen hauchen sich die Schauspieler gegenseitig ins Gesicht, damit die Schminke nicht gefriert und abplatzt.

Die Operette über das Partisanenleben "Eine wahre Waldgeschichte" erfordert viele Mitwirkende. Auch die sonst nur Heldenrollen spielten, wurden jetzt gewissermaßen Choristen. Und sie sangen – einige zwar erst nach kleinen Reibereien, aber dann doch – als anonyme Choristen.

Wenn es überhaupt eines gibt, dann ist dies meines Erachtens ein konkretes Beispiel für wirklichen Gemeinschaftsgeist, jedenfalls für diejenigen, die die Welt der Oper oder Operette auch nur ein wenig kennen.

Wenn ein Tenor sich zum bloßen Choristen hergibt, dann bedeutet das meines Erachtens wirklich viel.

MEINE FAMILIE war in der Stadt. Unser Haus stand auf der Wassili-Insel. Dort wohnten meine Frau, meine Mutter, zwei Töchter sowie die Tochter meines Bruders, der bei der Armee war. Ich versuchte, manchmal nach ihnen zu sehen, nicht oft, denn fünfzehn Kilometer hin und zurück waren ein schwerer Weg. Sie wissen ja, daß keine Straßenbahnen fahren, weil der Strom dafür nicht reichte. Die waren in den Gleisen festgefroren, wo sie gerade standen, als bei uns im E-Werk der Stücktorf ausging.

Zu jener Zeit war ein Fußmarsch von 15 Kilometern ein Weg an der Grenze zwischen Leben und Tod, denn der Hunger hatte damals seinen Höhepunkt erreicht.

Ich habe die erste Begegnung mit meiner Familie noch sehr lebhaft in Erinnerung. Damit sind viele Empfindungen verbunden, viele Gefühle. Vor allem vielleicht das des Hungers, denn ich besuchte meine Familie Ende November. Ich machte mich in der Abenddämmerung auf den Weg und kam erst nachts zu Hause an.

Die Meinen saßen um den eisernen Ofen und wärmten sich. Zu der Zeit wurden die Möbel verheizt.

Sie hatten mich nicht erwartet.

Meine älteste Tochter studierte an der Universität, aber als der Krieg begann, mußte auch sie Schützengräben um Leningrad ausheben. Jetzt war sie zu Hause. Besonders meine jüngste Tochter – sie war damals elf Jahre alt – hatte große Sehnsucht nach mir. Daran erinnere ich mich besonders, weil sie mich in den wenigen Stunden jener Nacht viele Male fragte: "Vater, wann kommst du wieder für immer zu uns nach Hause?"

Ich tröstete sie. Ich sagte, ich käme sofort, wenn wir die Deutschen geschlagen hätten.

Ich sagte, daß es nicht mehr lange dauern werde.

Eigentlich ist wenig davon zu berichten, denn diese Gefühle und Empfindungen lassen sich jetzt, hinterher, schwer ausdrücken, ebenso schwer wie damals. Auch damals wurde nicht viel gesprochen, denn das meiste, das wir damals durchmachten, lag außerhalb des Bereichs sprachlichen Ausdrucks.

Wenn ein Mann zu jener Zeit seine ganze Familie noch am Leben fand, so bedeutete diese Nähe, ein Blick, ein Mienenspiel, die bloße Tatsache, daß wir alle in jener Nacht dort beisammen waren, mehr als Worte.

Nun ja. Ich blieb nicht lange, denn ich mußte im Morgengrauen wieder an meinem Arbeitsplatz sein.

So machte ich mich bald wieder auf den Weg.

Das zweitemal besuchte ich meine Familie erst wieder im Januar.

In der Nähe unseres Hauses liegt das Kasizki-Werk, das die Deutschen damals oft bombardierten.

Wie ich schon früher erzählte, ging es hart zu in unserem Fünften E-Werk, dem einzigen Kraftwerk, das in der Lage war, Leningrad mit Strom zu versorgen. Es wurde noch härter, als der Stücktorf ausging und wir gewöhnliches Brennholz als Energiespender nehmen mußten.

Weil unsere eigene Belegschaft auch noch mit der Montage der Kessel zu tun hatte, brauchten wir Hilfe für die Beschaffung, das Sägen und Hacken des Holzes.

Das Stadtkomitee forderte damals die Kirow-, Lenin- und Bolschewiki-Werke sowie einige andere auf, uns einen Teil ihrer Arbeitskräfte zur Verfügung zu stellen.

Obwohl diese Situation für uns von Nutzen war, ergaben sich dadurch neue Variationen des Hungers. Ich habe wohl schon erzählt, daß der Weg zu meiner Familie auf der Was-sili-Insel fünfzehn Kilometer lang war. Na, zum Kirow-Werk ist es dann von der Wassili-Insel aus noch einmal ein weiter Weg. Und jetzt konnte folgendes passieren. Uns wird am Telefon

aus den Kirow-Werken mitgeteilt: "Heute kommen euch von hier hundert Leute zu Hilfe."

Gut. Wir warten. – Als die Gruppe ankommt, sind noch dreißig von ihnen übrig, manchmal vielleicht vierzig.

"Wo sind denn die anderen?" bedrängen wir die Ankommenden.

"Die haben sich unterwegs an einer Hauswand niedergesetzt. Die kommen nicht mehr. Die sind dortgeblieben, als Hausmeister."

Wer sich zu jener Zeit an eine Hauswand setzte – angeblich, um einen Augenblick auszuruhen –, der stand nicht wieder auf. In jenen Monaten war sich jeder dessen bewußt.

Der Rest bekam Arbeit und zu essen. Wir hatten etwas größere Rationen, die Arbeit war ja auch entsprechend schwerer. Aber nicht alle von den neuen Männern, die da ausgehungert angekommen waren, haben durchgehalten, auch bei uns nicht.

Wir hatten draußen eigens einen Leichenschuppen gebaut. Jede Nacht wurden Tote von dort fortgeschafft, denn der Schuppen mußte in Ordnung gehalten werden, damit er die Toten der nächsten Nacht wieder aufnehmen konnte.

Die Menschen starben direkt vor den Kesseln.

Die dritte Schicht, die abends begann, war die schlimmste. Ich kann nicht sagen, woher das kam. Ich weiß nur, daß es so war.

Ich gab den Männern der Nachtschicht immer selbst die Arbeitsanweisungen. Ich berücksichtigte natürlich, daß sie vom Hunger geschwächt waren, daß man von ihnen nicht die Leistung eines normalen Menschen verlangen konnte, aber so war es ja auch in den anderen Schichten. Jedenfalls bat ich sie, in der dritten Schicht soundso viel zu tun. Wenn ich dann am Morgen zu den Kesseln kam, merkte ich gleich, daß die Rechnung nicht aufgegangen war: in der Schicht war viel weniger geschafft worden, als wir abends gemeinsam geplant hatten.

Manchmal, besonders am Anfang, schrie ich die Männer, die neben den Kesseln saßen oder sich anlehnten, gleich an und schimpfte sie aus.

Dann ging ich zu einem solchen Arbeiter, den ich beschimpft hatte, nahm ihn bei den Schultern und rüttelte ihn. Erst da merkte ich, daß der Mann schon kalt war.

Ja, vor Beginn der Frühschicht war es unsere tägliche Aufgabe, die in der Nacht Gestorbenen in den Leichenschuppen zu schaffen.

So ging das von Oktober 1941 bis Ende März 1942.

Bei diesem Tempo produzierten wir drei- bis viertausend Kilowatt. Das war nicht viel, aber da wir wußten, daß die anderen Kraftwerke schon völlig

lahmlagen oder nur dann und wann tausend Kilowatt bringen konnten, mußten wir weitermachen. Auch um einen solchen Preis.

Ich durfte mich zu jeder Tages- und Nachtzeit frei in der Stadt bewegen. Einmal in der Morgendämmerung, als ich vom Zweiten E-Werk zum Fünften zurückkehrte, sah ich eine große schlanke Frau auf einem Sperrholzbrett eine Leiche ziehen.

Manchmal sehe ich dieses Bild noch vor mir. Ich hatte das Gefühl, daß diese Frau sich im Morgengrauen auf den Weg gemacht hatte, um nicht anderen zu begegnen, um mit ihrer Trauer allein sein zu können.

Ich sah, daß sie etwas auf der Schulter trug. Ich dachte damals: Aha, sie hat irgendwo ein Holzsplit gefunden und es mitgenommen.

Als ich näher kam, begriff ich, daß das kein Holzsplit war. Es war eine erstarrte Kinderleiche.

Ich beschloß, in ihrer Nähe zu bleiben, für den Fall, daß sie Hilfe brauchen sollte. Ich ging allerdings nicht zu ihr hin, meine Hilfe anzubieten. Das hielt ich für unpassend.

Ich ging über die Brücke und versteckte mich hinter den Pfeilern.

Die Frau kam auch über die Brücke. An deren Ende blieb sie stehen, legte die Last, die sie auf der Schulter getragen hatte, neben die Leiche auf dem Sperrholzbrett, blieb einen Augenblick stehen, ließ dann das Seil aus ihrer Hand gleiten, wandte sich um und ging über die Brücke zurück.

Sie war so eine große, stolze Frau.

MEINE SCHWESTER wohnte bei unserer Familie in der Komsomolstraße, solange das Haus stand. Als wir dann hierher in die Twerskaja umzogen, zog meine Schwester in das Haus gegenüber.

Im Januar konnte sie nicht mehr aus dem Bett aufstehen.

Ich ging zu ihr, sooft ich konnte, aber ich mußte ja sehr oft in unserem Werk bleiben und dort übernachten.

Wir schickten ihr das Essen, das sie auf ihre Lebensmittelkarte bekam, und meine Tochter ging regelmäßig zu ihr, um nach ihr zu sehen.

Als ich eines Abends im Februar von der Arbeit kam, sagte unsere Großmutter, daß es meiner Schwester schlechter gehe. Ich nahm die Essentüte, in der ihre Lebensmittelration war, und ging zu ihr. Da lag sie. Das Zimmer war kalt und dunkel. Niemand war dort gewesen und hatte aufgeräumt; alles war durcheinander. Ich machte mich daran, Ordnung zu schaffen. Meine Schwester bat mich, die Petroleumlampe anzuzünden. Sie sagte noch: "Es ist doch Petroleum in der Lampe? Gieß für alle Fälle noch etwas dazu."

Ich habe dort in dem Halbdunkel nicht nachgesehen, ob tatsächlich noch Petroleum in der Lampe war, und goß zu. Dann zündete ich sie an, aber es war nun zuviel Petroleum drin, und die ganze Lampe loderte auf. "Jetzt brennt's!" rief ich.

"Wirf etwas darüber!" sagte sie, und ich warf die Bettdecke darüber.

Ich zündete die Lampe von neuem an. Jetzt brannte sie, aber der Zylinder war verrußt. Ich löschte die Lampe und reinigte das Glas. Nun war die Flamme klar. Wir schauten in das Licht und schwiegen.

Endlich sagte meine Schwester: "Geh nur zu deiner Familie, du bist müde.

Ich geb schon acht auf die Lampe. Es tut so gut, daß sie wieder brennt."

Ich ging fort. Das Zimmer roch nach Petroleum.

Am nächsten Tag mußte ich im Werk übernachten, und als ich dann nach Hause kam, hörte ich, daß meine Schwester gestorben war.

Ich ging zu ihr. Ich wusch sie und wickelte sie in ein Laken. Ein Sarg war nirgends zu bekommen, aber vor dem Fenster hing eine große Decke, die sie als Verdunkelung verwendet hatte. Dahinein wickelte ich sie und band dann die Decke mit Bindfadenresten zusammen. Meinem Mann ging es so schlecht, daß er nicht mehr die Kraft hatte, meiner Schwester das letzte Geleit zu geben. Meine Tochter und ich führten meinen Mann hinaus vor die Tür, damit er meine Schwester auf ihrem letzten Weg wenigstens noch einmal sehen konnte: ein Schlitten auf der Straße, darauf eine in eine Decke gewickelte Leiche.

Dann brachten wir meinen Mann wieder ins Haus, und Irina und ich zogen den Schlitten auf den Friedhof. Der befand sich zum Glück in der Nähe der Twerskaja; im Winter konnte man direkt über die Newa zur Bolschaja Ochtsa gelangen.

Dort war ein Massengrab. Wir wollten für meine Schwester gern ein Einzelgrab haben. Zwei Männer traten an uns heran.

"Wir haben für Sie ein Grab."

Wir freuten uns.

"Es kostet vierhundert Gramm Brot. Es war schwer, die gefrorene Erde wegzuschaufeln, und als Bezahlung nehmen wir Brot."

Ich schickte Irina nach Hause, das Brot zu holen.

Die Männer erhielten ihren Lohn, in Brot. Und sie hatten tatsächlich ein schönes, sauber ausgehobenes Grab. Sie nahmen die Leiche meiner Schwester und ließen sie in die Grube hinab.

"Müßte das nicht etwas zugedeckt werden?" fragte ich.

"Seien Sie ohne Sorge, das machen wir schon", sagten die Männer.

"Wie finden wir es dann wieder, wenn es Sommer wird?"

"Geben Sie uns nur den Namen, wir machen Ihnen zum gleichen Preis ein Kreuz und bringen es am Grab an."

Na, wir schrieben den Namen der Verstorbenen und das Geburts- und Sterbedatum auf. Die Männer versprachen, das aufs Kreuz zu schreiben.

So gingen wir nach Hause.

Etwa nach einer Woche war ich immer noch unruhig und sagte zu Hause: "Nein, jetzt muß ich doch einmal nachsehen, ob sie meine Schwester auch zugedeckt haben, und mir den Platz merken, damit ich das Grab wiederfinde. Noch freilich weiß ich ihn. Aber wenn der Schnee schmilzt und die Gegend ganz anders aussieht?"

Und so ging ich denn auf den Friedhof.

Das Grab war immer noch offen. Die Schwester lag nicht darin. Es war leer.

So war das ...

DIE SCHAUSPIELGRUPPE des Komsomoltheaters tritt weiterhin in den Räumen der Maly-Oper auf. Viel Publikum haben wir nicht, aber immerhin etwas. Die Menschen sitzen in Mänteln, Filzstiefeln und Handschuhen da. Auf dem Programm des Theaters stehen "Parma", "Belugins Hochzeit", "Maschenka" und "Cyrano de Bergerac". Edmond Rostand hat es sich wohl nicht im entferntesten träumen lassen, daß er im Dezember 1941 in Leningrad ein derart interessiertes Publikum für sein Schauspiel finden würde. Besonders die Ereignisse während des zweiten Aktes in der Garküche von Ragueneau fesseln; die Zuschauer nehmen jede Sekunde auf der Bühne, jedes Wort der Dialoge gierig auf. Sie schlingen es gleichsam in sich hinein, wenn die Bratspieße gewendet werden; Backwerk ist haufenweise vorhanden, der Tisch ist voller Weizenhörnchen.

1. Koch (mit einem Aufsatz): Fruchtauflauf!
2. Koch (mit einer Platte): Krapfen!
3. Koch (mit einem blumengeschmückten Braten): Pfau!
4. Koch (mit einem Kuchenblech): Biskuit!
5. Koch: Pasteten!

Welche Marter für die ausgehungerten Zuschauer! Oder ist es gar keine Marter? Es denkt ja sowieso jeder ans Essen, und immer wenn sich zwei oder drei Bekannte treffen, fangen sie gleich vom Essen an. Jedenfalls zieht "Cyrano de Bergerac" mehr Publikum an als die anderen Schauspiele. Die Vorstellungen müssen wegen der Fliegerangriffe häufig unterbrochen werden. Zuschauer und Publikum gehen in den Luftschutzraum. Und manchmal, wenn der Alarm sich zu lange hinzieht,

wird das Publikum ungeduldig. Dann wird im Luftschutzraum weitergespielt, ohne Kulissen, ohne Beleuchtung, ohne Musik.

Dennoch sorgen Bühnenbild und Inszenierung im zweiten Akt sofort für Illusion, wenn nämlich die Köche auftauchen und ihre Speisen ausrufen.

Seit der Musikalische Leiter des Theaters evakuiert ist, Sorge ich auf Bitten des Theaterdirektors Korkin für die musikalische Untermalung der Aufführungen. Ich setze mich einfach an ein von der Kälte verstimmtes Klavier und spiele aus den Partituren.

Und ich will auch weiterhin im Theater spielen, so lange, bis die Klaviertasten aneinander festfrieren. Ich habe Gründe dafür:

Ich will gegen den Hungertod ankämpfen, indem ich soweit wie irgend möglich am gemeinsamen Leben der Leningrader teilnehme – es sind meine Nächsten, und solange ich sie als solche empfinde, habe ich auch Kraft.

Zweitens will ich leben und meine Frau am Leben erhalten; ich hoffe, für diese zusätzliche Arbeit auch hin und wieder ein Stück Brot zu bekommen, und das ist – ehrlich gesagt – ein ebenso wesentlicher Gesichtspunkt wie der erste. Oder eigentlich gehört beides zusammen, es gibt nichts Erst-, nichts Zweitrangiges mehr. Es gibt nur das eine und einzige: wir wollen leben, und darum müssen wir uns auf den Beinen halten.

Das Klavierspielen ist jetzt nicht leicht.

Ich ziehe die Fäustlinge aus und wollene Fingerhandschuhe über, von denen die Spitzen abgeschnitten sind, wie früher in Friedenszeiten bei den Fischhändlern. Die eiskalten Tasten machen meine Finger steif, und nach jedem Stück behauche ich sie lange, um wieder Gefühl in sie zu bekommen.

Zum Glück kann mein Atem meine Fingerspitzen noch erwärmen.

Er ist also noch warm. Wirklich! Aber wie lange noch?

Nein, ich will nicht daran denken.

Einen Monat halte ich es noch aus. Also wenigstens noch bis Ende Januar.

Mein Atem ist noch nicht kalt geworden!

Wenn ich das Verhalten der Schauspieler betrachte, bin ich oft verwundert. Während der Proben benehmen sie sich wie in Friedenszeiten, und wenn ich ihnen zusehe, wie sie ihre Auftritte proben, an ihren Worten feilen, voller Eifer den Regisseur befragen, könnte ich vergessen, daß sie sich inmitten von Hunger und Belagerung befinden. Doch ich sehe, wie abgemagert sie sind. Besonders während der Vorstellung merkt man das deutlich. *Sie spielen großartig, denn sie leben*

*davon, daß sie vor den Zuschauern auftreten.* Vor allem Tschestnokow, Aschkenasi, Tolubejew und Kasariwow spielen wirklich prächtig. Ihr sprecherischer Ausdruck ist diszipliniert, ihr Zusammenspiel hat Niveau. Auch nicht einer von ihnen läßt sich zu den plumpen Soloeskapaden eines Boulevardschauspielers herab, der das Publikum nur für sich einnehmen will, jeder dient dem Ganzen, dem Schauspiel. Das beherrschen sie wirklich. Aber im Leben, diesem tagtäglichen Leben benehmen sie sich wie Raubtiere.

Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich das erstemal mit ihnen nach einer Vorstellung in die kleine Kantine des Theaters kam. Sie rannten umher und beschimpften sich, jeder wollte der erste in der Schlange sein, jeder wollte als erster der Kellnerin seinen Essenbon aufdrängen, jeder wollte sich an die Tische in der Nähe der Ausgabe drängen. Welch ein Radau, welch ein primitives Gebrüll. Und noch vor einem Augenblick hatten dieselben Menschen so großartig gearbeitet. Die arme Kellnerin hetzte sich ab, aber die Schauspieler bemerkten ihre Müdigkeit, ihren guten Willen nicht einmal, kein einziger. Sie wurde nur beschimpft, obwohl sie alles unternahm, damit jeder möglichst schnell seine Ölkuchensuppe bekam. Und wenn sie ihren Teller schon bekommen hatten, schauten sie noch zweifelnd einer auf des anderen Portion und waren der Kellnerin böse.

"Warum haben Sie auf meinen Teller so wenig Fettaguen gegeben, dem da haben Sie doch so viel reingetan! Sehen Sie selbst!"

Allmählich muß man offenbar jeden Zustand der Erniedrigung verstehen lernen!

Mir tut der Bauch weh. Das ist wohl dieser Hungerdurchfall, von dem die Leute jeden Tag reden. Ich weiß nicht.

Ich habe am Tage Holz aus dem Schuppen geschleppt und bin dabei so warm geworden, daß ich im eiskalten Zimmer das Andante aus dem Zweiten Konzert von Rachmaninow spielen konnte.

HEUTE, AM Donnerstag, dem 25. Dezember, wurde die Brotration erhöht. Sie beträgt jetzt zweihundert Gramm. Jetzt stellt man sich schon nachts nach Brot an, trotz Ausgangssperre.

Wer eine große Familie hat, stellt sich schon am Abend an und wartet dann die ganze Nacht.

Heute morgen waren alle, die in der Schlange standen, in festlicher Stimmung. Die Menschen küßten sich sogar.

Eine Erhöhung der Ration um fünfundsiebzig Gramm, diese Nachricht bedeutete darüber hinaus, daß etwas Entscheidendes geschehen war, daß sich im Leben nun doch noch alles wenden konnte.

Die Deutschen waren vor Moskau geschlagen worden. Die Rote Armee hatte Jasnaja Poljana, Klin, Bogorodski und Hunderte anderer Orte zurückerobert.

Vorigen Sonntag starb mein Schwiegervater an Hunger.

IRGENDWANN in der ersten Septemberhälfte traf ich in den Räumen der Philharmonie den Pianisten Gener mit seinem Sohn Boba, der nun auch schon auf die Zwanzig zugeht. Das Orchester spielte. Die Leitung hatte Karl Iljitsch Eliasberg. In der Pause oder nach dem Konzert versammelten sich die Musiker. Außer ihnen war kaum jemand da. Wenn ich mich recht entsinne, war Admiral Bykow mit seiner Tochter gekommen. Wir unterhielten uns über irgend etwas. Ich kann mich nicht mehr erinnern, was es war. Ich könnte in meinem Tagebuch genau nachsehen – falls ich etwas darüber vermerkt habe –, aber das geht nicht. Und was würde es auch nützen. Ich entsinne mich nur, daß Gener sich Sorge um seine Söhne macht. Oder vielleicht kann ich mich auch an gar nichts erinnern, sondern bilde es mir nur ein, jetzt, da ich von den Ereignissen höre. Gener, Pianist und Familienoberhaupt, starb bereits Ende November. (Er hatte natürlich einen Teil seiner Ration seinen Söhnen gegeben. Warum nur habe ich ihm nicht die Stelle des Pianisten am Komsomoltheater überlassen, warum hatte ich sie angenommen. Ich wußte nicht, daß sich Gener in so großer Not befand. *Ich wußte nicht* – darauf berufe ich mich immer. Ich hätte mir Klarheit verschaffen müssen. Ich fühle mich schuldig, trotz der Ich-wußte-nicht-Situation.)

Anfang Dezember ging Frau Gener in die Stadt. Offenbar, um Hilfe zu holen. Oder um wenigstens denen vom Schicksal ihres Mannes zu berichten, die hätten helfen können, etwa uns oder mir.

Ihre erstarrte Leiche wurde auf der Straße aufgefunden und nach Hause getragen.

Dann starb Boba.

Boba, den Vater Gener nach der Aufführung in der Philharmonie an sich gedrückt hatte, damals, irgendwann Anfang September.

Sein Bruder, der Fünfzehnjährige, ist noch am Leben.

Am Leben?

Er wurde gestern bewußtlos ins Krankenhaus gebracht. Er hatte zu Hause in Kälte und Finsternis gelegen, schon wer weiß wie viele Tage, bei den Leichen seiner Mutter und Bobas.

Vater Gener war ein guter Pianist gewesen. Wie rein, mit welch kindlichem Gemüt spielte er Mozart! Ich denke immer daran, wie er als Solopianist in einem Mendelssohn-Konzert aufgetreten ist.

Mendelssohn und Mozart waren sein ein und alles. Und schüchtern, zerstreut, doch von seiner Musik begeistert, lebte er auch kaum in einer anderen Welt als in der Mozarts und Mendelssohns.

Manchmal hörte ich ihn, freilich sehr selten, von Brahms sprechen.

Und erst heute höre ich, wie es ihm und seiner Familie ergangen ist.

Ich kann nicht, ich halte es nicht aus, ich will es nicht hören. Jeden Tag erfahre ich vom Hungertod eines Bekannten, eines Freundes. Täglich wird sie quälender für mich, diese sinnlose Frage: Er also war die große bolschewistische Todesgefahr, der Feind der Kultur und Bildung des neuen Nazi-Europas? O General von Kuchler und General Lindemann, ihr Kommandeure der Belagerer von Leningrad, ihr und eure Befehlshaber und eure Befehlsempfänger! Merkt ihr denn nicht, daß ihr ein Verbrechen begangen habt? Wie viele Mozarts und Mendelssohns wollt ihr noch ermorden? Wenn ich Gott wäre, würde ich vom Himmel herabfahren und wie ein tollwütiger Hund über euch herfallen.

Nutzlos. Nur Verzweiflung. Nur Kräfteverschwendung. Die ohnehin spärlichen Kalorien würden in solchen Zornesausbrüchen vergeudet. Wir müssen versuchen, auch unseren Zorn zu zügeln.

Aber manchmal – freilich sehr selten, aber immerhin – sprach Gener wirklich von Brahms ...

HIER ZWISCHEN dem Bolschoi Prospekt und der Puschkarskaja uliza gibt es viele kleine Querstraßen.

Einmal, als Schnee lag, ging ich dort entlang und sah, daß die eine Querstraße ganz voller Menschen war. Sie lagen oder knieten im Schnee, alle mit dem Gesicht zur Erde gewandt.

Man sah nur die Rückseite: den Mantel, die Wattejacke. Ich eilte zu Hilfe.

Ich wollte einen der Knienden hochheben und griff ihm unter die Achseln. Er widersetzte sich, wurde böse.

Da begriff ich: kurz vorher war auf einem Schlitten ein Sirupfaß vorbeigezogen worden. Zwischen den Kufenspuren lief ein dünner dunkler Sirupstrich.

Und die ganze kleine Straße war von Schmatzen und Lecken erfüllt.

ICH HATTE zwei Kinder, ein Mädchen und einen Jungen. Als der Krieg ausbrach, war der Junge elf Monate alt, das Mädchen drei Jahre.

Wir waren schon einmal evakuiert worden, im August war das wohl gewesen. Aber wir hatten Pech mit unserem Zug.

Die letzten Wagen wurden bombardiert.

Wir mußten zurückkehren.

Nachts brachte man uns in einer Volksschule in Sicherheit. Als wir schlafen gehen mußten – ich entsinne mich heute noch deutlich –, da weinte das Mädchel und sagte: "Mutter, ich schlafe nicht auf dem Fußboden, ich bin keine Kuh, wo ist mein Bett?"

Und als das Mädchen endlich schlief, sagte die Frau, die neben ihr lag: "Ist unsere kleine Kuh nun endlich doch eingeschlafen ..."

Am nächsten Morgen kehrte ich mit den Kindern nach Hause zurück und habe dann nicht mehr versucht, mich evakuieren zu lassen.

Während der schlimmsten Bombenangriffe im Frühherbst schlief ich mit den Kindern im Luftschutzraum, weil unsere Wohnung im vierten Stock lag und es mir schwerfiel, den Jungen und das Mädchen die Treppen immer hinauf- und hinunterzutragen.

Und ich erinnere mich an die Zeit der Hundertfünfund-zwanzig-Gramm-Brotrationen :

Ich ging zu meinem Bruder, um Mutters Filzstiefel zu holen. Am Abend wurde das Winterpalais bombardiert, eine Ecke davon wurde getroffen. Ich lag daneben am Newaufer; Soldaten sagten zu mir: "Nicht den Kopf heben, Frau!"

Doch ich mußte weiter, weil die Kinder allein zu Hause waren. Natürlich hatten sie währenddessen geweint. Aber ich mußte doch die Filzstiefel holen!

Die Fenster waren entzweigegangen. Ich verhängte sie mit einer Decke. Unsere Brotration hatte ich mitgebracht.

Ich stellte die Teller auf den Tisch und schnitt die drei Stücke in jeweils drei Teile. Ich mußte in die Küche, um die Brote auf Stroh zu trocknen. Ich trocknete sie nämlich immer auf Stroh. Ich ließ jedoch die Rationen der Kinder auf dem Teller, weil sie doch in der Zeit, als ich während des Bombenangriffs auf das Winterpalais die Filzstiefel holte, so lange hatten auf mich warten müssen.

Als ich wieder ins Zimmer kam – es dauerte eine Weile, weil ich auch noch Wasser von draußen holen mußte –, saßen die Kinder am Tisch, aber die Teller waren leer; das Mädchen weinte.

"Was ist denn? Ihr hättet doch auch warten können. Mit heißem Wasser schmeckt es besser."

"Ein fremder Onkel ist hiergewesen und hat die Brote mitgenommen", sagte das Mädchen.

"Mitgenommen? Wer?"

"Ein fremder Onkel ist inzwischen hiergewesen und hat die Brote vom Teller genommen."

"Was für ein Onkel?"

"Ein Onkel! Er hatte keine Knöpfe an der Jacke."

Ich dachte nach, wer das gewesen sein konnte. In der Nachbarschaft wohnte nur der Mann von Vera, Georgi. Sie wohnten im Zimmer nebenan. Georgi war Ballettmeister.

Ich nahm das Mädchen mit und ging hin.

"War Georgi bei uns?" fragte ich Vera.

"Nein, wohl nicht. Bestimmt nicht", sagte Vera.

Er lag auf dem Sofa. "Der Onkel war es", sagte meine Tochter.

Ich sagte nichts dazu.

In der Nacht hörte ich es an die Wand klopfen. Es war Vera. Sie bat mich zu sich. Als ich in ihr Zimmer trat, lag ihr Mann auf dem Sofa im Sterben. Vera berichtete: "Ich wußte nicht, daß er der Dieb war. Vorhin wachte ich auf, Georgi klagte über schreckliche Leibschmerzen. Er hat Brot gegessen und jammert nun. *Woher hast du Brot bekommen?* hab ich ihn gefragt. Er gab keine Antwort, sondern stopfte sich noch ein Stück in den Mund." Dort starb er, in meinem Beisein, ein Stück Brot im Mund. Das andere hatte er schon hinuntergeschlungen, dieses aber war im Mund steckengeblieben. Er war so schwach gewesen, daß das Brot – so plötzlich und gierig verschlungen – ihn umbrachte.

*Nach diesem begab sich's, daß Benhadad, der König von Syrien, all sein Heer versammelte und zog herauf und belagerte Samaria.*

*Und es war eine große Teuerung zu Samaria. Sie aber belagerten die Stadt, bis daß ein Eselskopf achtzig Silberlinge und ein viertel Kab Taubenmist fünf Silberlinge galt. Und da der König Israels auf der Mauer einherging, schrie ihn ein Weib an und sprach: "Hilf mir, mein Herr König!" Er sprach: "Hilft dir der Herr nicht, woher soll ich dir helfen? Von der Tenne oder von der Kelter?"*

*Und der König sprach zu ihr: "Was ist dir?" Sie sprach: "Dieses Weib sprach zu mir: ‚Gib deinen Sohn her, daß wir heute essen, morgen wollen wir meinen Sohn essen.‘ So haben wir meinen Sohn gekocht und gegessen. Und ich sprach zu ihr am andern Tage: ‚Gib deinen Sohn her, und laß uns essen.‘ Aber sie hat ihren Sohn versteckt." Da der König die Worte des Weibes hörte, zerriß er seine Kleider, indem er auf der Mauer ging. Da sah alles Volk, daß er darunter einen Sack am Leibe anhatte.*

*Und er sprach: "Gott tue mir dies und das, wo das Haupt Elisas, des Sohnes Saphats, heute auf ihm stehen wird!"*

So berichtet der Schreiber der Bücher "Von den Königen", wohin Hungersnot die Menschen führen kann. Eine Leningrader Biologielehrerin, während der Belagerung Hausfrau und Mutter zweier Kinder – nennen wir sie Maria –, berichtet folgenden Fall:

IN UNSERER Nachbarschaft wohnte ein Ingenieur. Ein dunkelhaariger schöner Mann. Ein sehr anziehender Mann. Ich kannte seine Frau. Sie hatte Zwillingstöchter, der Mutter ähnliche blonde Kinder. Sie spielten oft auf dem Hof.

Einmal im Winter ging die Mutter wieder weg, um sich nach Brot anzustellen. Der Vater und die Töchter blieben zu Hause.

Als die Mutter nach Hause kam, waren die Töchter fort.

Der Mann hatte ein sauberes weißes Hemd an. Er lächelte.

"Wo sind die Mädchen?"

"Ich habe sie zu Großmutter geschickt", sagte der Mann und lächelte, lächelte...

Auf dem eisernen Ofen stand ein großer Kessel, das Wasser darin kochte. Die Frau ging hin und hob den Deckel hoch.

Auch ich wurde als Zeuge hingebeten.

Die Miliz kam ebenfalls.

Ich brauchte den Deckel nicht hochzuheben. Als man den Ingenieur hereinbrachte, lächelte er noch immer, das Hemd war tatsächlich sauber und weiß. "Bitte, macht mit mir dasselbe."

Ich wußte, daß er seine Töchter immer geliebt hatte. Er hatte den größten Teil seiner Kartenrationen ihnen gegeben.

WIE ICH wohl erwähnt habe, wohnte ich in der Maratstraße, Maratstraße 42, im vierten Stock. Im zweiten wohnte eine Frau, die auch zwei Kinder hatte und deren Mann an der Front war. Wir waren viel mit dieser Frau zusammen. Wir haben uns oft zusammen nach Brot angestellt.

Einmal, es war ein dämmeriger Januarmorgen – oder war es schon Ende Februar ... im Januar oder Februar jedenfalls –. da wollten wir uns wieder zusammen nach Brot anstellen. Auf der Straße stand ein Schlitten, und darauf lag eine Leiche, die Leiche einer jungen Frau.

Jemand hatte mit einem Messer an ihr herumgeschnitten.

Meine Freundin sagte: "Das müßten wir auch einmal versuchen."

"Sag nicht so etwas! Ich kann das nicht. Sprich nicht erst davon!"

"Der Kinder wegen. Wenn du stirbst, was machen dann die Kinder?"

"Die Kinder versorgen wir besser ohne so etwas. Solange meine Beine mich tragen, kann ich auch meine Kinder versorgen."

Ich kann nicht mehr sagen, ob eine Woche oder zwei oder ob nur einige Tage vergangen waren. Jedenfalls ging ich wieder einmal in den zweiten Stock, um nachzusehen, wie es meiner Nachbarin ging, da ich sie lange nicht gesehen hatte. Ihre Kinder, das Mädchen und der Junge, waren größer als meine: fünf und sieben Jahre alt. Sie öffneten mir die Tür. Ihre Mutter lag im Bett.

"Wie geht es euch?"

"Mutter schläft und steht nicht auf."

"Steht nicht auf?" wiederholte ich und ging nachschauen. Die Kinder erzählten: "Wir haben abends versucht, Mutter aufzuwecken, aber sie ist einfach nicht aufgestanden. Wir haben es heute morgen wieder versucht, aber Mutter steht nicht auf. Sie hat gestern Fleischklops gegessen, aber uns hat sie nichts abgegeben."

Ich sah nach.

Das Gesicht der Verstorbenen war blau. Unter ihrem Kissen lagen noch zwei Fleischklopse.

Sie muß sich davon eine Vergiftung zugezogen haben.

MEINEM VATER wurde 1937 befohlen, seine nötigsten Sachen zu packen und binnen vierundzwanzig Stunden zu verschwinden.

Meine Mutter wurde verhaftet.

Sie sind beide gestorben, aber damals wußte ich das nicht. Ich zog zu meinem Bruder. Ich war damals zwölf Jahre alt.

1941 arbeitete mein Bruder im Vulcan-Werk. Seine Frau war im selben Werk beschäftigt. Mein Bruder mußte an die Front, seine Frau wurde mit zwei noch minderjährigen Kindern evakuiert. Ich ging ins Vulcan-Werk auf Arbeit und blieb dort, um die paar Esser der Familie zu versorgen, zu denen noch zwei Tanten der Frau meines Bruders und Onkel Kolja gehörten. Sie waren alle schon in den Sechzigern. Ich tat meine Arbeit. Der Sommer verging, der Herbst kam. Dann kam der Schnee. Die Stadt bekam ein trauriges Aussehen. Die Busse wurden unter dem Schnee begraben, der Strom war unterbrochen, die Oberleitungen ragten wie abgeschnittene Finger steif gen Himmel.

Im Verlauf des Winters verlosch das Lebenslicht unserer Alten nach und nach ... Anfangs gab es zwar zu essen, die Schlangen waren lang, aber

auf Karten gab es zu essen. Dann kam die Zeit, da es auch Brot nicht jeden Tag gab. Mit dem Wasser war es auch so eine Sache: bis zur Newa war es ein weiter Weg. Zum Glück hatten wir Holz. Wir wohnten in der Nähe der Gigant-Werke. Dort standen viele Holzhäuser. Als sie bei den Bombardierungen einstürzten, sammelten wir Bretter und heizten damit das Zimmer. Wir brauchten keine Möbel und keine Bücher zu verheizen. Und dann kam die Zeit, da die Leningrader anfangen zu sterben. Sie gingen zu Bett und standen nicht mehr auf, oder sie fielen in den Schnee und blieben liegen ...

Meine Alten starben zu Hause.

Sie schliefen einfach ein ...

Ich wickelte eine Decke um sie und band sie an Hals und Knöcheln fest. Aus irgendeinem Grund war das damals so üblich. Die Reinemachefrauen des Hauses zogen sie auf einem Schlitten auf den Friedhof. Ich hatte nicht so viel Brot, daß ich einen Sarg hätte kaufen können.

Besonders Tante Olja war ein sehr interessanter Mensch gewesen. Sie war eine lebhaftere, korpulente Frau und redete viel. Sie war Vorsitzende unserer Hausgemeinschaft. Bis zu ihrem letzten Atemzug dachte sie an die Zukunft unserer Familie, an die Zeit, da die Tage wieder schön und sicher sein würden. Sie verteilte uns im Geiste schon auf die einzelnen Zimmer, stellte bereits die Möbel auf und hoffte, daß dieser schöne Tag bald kommen werde. Tante Olja träumte auch davon, daß mein Vater und meine Mutter wiederkämen. Sie kaufte mir von den Bewohnern über uns sogar einen Kleiderschrank, einen Geschirrschrank und Stühle für den schönen Tag.

Sie war beliebt, ihre heitere Natur strahlte so viel Freundlichkeit aus, daß die Leute sie einfach gern haben mußten. Noch als sie im Bett lag, kamen die Leute zu ihr. Aus dem Lazarett kam eine Krankenschwester und gab ihr Vitaminspritzen.

Trotzdem siechte Tante Olja langsam dahin.

Anfangs merkte ich gar nicht, wie sehr sie abgemagert war, die Fenster bei uns waren ja verhangen. Die Scheiben waren zersplittert, wir hatten die leeren Fensteröffnungen mit Fur-nierstücken vernagelt und darüber Decken und Vorhänge gehängt, zur Wärme-Isolierung. Ich sah Tante Olja immer nur im Schein des schwachen Petroleumflämmchens.

Bis zuletzt glaubte sie, die gute alte Zeit kehre wieder, sei schon ganz nahe, wir sollten nicht die Hoffnung verlieren. Immer redete sie davon.

Und als ihre Kräfte nachließen, konzentrierte sie sich erst recht darauf: wir müssen noch bis morgen die Hoffnung behalten, dann dämmert die helle Zeit herauf ..

Das Geheimnis der Leningrader bestand darin, daß sie noch im Sterben an eine schöne, gute Zeit zu glauben vermochten. Bald nach Tante Oljas Tod starb Onkel Kolja.

Eines Tages sagte er zu mir: "Jetzt gehen wir, Mädels; hilf mir beim Gehen."

"Wohin?" fragte ich.

"Mund halten! Du hilfst mir gefälligst und bringst mich dahin, wohin ich befehle."

Er war schon immer ein resoluter und wortkarger Mann gewesen. Er hatte in den Stalin-Werken als Hauptbuchhalter gearbeitet.

Er befahl mir, ihn zum Kondratewski Prospekt zu führen. Dort war vor der Belagerung ein Modeatelier gewesen. Ich brachte ihn dorthin.

Uns empfing eine blühende Frau mittleren Alters. Diese Frau schien von Belagerung und Hunger überhaupt nichts zu wissen. Sie wirkte wie aus einer anderen Welt. Offenbar war sie eine Spekulantin, und Onkel Kolja hatte irgendwoher ihre Adresse erfahren, denn er holte seine dicke goldene Uhr hervor und gab sie der Frau zur Taxierung.

"Dafür gibt's zwei Brote", meinte sie.

Mich schauderte: von der ekelhaften Frau nur zwei Brote für eine dicke goldene Uhr! Die müßte man doch festnehmen und bestrafen! Wer weiß, woher und wessen Rationen die Brote waren! Ich sagte zu Onkel Kolja: "Nein, lieber Onkel, bedenken Sie, eine alte goldene Uhr!"

Aber Onkel wollte nicht hören.

"Still, Mädchen! Dies geht dich nichts an."

"Ich tausche sie ein", sagte er zu der Frau, und diese brachte uns zwei große Brote, richtiges, gutes Brot. Der Onkel befahl mir, sie in die Tasche zu stecken. Ich erinnere mich noch heute an diese Frau, und mich schaudert dabei.

Zu Hause aß Onkel Kolja ein halbes Brot auf einmal.

Ich warnte ihn. Heute wiegen die Brote nur ein Kilo oder so, aber das damals war ein großes Brot.

"Onkel Kolja, hören Sie jetzt auf, heben Sie sich für morgen etwas auf!"

Er aß weiter, ohne auf mich zu hören.

Dann ging er zu Bett, legte eine Hand unter die Wange und versuchte zu schlafen.

Nach einigen Stunden war er für immer eingeschlafen.

Von Onkel Koljas Brot bekamen die eine Hälfte, die er nicht mehr geschafft hatte, die Reinemachefrauen des Hauses, damit sie ihn zu Grabe trügen, und mit dem anderen, noch ganzen Brot kaufte ich einen Sarg.

Jetzt war ich allein.

DER HERBST war warm und schön gewesen, doch der Winter kam schnell und war gleich sehr streng. Schon in der zweiten Novemberhälfte lag in der Stadt Schnee wie im tiefsten Winter, und der strenge Frost machte uns arg zu schaffen.

Man mußte Brennholz besorgen. Es gab viel zuwenig davon. Wenn man ein paar Scheite im großen Kachelofen verheizte, merkte man das gar nicht.

"Ich weiß, wo man solche kleinen eisernen Öfen und ein Ofenrohr dafür kaufen kann. Das Rohr muß möglichst lang sein, das wärmt auch noch mit", erklärte Walentin.

Er besorgte einen eisernen Ofen.

Er kostete hundertachtzig Rubel.

"Denk mal, Mutter, den hätte ich auch für ein Pfund Brot bekommen." Wenn vor einigen Monaten noch jemand gesagt hätte: "Hundertachtzig Rubel oder fünfhundert Gramm Brot", hätte man ihn für geisteskrank gehalten.

Das war denn auch Walentins letzte Anschaffung. Im Dezember konnte er nicht mehr in die Schule gehen, er bekam Hungerödeme.

Unser Arzt erklärte uns, woher das Hungerödem, das Wasser, kommt: "Der Eiweißgehalt des Blutes sinkt unter die kritische Grenze. Das Blut ist nicht mehr in der Lage, das Wasser an sich zu binden. Die Blutflüssigkeit sickert in das Gewebe."

Als ich zu weinen begann, sagte der Arzt, daß das durchaus noch nicht den unmittelbaren Tod zu bedeuten brauche, daß ein Ödem kein eindeutiges Symptom sei.

Vergeblicher Trost.

Walentin versuchte zu Hause zu lernen, aber bald ging auch das nicht mehr. Er klagte über Kopfschmerzen, Ermüdung, Schmerzen in Beinen und Armen. Etwa zu dieser Zeit blieb auch mein Mann, Sascha, der Arbeit fern. Auch er klagte über Ermüdung, konnte aber nachts keinen Schlaf finden. Die Holzbeschaffung, das Sägen und Hacken wurde nun meine Arbeit. Morgens hüllte ich mein Gesicht in ein Tuch, so daß nur die Augen zu sehen waren, und ging an die Newa Wasser holen. Ich hatte keine Eimer. Ich lud alle Wasserkessel auf den Schlitten und zog damit zur Newa. Zum Glück war es nicht weit dahin. Ich jammerte oft vor mich hin, daß ich keine größeren Gefäße oder Eimer hatte, daß ich so etwas nicht in Friedenszeiten angeschafft hatte, in weiser Voraussicht, nicht einmal

einen Eimer! Aber andererseits: ein Eimer fällt leichter um als ein Wasserkessel.

Und dann komme ich ans Eisloch, die Wimpern mit Reif oder schon mit Eis bedeckt. Manchmal muß man sich nach Wasser anstellen. Die Krankenhäuser, Verpflegungsstellen und Bäckereien holen ihr Wasser aus demselben Eisloch. Und wenn ich an der Reihe bin, muß ich mich bücken oder mich lang aufs Eis legen. Da ist es glatt, der Rand des Eislochs ist nicht leicht zu erreichen, da verspritzt Wasser, dringt in die Kleidung und gefriert. Manchmal sieht man im Loch die Leiche eines Menschen.

Wenn ich ausrutsche und mein Gefäß umfällt, ist niemand böse, keiner murt, ich höre nie ein tadelndes oder zeterndes Wort, denn das passiert so oft, daß wir uns alle verstehen und Nachsicht miteinander haben. Und wenn ich unterwegs umfalle und dann umkehre, um meine Gefäße wieder zu füllen, brauche ich mich nicht wieder hinten anzustellen, sondern man läßt mich gleich ans Eisloch heran. Nicht einer macht etwa eine Anspielung darauf, daß ich mich vorgedrängt hätte oder lüge, auch wenn sie mich in der Schlange gar nicht gesehen haben. Nein, sie glauben mir. Hier muß einer dem anderen glauben. Und wir haben uns daran gewöhnt, daß keiner versucht, sich vorzudrängen. Die einzige Hoffnung, die ich morgens hege, wenn ich in der Dämmerung Wasser holen gehe, ist: Wenn die Schlange nur nicht zu lang ist, wenn ich nur auf dem Rückweg nicht hin falle, wenn ich nur schnell wieder nach Hause komme...

Es ist nämlich kalt, und der Wind dringt durch die Kleidung hindurch. Und wenn ich dann das Wasser nach Hause bringe, setzen die Aluminiumkessel sofort Reif an und bekommen eine Eisschicht. Sie sind glatt. Sie lassen sich schlecht handhaben. Trotzdem müssen sie möglichst schnell hineingetragen werden. Dann beeile ich mich schon wieder, um mich nach Brot anzustellen. Meistens bekomme ich auch welches, manchmal auch nicht, aber daran gewöhnt man sich.

In der Stadt ist nachts Ausgangssperre: von zweiundzwanzig bis fünf Uhr, aber trotzdem lösen sich unsere Nachbarn, von denen vier vorläufig noch gesund sind, die ganze Nacht hindurch auf ihrem Platz in der Brotschlange ab. Ich kann das nicht, weil ich allein für die ganze Familie Sorge. Und dann, wenn ich vom Brotholen komme, ist es oft schon wieder finster, denn im Dezember wird es in diesen Breitengraden schon gegen vier Uhr dunkel. Dann ist es schwierig, in der Küche zu wirtschaften, und auch anstrengend. Arbeit im Finstern – wenn es auch nur Hausarbeit ist – erfordert viel mehr Energie als bei Tageslicht. Die Fenster sind mit einer dicken Eisschicht bedeckt, obwohl es erst Dezember ist. Noch drei Monate wird der Winter andauern.

Der Gedanke daran ist niederschmetternd.

Jedesmal, wenn ich auf der Straße einen verhungerten, zu Eis erstarrten Menschen sehe, muß ich daran denken: aus unserem Haus, von unseren nächsten Nachbarn ist noch keiner gestorben. – Wer wird der erste sein?

Es geschah am 20. Januar.

Damals starb unser nächster Nachbar, F. I. Kisseljow. Aber jetzt gehe ich viel zu schnell vorwärts in meinem Bericht, denn trotz Hunger, Kälte und deutschem Artilleriefeuer beschlossen wir, den Silvester 1941 zu feiern. Wir hatten das Gefühl, wenn wir das neue Jahr empfangen, es begrüßen, werden wir es auch überleben und siegen.

Vielleicht habe ich mich doch verkehrt ausgedrückt, als ich sagte, daß wir das Jahr 1942 überleben wollten. Vielmehr wollten wir das Jahr 1942 nur durchhalten, um zu sehen, wie es aussehen würde. Unsere ganze Familie war ja beieinander, weil unser ältester Sohn, Schurik, nach Hause umgezogen war. Da er Kandidat der Medizin war, arbeitete er tagsüber in einem Lazarett und war die Nächte zu Hause.

Und so machten wir sauber und rückten Möbel zurecht – wir alle: Sascha, Schurik, Walja und ich. Walja ging es jedoch schon schlecht. Er litt auch unter der Kälte. Seine Zunge war so geschwollen, daß ihm zeitweise das Sprechen schwerfiel. Auch sein Auffassungsvermögen hatte nachgelassen oder war doch zumindest beeinträchtigt. Trotzdem wollte auch er beim Saubermachen und Aufräumen helfen.

"Mutter ... ich ... die Bücher ...", sagte er und ordnete die Bücher, er wollte es so gern.

Als wir am 30. Dezember sogar noch Strom bekamen und das Licht Tag und Nacht brannte, verspürten wir alle sogleich den Drang, uns richtig zu waschen. Ich machte uns Wasser heiß, der Zuber wurde an den eisernen Ofen gestellt. Ich wusch Saschas und Walentins Haar. Da sah ich – nach langer Zeit – Waljuschka wieder einmal nackt und erschauerte, wie abgemagert er war.

Silvester wurde es noch kälter.

Wir hatten es sauber, gemütlich und warm. Zum erstenmal in der ganzen Zeit, da Schnee lag und Frost herrschte, verheizten wir Holz, ohne zu sparen; der Ofen glühte. Ich hatte Brennholz besorgt und unheimlich hoch dafür bezahlt, aber Holz brauchte man ja ebenso dringend wie Essen.

Nach dem Frühstück ging Walentin zu Bett.

Schurik hatte Dienst im Lazarett.

Sascha beschloß, ins Puschkin-Theater zu gehen und unsere Lebensmittelkarten für 1942 zu holen.

Ich machte mich daran, alles für den Empfang des neuen Jahres vorzubereiten. Den ganzen Tag über war ich nervös wegen Sascha. Er war schon mitten am Tag von zu Hause losgegangen, und von hier, von der Petrograder Seite der Stadt, von der uliza Krasnowo Kursanta aus, sind es bis zum Newski im Zentrum, zum Puschkin-Theater, hin und zurück immerhin sieben, acht Kilometer.

Draußen waren dreißig Grad Kälte.

Es wurde Abend, aber von Sascha keine Spur.

Schurik kam als erster, von der Arbeit im Lazarett. Er brachte einige Stücke Zucker mit. Er ging mir sofort zur Hand. Wir hackten Holz und stapelten es zu einem sauberen Haufen dicht neben dem Ofen.

Ich hatte die Fleischrationen und ein bißchen Roggenmehl bekommen. Schurik und ich kochten eine Sauerkohlsuppe; dann vermischten wir etwas Reis und Buchweizengrütze und kochten davon einen Brei. Aus dem Fleisch machten wir Klöße, ganz kleine Klößchen, eins für jeden, der Silvester mit uns feierte:

für Walentin ;

für Walja Loktewa, die Tochter meiner Schwägerin, die ebenso wie die Großmutter, Maria Antonowna, zur Silvesterfeier eingeladen war, weil Walentin es unbedingt so wollte, und also für Großmutter;

für Schurik;

für Sascha, der nach Hause kam, während wir noch herumwirtschafteten, und für mich.

Aus dem Roggenmehl buk ich kleine Kuchen.

Das Brot wurde zu gleichen Teilen auf alle verteilt. Weil es viel zu wenig durchgebacken war – die Bäckereien hatten viel zu tun, und da sie keinen Strom hatten, war das Brot innen mitunter klitschig –, toastete ich jedes Stück auf dem Ofen. Weil ich nur wenig Konfitüre hatte, verteilte Schurik sie gleichmäßig, und so sahen die Brote ganz nach festlichem Toast aus.

Unsere kleinen Festplatten stimmten uns froh, war doch immerhin etwas Ungewöhnliches daran, etwas Einmaliges. Wir beorderten Großmutter, Walja Loktewa und Walentin ins andere Zimmer; sie sollten überrascht werden.

Ich legte ein weißes Tischtuch auf.

Sascha deckte den Tisch.

Es wurde ein herrlicher Tisch: blaues Geschirr, und vor jedem Platz ein silberner Becher, denn ich spendierte eine Flasche Portwein. Ich hatte sie 1939 weggestellt und sie fünf Jahre stehen lassen wollen, damit wir sie zu

Ende des Krieges mit der ganzen Familie trinken könnten. Jetzt jedoch holte ich sie aus dem Versteck hervor und bat Schurik, sie zu entkorken, denn mir schien, es sei doch besser, sie jetzt zu genießen und nicht erst zu Ende des Krieges.

Denn das Kriegsende schien uns viel, viel ferner gerückt, als es das noch vor drei Jahren schien: bis dahin war es ein Weg von vielen Menschenjahren.

Die Leinenservietten ersetzten wir durch Papier, weil das Wäschewaschen so umständlich war.

Aber die eigentliche Überraschung des Abends war das Licht.

Walentin und ich hatten uns zu einer Verschwörung zusammengetan und hierfür eine Kerze aufbewahrt, schon vor anderthalb Monaten.

Feierlich entzündeten wir sie genau um vierundzwanzig Uhr, als die Kremlglocken verkündeten, daß das Jahr 1942 anbrach.

Da hoben wir die Becher und wünschten Erfolg für das Jahr 1942 unserem Volk,  
unserer Roten Armee, den Unseren, die in ihren Reihen kämpften,  
den humanistischen Kräften in der Welt  
und uns selbst.

Sascha hatte noch für jeden von uns eine schöne Glückwunschkarte gemalt und sie vor uns auf den Tisch gestellt. So begann unser gemeinsames Abendessen.

Zuerst aßen wir jeder einen Teller Sauerkohlsuppe. Das nächste Gericht war der Brei, die Grütze – es reichte zu zwei großen Löffeln für jeden –, und der Fleischkloß sowie zwei Löffel Makkaroni.

Dann wurde richtiger Kaffee und die Brotration als Toast mit zwei Löffeln Konfitüre darauf gereicht. In diesem Moment verteilte Schurik an jeden ein großes Stück Zucker, den er ebenso wie den Kaffee aus dem Lazarett besorgt hatte. Begeistert lobten wir Schurik alle für das Stück Zucker und den Kaffee. Wir hatten das Gefühl, daß wir jetzt von allem unheimlich viel hätten, daß wir im Überfluß schwelgten.

"Mutter, würdest du uns etwas vorspielen?" bat mich Walentin.

"Mein Lieber, das kann ich wohl gar nicht mehr. Ich habe viele Monate nicht gespielt, und außerdem ist das Klavier verstimmt."

"Spiel doch trotzdem."

Walentin bat so innig. Ich verstand, daß er selbst gern spielen würde, es aber nicht wagte, sich ans Klavier zu setzen, weil er seine Schwäche fürchtete. – Welch einen Riß hätte es in unserem gemeinsamen Abend gegeben, wenn Walentin mitten im Spiel wegen der physischen Anstrengung nicht mehr hätte weiterspielen können.

Ich ging und öffnete den Klavierdeckel.

"Was soll ich spielen? Was möchtest du, Walentin?"

"Haydn, Haydn, Mutter."

"Ich weiß nicht, ob ich's noch kann", sagte ich und blätterte in den Noten. Und als obenauf Chopins Ballade in g-moll lag, begann ich diese zu spielen. Walentin kannte sie genau. Er lächelte. Sein Gesicht strahlte. Ich spielte stockend, und manchmal mußte ich unterbrechen, aber er lächelte. Und als ich aufhörte, bat er um mehr.

Und ich spielte, Tränen in den Augen. Denn soviel Freude wir uns auch bereiteten, es brannte tief im Herzen.

Lange saßen wir wach, bis um drei Uhr. Dann gingen wir ins Bett. Großmutter und Walja Loktewa brachte ich in Walentins Bett und deckte sie zu. Walentin richteten wir das Bett neben dem Ofen her, und Schurik, Vater Sascha und ich schliefen zu dritt in unseren Ehebetten.

Ich hörte die anderen ruhig schlafen. Ich war glücklich. Ich lauschte ihren Atemzügen und lauschte dem Frost und der Stille der Nacht im tiefen Winter unseres Leningrads.

Mir schien, die Stille draußen nehme immer mehr zu, wie der Frost.

Dann mußte ich an Walentin denken und an sein lächelndes Gesicht von vorhin.

Wie schön ist das Lächeln eines sechzehnjährigen Jungen!

Am Morgen des 1. Januar 1942 erwachten wir wieder im Alltag der Belagerung.

Wir aßen zusammen Hefesuppe.

Am 3. Januar begann Walentins Sehkraft nachzulassen. Und in der Nacht zum 5. – es war ein Sonntag – kam er nicht mehr auf den Nachtstuhl. Ich half ihm, rückte seine Beine an den Bettrand, richtete ihn dann auf. Sascha bekam auch Angst. Ich weinte. Von da an ließen wir ihn im Bett. Wir versuchten, die zwei Zimmer zu heizen, so gut wir konnten. Es begann der Kampf um das Leben unseres Sohnes Walentin.

Sein Bruder Schurik beschloß, seinem kleinen Bruder aus dem Lazarett zusätzliches Essen zu beschaffen. Und er brachte auch bald ein paar Stücke Zucker, bald ein Stück Brot, bald eine Handvoll Graupen. Daraus bereiteten wir zusätzliche Mahlzeiten, und Vater fütterte Walentin den ganzen Tag, während ich Holz sägte, Wasser holte oder nach Brot anstand. Man mußte immer länger nach Brot anstehen. Die Bäckereien hatten keine Autos mehr, denn Benzin war knapp, und die Verkäuferinnen mußten die Brote mit kleinen Schlitten selbst aus den Lagern holen. Merkwürdig, daß keiner versuchte, die Brotholer zu bestehlen, obwohl so

ein Schlitten den ganzen langen Weg nach warmem Brot duftete – ein aufreizender Duft, das Wasser lief mir im Munde zusammen, wenn ich in der Schlange stand und sah, wie die Verkäuferinnen den Schlitten hineinzogen. Aber wir blieben standhaft, obwohl wir wußten, daß unsere Lieben starben. Und wenn ein Mensch auch angesichts des Todes ungebrochen bleibt, dann kann ihn nichts mehr beugen. – Ich weiß nicht, ob ich damals ganz genau so dachte, ich schreibe dies ja alles hinterher, für mich selbst, jetzt haben wir Sommer 1942, und das Schlimmste ist schon vorbei. – Jedenfalls bewundere ich die Charakterstärke, die die Menschen im letzten Winter bewiesen haben.

Damals mußte ich an einigen Tagen mit leeren Händen heimkehren. Als ich an die Reihe kam, war das Brot schon ausgegangen. Die Bäcker schafften es nicht, genug zu backen: die Bäckerei hatte keinen Strom, sie mußte mit Holz beheizt werden, und das Wasser, das sie in der Bäckerei brauchten, mußten die Bäcker mit ihren eigenen Händen von der Newa herbeitragen.

Eine Woche lang konnte Schurik seinem kleinen Bruder helfen. Und Sascha war immer noch zu Hause und fütterte Walentin mit List und Tücke drei-, viermal am Tag. Walentin erholte sich wieder ein wenig; dafür ging es in der Zeit, da Walentin etwas zu Kräften kam, Schurik schlechter.

An einem Januarabend kam Schurik von der Arbeit heim, und als Sascha und ich ihn fragend ansahen, auf die zusätzliche Essenration für Walentin wartend, sagte er: "Ich kann nicht mehr. Ich habe auch Hunger. Aber nicht nur deswegen. Ich kann nichts mehr besorgen. Jeden Tag sterben bei uns im Lazarett junge Männer. Ich arbeite dort als Arzt und nicht als Proviantausgeber. Ich will nicht mehr. Ich wünsche es nicht. Und außerdem hat Walentin herzlich wenig Nutzen von den kleinen Brocken, die ich ihm verschaffen kann."

Am 11. Januar konnten wir Walentin zum letztenmal zusätzliche Rationen geben. Ab Montag, dem 12. Januar, mußte er sich wieder mit der kargen Kartenration begnügen.

Es fällt mir schwer, das niederzuschreiben. Wir sahen, wie er dem Tode wieder näherkam. Sascha und ich hegten einen heimlichen Groll gegen Schurik. Wir hielten ihn für einen großen Egoisten, obwohl er mitunter dreimal am Tag aus dem Lazarett nach Hause gelaufen war, um zusätzliche Rationen für Walja zu bringen, und ihm außerdem von seiner eigenen abgab.

Damals merkten wir das alles nicht.

O Schurik, verzeih deinem Vater und deiner Mutter!

Verzeih! schreit meine Seele, obwohl ich weiß, daß es jetzt viel zu spät ist.

Der Tod kam in unser Haus, in unser Stockwerk, am 20. Januar: unser Nachbar F. I. Kisseljow starb vor Hunger.

Am 22. Januar sagte Walja, es gehe ihm schlecht. Als wir uns zur gemeinsamen Mahlzeit setzten, sagte er: "Mutter, ich werde wohl heute nicht essen, ich habe keinen Hunger." Ich begann zu weinen. Ich war gerade frierend und mit klammen Händen von der Newa gekommen und hatte in aller Eile den Tisch gedeckt.

Sascha und Schurik brachten Walja ins Bett. Ich blieb am Tisch sitzen und weinte.

Am nächsten Morgen war wieder starker Frost. Ich hatte Angst, mich nach Brot anzustellen. Als ich gehen wollte, hatte mich Walja zu sich gebeten und gesagt: "Küß mich, Mutter. Ich glaube, es müßte jetzt sein."

Ich küßte und segnete ihn. Es fiel mir schwer, aber ich mußte gehen: ich hatte gehört, daß es an diesem Morgen Graupen und Zucker auf Karten geben würde. Aber in der Schlange erfuhr ich, daß nichts von beidem im Laden war. Es war eine schrecklich lange Schlange, mindestens zweihundert Menschen. Ich wußte, daß ich erst nach vielen Stunden an die Reihe kommen würde. Deshalb verließ ich meinen Platz und lief nach Hause; das Herz schlug mir bis zum Halse, als ich die Treppen hochstieg und leise hineinhuschte.

Stille.

Sascha kommt in den Korridor.

"Wie sieht's aus?" frage ich flüsternd.

"Er schläft", antwortet Sascha flüsternd.

Ich renne zurück zum Brotladen.

Und die Leute lassen mich wieder an meinen Platz in der Schlange. Ich brauche mich nicht wieder hinten anzustellen. Sie rufen mich wieder dahin, wo ich gestanden habe. Das ist eines der Symptome von Menschlichkeit, wie sie sich unbekannte Städter noch erweisen können. Und solche Symptome gibt es viele, zwar kleine, aber unendlich wichtige, unendlich erwärmende.

Damals stand ich einen halben Tag lang an, denn ich hatte gehört, daß der Laden doch noch Graupen und feinen Zucker auf die Karte I meines Mannes ausgeben sollte, und ich blieb und wartete. Tatsächlich bekam ich auf die Karte I meines Mannes hundert Gramm feinen Zucker. Für Walja und mich, auf Karte II, gab man mir nichts. Wir hätten dafür Marmelade bekommen müssen, aber die hatten sie nicht. Es war schon halb zehn am Abend, als ich aus dem Laden in die frostige Nacht hinaustrat, die geringe Ausbeute eines ganzen Tages Anstehen in der Tasche. Der Mond

leuchtete über Leningrad, auf den Straßen war kein Mensch zu sehen. Es bestand Ausgangssperre. Ich bekam Angst; ich wußte, daß es keinen Grund zur Beunruhigung gab, dennoch konnte ich meine sinnlose Furcht nicht zügeln. Ich versuchte zu laufen. Ich lief und keuchte. Als ob mich jemand jagte. Alles, was ich so gehört hatte, alle Gerüchte und Andeutungen von gestohlenen Karten und Lebensmitteln kamen in mir hoch, obwohl ich noch nie einen Dieb gesehen, noch nie einen, der selber beraubt worden war, davon erzählen hören hatte – ich hatte nur so davon reden hören. Solche Gerüchte machen alles viel schlimmer, als es tatsächlich ist.

In dieser Stille, im Mondenschein und im Frost von über dreißig Grad lag etwas Grauererregendes, Unnatürliches. Ich war während der Belagerung noch nie allein mit der Lebensmittelration draußen gewesen, nicht bei einem solchen Mondschein, nicht bei solchem Frost, nicht in solcher Stille, Grabesstille – in Leningrad, das auf Valentins Tod wartete.

Als ich nach Hause kam, sah ich schon im Korridor, daß in Waljas Zimmer Licht brannte. Ich erschrak, denn um diese Zeit am Abend hatten wir die Petroleumlampe gewöhnlich nicht mehr brennen. Ich dachte: Während ich fort war, ist es passiert.

Ich weiß nicht mehr, wie ich in Waljas Zimmer kam. Die Petroleumlampe auf dem Tisch brannte mit kleiner Flamme. Im eisernen Ofen war Feuer. Die Ofenwände glühten. Mein Mann kam zur Tür.

"Und Walja, wie geht's Walja, lebt Walja noch?" fragte ich mit lauter Stimme.

"Schläft", sagte Sascha und legte den Finger auf den Mund.

Und plötzlich sagte da der Junge mit klarer, fester Stimme: "Mutter, kommst du endlich!"

Ich staunte, denn am Morgen, als er mich um den Abschiedskuß bat, war seine Zunge noch dick, und seine Worte waren undeutlich gewesen.

Ich setzte meine Tasche auf den Fußboden, stellte mich ans Bett, um ihn zu betrachten. "Wie geht es dir?"

"Ich glaube, gut. Jedenfalls habe ich Hunger."

"Ich gebe dir etwas zu essen."

Auch Sascha wurde froh. "Ich habe Pudding gekocht, aber ich dachte, du schläfst."

Ich rührte aus der Roggenkleie schnell einen dicken Teig an und buk Waija in einer trockenen Pfanne kleine Kuchen. Waija aß etwas Suppe und trank eine Tasse süßen Kaffee zu meinem Gebäck. Sascha und ich hatten den Eindruck, daß eine Wende eingetreten sei. Wir deckten den Jungen sorgfältig zu und gingen auch zu Bett.

An dem Abend erschien mir nicht einmal die Kälte als Qual, so glücklich war ich.

Die Wende war eingetreten, aber anders, als wir gehofft hatten.

Am Morgen konnte Walentin nicht mehr allein laufen. Er konnte sich nicht auf den Beinen halten. Sie trugen ihn nicht. Sascha und ich stützten ihn unter den Armen, führten ihn ins Eßzimmer und brachten ihn in eine halb liegende Stellung in der Nähe des wärmenden Ofens. In normaler Stellung konnte er nicht mehr sitzen, so mager war er geworden. Das Sitzen bereitete ihm Schmerzen, obwohl wir ihm ein Kissen untergelegt hatten.

Er klagte immer noch über die Kälte.

Wir hüllten ihn in Decken und legten noch etwas Holz im Ofen an. Und als ihm wärmer wurde, lebte er geradezu auf, seine Worte wurden klarer. Bald jedoch wurde er wieder starr, und ich dachte: das Heizen wird nicht mehr helfen. Sein Leben war am Erlöschen. Wir sahen es. Und wir mußten uns drein ergeben.

Dann brachten wir ihn wieder ins Bett.

Am Abend wollte er mit uns am Tisch essen. Das tat er und machte uns dabei Mut, wollte uns verheimlichen, wie nahe er dem Hungertod war.

Aber mir, seiner Mutter, konnte er das nicht verheimlichen. Sah ich doch, daß er den Löffel nicht mehr richtig halten konnte.

Er saß auf dem Stuhl mit zwei Kissen unter sich und stützte sich mit den Ellbogen auf den Tisch.

Er wollte den Tod besiegen; "wollte besiegen" – es fällt mir so leicht, das zu sagen. Er wollte es unbedingt, ich sah es ja selbst, und deswegen wiederhole ich ja auch immerzu, daß er "den Tod besiegen wollte". Ich saß ja doch selbst neben ihm und mußte feststellen, daß der Wille eines sechzehnjährigen Jünglings allein nicht ausreicht. Keines Menschen Wille würde übrigens ausreichen. Was fangen wir mit bloßem Wollen an, wenn wir alles anderen beraubt sind? Großer Gott: den Tod durch Sterben besiegen!

Mitten beim Essen sagte er: "Vater, Mutter, meine Füße frieren. Ich kann nicht mehr sitzen."

Wir trugen ihn ins Bett.

Sascha und ich legten ihm Wärmflaschen an die Beine.

Von da an taten wir das Tag und Nacht. Für diese Tage habe ich keine Zeitbegriffe. Das ganze Bild, das ich davon noch in mir habe, besteht aus Wärmflaschen und dem Warten auf den Tod.

Die erste Nacht mit den Wärmflaschen schien überhaupt kein Ende zu nehmen. Der Erdball drehte sich nicht mehr, so schien es hier in

Leningrad, wo es nur die allumfassende Nacht, die Stille, die Kälte und – das Auswechselln der Wärmflasche gab.

Am Tage dann verrichtete ich meine gewohnte Arbeit im Halbschlaf: ich holte Wasser, hackte Holz, stellte mich nach Brot an, machte Mittagessen. Wir aßen in der Zeit zwischen Helle und Dunkelheit, so daß wir nach dem Essen aus der Kälte gleich unter die Decken fliehen und ruhen konnten. Dann begann eine neue zeitlose Nacht, zeitlos wie das All. In diesen Nächten lag für mich etwas irrational Grauenhaftes, verbunden mit Hunger; Kälte und Gereiztheit.

Die Gereiztheit kam daher, daß Walja schlecht schlief. Ab und zu bat er: "Mutter, dreh mich auf die andere Seite." – "Vater, so kann ich nicht liegen. Meine Schultern halten das nicht aus."

Im Innersten waren wir ihm böse, daß wir in Dunkel und Kälte aufstehen mußten, aufwachen mitten im labenden Schlaf, der uns den Hunger vergessen ließ. Ich weiß nicht, was mein Mann damals dachte. Ich habe hinterher nie mit ihm über diese Nächte gesprochen und werde es auch nicht tun. Ich weiß nur, wie mir selbst zumute war.

Walentin hatte mich wieder aufgeweckt, nur weil er anders hingelegt werden wollte. Warum ließ er mich nicht schlafen! Jetzt würde ich lange nicht wieder in den Schlaf finden. Ich mußte etwas essen, essen. Warum mußte er mich auch nachts noch aufwecken, in die Hölle des Hungers. So barbarisch dachte ich über meinen Sohn, wie ein Raubtier.

Oft fügte es sich so, daß wir eine leise Unterhaltung anfangen.

Waletschka hat in jenen Nächten nicht viel geschlafen. Was hätte ihn auch einschläfern sollen? Er hatte doch keine Nahrung zu verdauen; der Körper nahm aus dem Mark, was er für die wenigen Tage noch brauchte. Der ewige Schlaf wartete schon auf ihn. Walja wollte die Stimme von Vater und Mutter hören. Wir verstanden das und bezwangen unsere Gereiztheit.

Wir begannen zu sprechen.

Die Dialoge zwischen Walja und mir begannen gewöhnlich so: er weckte mich auf, damit ich ihn auf die andere Seite drehte, ich stand auf und wurde böse, wenn ich dann nicht wieder einschlafen konnte; ich wollte fort vom Hunger, von der Nacht!

Dann hörte ich die Stimme des Jungen: "Mutter?"

"Na, was ist denn nun schon wieder?"

"Schläfst du schon, Mutter?"

"Noch nicht."

"Erzählst du mir etwas?"

"Wovon denn?"

"Na davon, wie du noch ein Kind warst."

"Habe ich doch schon letzte Nacht erzählt."

"Erzähl es noch einmal, das tut so wohl. Dann brauche ich nicht umgedreht zu werden. Du kannst unter deiner Decke im Warmen bleiben und brauchst nicht aufzustehen, um mich umzudrehen. Ich vergesse meinen Körper, wenn du erzählst."

Ich erzählte von meiner Kindheit, erzählte von großen Festen, von alten russischen Sitten, von den vielen Traditionen. Ich erzählte von meinen Eltern und Großeltern, von meinem Leben in Sibirien, von meinen Reisen in Rußland, von den Unterschieden in den einzelnen Provinzen. Und wenn ich aufhörte und glaubte, er sei eingeschlafen, bat er fieberhaft um mehr. Das war schon ganz eindeutige Bewußtlosigkeit. Oft schlief ich mitten beim Erzählen ein, und wenn ich dann wieder aufwachte, hörte ich Stimmen.

Walja unterhielt sich mit Sascha. Ich begann zuzuhören. Sie sprachen über Literatur, über Malerei. Ich hörte staunend und stolz zu: Mein Junge weiß so viel und kann so klug von Literatur reden! Er ist mein Sohn, und ich habe früher nicht gewußt, daß er so viel über das, was er gelesen hatte, nachdachte.

Aber plötzlich brach die Rede ab, und die andere Stimme erzählte schon von ganz anderen Dingen. Jetzt stellte Walja mit seinem Vater eine Speisekarte für jeden Tag der Woche zusammen. Und mitten in der Woche war ein Feiertag. Da mußte es ein Festessen geben! Sie waren beide begeistert. Auch ich wurde interessiert, hörte zu, stellte in Gedanken für alle Wochentage meine eigene Speisekarte auf. Dann stellte ich in Gedanken die Speisekarte für Schuriks Geburtstag zusammen, für Waljas Geburtstag, für Saschas Geburtstag und für mich selber. Ich hörte Sascha und Waija immer noch reden. Ich schlief ein ...

Ende Januar war es sehr kalt.

Man mußte immer länger nach Brot anstehen: sechs Stunden am Tag, sieben Stunden, mitunter auch zehn Stunden. Vor dem Laden sammelten sich morgens zwei-, dreihundert Menschen an. Alle froren, schüttelten sich, hüpfen hin und her, stritt sich manchmal mit ihren Nachbarn, beruhigten sich bald wieder, froren geduldig vor sich hin und warteten darauf, daß sie drankamen. Wenn du dann gegen Abend mit steifen Beinen nach Hause kommst und drei Scheiben Brot auf den Tisch legst und weißt, daß du gleich wieder aufstehen und Holz hacken mußst, dann kannst du nur noch weinen, still vor dich hin weinen ... Das tut so wohl. Weinen ist wunderbar, wenn man sich nur ausweint.

Am 29. Januar stand ich neun Stunden an und kam erst kurz vor Abend nach Hause. Wir hatten den ganzen Tag nichts gegessen. Die Kollegen des Brotladens erbarmten sich unser, die wir die letzten mit Familie waren, die noch auf den Beinen waren, und gaben uns die Rationen für den 30. und 31. gleich mit, damit wir nicht jeden Tag neun Stunden in der Schlange zu stehen brauchten. Ich kochte eine Brotsuppe und bot Walentin davon an.

"Ich hab es nicht eilig, Mutter. Ich habe schon viele Tage keinen Hunger mehr gehabt."

Ich wußte das, aber ich versuchte trotzdem, ihn zu füttern. Den ganzen Tag zuvor war er sehr lebhaft gewesen und hatte viel geredet. Als er jetzt am Abend still wurde, fragte ich ihn mehrmals, ob er Schmerzen habe, ob er etwas brauche. Er gab unwillige Antworten. "Dreh mich zur Wand hin, ich bin müde."

Er konnte dennoch nicht einschlafen.

Als ich am Morgen des 30. Januar erwachte, ging ich gleich an sein Bett und fragte: "Hast du gut geschlafen?"

"Ich weiß nicht, Mutter."

"Du hast bestimmt gut geschlafen, weil du gar nicht darum gebeten hast, die Wärmflaschen auszuwechseln. Oder hat Vater sie ausgewechselt?"

"Ich bin in der Nacht nicht aufgewacht, nicht einmal, um ihn umzudrehen."

"Dann habe ich wohl gut geschlafen."

Walja antwortete munter, aber in seinen Augen las ich, daß er nicht geschlafen hatte, so müde waren sie.

Ich deckte ihn zu. Mit Sascha ging ich ins Speisezimmer, um Klötze durchzusägen. Dann hackten wir sie klein. Sascha machte im Ofen Feuer, ich machte Wasser warm und kochte Brotsuppe.

Mit dem Teller in der Hand kam ich in Valentins Zimmer und rief ihm von der Tür aus fröhlich zu: "Waletschka, jetzt wird wieder etwas heiße Suppe gegessen!"

Er antwortete nicht auf meine Aufforderung.

Ich ging ans Bett, stellte den Teller auf den Tisch und rief: "Walentin, Waletschka, mein Walja!"

Er konnte keinen Ton hervorbringen. Die Lippen bewegten sich zwar und seine Augen irrten im Zimmer und an mir umher, aber der Blick hatte nicht mehr seinen, Valentins, Ausdruck. Tränen standen ihm in den Augenwinkeln. Er hatte also etwas erlebt, bevor der unbezwingliche Schlummer des Hungertodes ihn mit sich riß in die Spanne zwischen Leben und Tod.

Ich rief Sascha.

Wir trugen den Jungen ins Eßzimmer an den Ofen. Dort war es sicher wärmer. Wir packten alle Wärmflaschen in sein Lager und massierten ihn.

Aber damit störten wir seinen Frieden nur.

Er konnte nicht mehr in unsere Welt zurückkehren.

Es war zwölf Uhr. Es war Mittag.

Ich wollte es noch nicht glauben. Ich nahm zwei Aluminiumkessel und ging an die Newa Wasser holen. Ich dachte: Vielleicht brauchen wir in der nächsten Nacht viel Wasser, aber ich wußte nicht und dachte auch nicht darüber nach, wofür.

Ich war schon auf dem Eis der Newa, bevor ich überhaupt die Luft von draußen spürte. Ich merkte, daß das Wetter milder geworden war. Große Schneeflocken fielen locker vom dunklen Himmel herab. Und auf dem Rückweg atmete ich die laue Luft ein und dachte: Sogar die Natur hat sich beruhigt, der Frost ist gelinder geworden, die Natur legt einen kleinen milden Augenblick zum Gedenken an Waletschka ein.

Wir mußten mit dem Essen anfangen, denn die Stunde der Dämmerung, unsere Essenszeit während der Belagerung, stand bevor, aber der Junge befand sich immer noch im Halbschlaf.

Wir setzten uns neben sein Bett und betrachteten ihn. Seine Augen waren offen, aber kein Gedanke war mehr darin zu lesen. Um vier Uhr nachmittags hauchte er dann endgültig sein Leben in die Stille des Todes aus.

Ich habe nicht geweint.

"Warum mußte Walja das Opfer werden und nicht ich?"

"Kapitolina, so darfst du nicht denken."

"Was für ein Herz hat aufgehört zu schlagen, im Januar 1942, um vier Uhr nachmittags! Welch Herz erlosch mit dir, Welch Herz!"

"Beruhige dich, Kapitolina!"

"Ich bin ganz ruhig. – Welch Herz erlosch mit dir!" Das sind Verse von Nekrassow.

DER WINTER war sehr sonnig und kalt, kalt. Anhaltender Frost. Tagsüber war der Himmel klar. Die Bäume waren bereift. Der Schnee war rein und glänzte, oh, wie rein er glänzte! – Und dann die Stille.

Erschreckende Stille lag über der ganzen schönen, verschneiten Stadt, als ob die Menschen ihre Stadt für den Winter verlassen hätten und irgendwo anders hingezogen wären... Leningrad war schön, schön. Wenn es einen Menschen geradewegs aus dem Frieden hierher verschlagen hätte, hätte man ihm den Glanz des Schnees und die bereiften Bäume gezeigt, und er hätte selbst Leningrads Stille gehört. Er hätte nicht geglaubt, auch wenn

man es ihm noch sehr versichert hätte, daß hier der Tod wütete. Der Mensch verbindet mit dem Tod meist die Vorstellung von etwas Dunklem, Traurigem, Bedrückendem.

IM NOVEMBER 1941 befand ich mich mit meiner Freundin auf dem Weg zur Sauna. Wir lagen unter heftigem Artilleriebeschuß.

Als wir auf den Hof der Sauna gelangten, schlug dort ein Geschöß ein und verwundete einen Mann schwer, es riß ihm ein Bein ab. Ich lief hin, um zu helfen. Da erfolgte eine zweite Explosion. Ich verlor das Bewußtsein. Ich erwachte erst wieder im Krankenhaus und rief nach meinem Sohn. Ich hatte einen zweijährigen Sohn, mein Mann war an der Front, und ich wohnte zusammen mit meinen drei Schwestern und ihren Kindern bei Vater und Mutter.

Eine meiner Schwestern saß denn auch neben mir. Ich war an den Beinen und am Arm verwundet. Während ich im Krankenhaus lag, starb meine älteste Schwester. Sie hinterließ ein vierjähriges Kind. Die zwei anderen Schwestern versorgten es.

Dann starb mein Vater, im Dezember 1941. Auch am Hunger.

Im Januar 1942 ging die eine meiner beiden Schwestern, die noch zu Hause war, sich nach Brot anstellen und ist nie zurückgekehrt.

Sie hinterließ eine dreieinhalbjährige Tochter. Meine dritte Schwester kümmerte sich nun auch um sie. Außerdem mußte sie meinen zweijährigen Jungen versorgen. Ich lag ja im Krankenhaus.

Als mein Mann auf Urlaub kam, schlug er vor, wir sollten den Jungen in die Kinderkrippe geben. Mein Mann sagte: "Sonst stirbt er vor Hunger."

Nun ja, so machten wir's.

Dann wurde ich aus dein Krankenhaus entlassen.

Wir gingen den Jungen in der Krippe besuchen. Das war am 9. Februar 1942. Mutter, die starken Durchfall hatte, kam mit. Sie hatte mir erzählt, daß der Junge, Viktor, auf mich warte und immer von mir rede. Immer nur sage er: "Mutti kommt bald, Mutti bringt Brot, Mutti hat einen kranken Arm, Mutti ist im Krankenhaus, Mutti kommt, Mutti bringt Brot, Mutti wartet darauf, daß ihr Viktor nach Hause kommt, bald kommt Mutti."

Und als ich dann kam, erkannte mein Sohn mich nicht. Ich war ja auch so mager.

Aber mein Junge sah schrecklich aus! Er war aufgedunsen, und Läuse krabbelten auf seiner Haut.

"Jetzt ist Mutti da", sagte ich.

"Nein, Mutti ist im Krankenhaus."

"Mutti ist jetzt hier!"

"Mutti's Arm ist kaputt. Mutti kommt bald. Mutti wartet, daß Viktor nach Hause kommt. Du bist nicht meine Mutti." Und er hatte überall Wasser: in den Händen und in den Beinen, und die Läuse liefen über das Gesicht des Kindes, und er machte nicht einmal Anstalten, sie zu verscheuchen.

Ich konnte ihn nicht gleich mit nach Hause nehmen. Mein Arm war noch in Gips. Nach fünf Tagen ging ich meinen Jungen holen. Das war am 15. Februar. Ich brachte ihn nach Hause, heizte das Zimmer, stellte ihm das Bett recht hoch, auf zwei Stühle, damit er es möglichst warm habe. Auf dem Markt kaufte ich ein Kilo Reis. Es kostete fünfhundert Rubel. Meine Schwester und ich kochten ihn und preßten den Saft aus. Meine Cousine war eine fast vollständig ausgebildete Ärztin, sie brachte Medikamente, aber nein, der Hungerdurchfall des Jungen war so stark, daß nichts drinblieb. Er lebte noch zwölf Tage.

Es war am 27. Februar abends, als das zweite Waisenkind bei uns zu Hause starb, das, dessen Mutter sich nach Brot anstellen gegangen und nicht wiedergekommen war. Das Mädchen war dreieinhalb Jahre alt, sie hieß Walentina.

Als meine Schwester sie am Abend für die Nacht zudecken wollte, brauchte sie keine Decken mehr.

Meine Schwester sagte: "Walentina hat jetzt Leningrads Belagerung durchbrochen."

Ich stand auf und sah sofort nach meinem Jungen. Er schlief ruhig.

Wir wickelten Walentina in ein Tuch und brachten sie in den Keller.

Wir sagten dem Hausmeister Bescheid, daß das Kind tot sei.

Dort lagen schon andere Leichen und warteten auf den Transport zum Friedhof.

Am Morgen, als ich aufstand, sah ich nach meinem Jungen. Er atmete noch, aber unregelmäßig. Er öffnete seine Augen nicht mehr, sondern schlief vom Nachtschlaf in den ewigen Schlaf hinüber.

Noch vor Mittag war er tot.

Wir wickelten auch ihn in ein Tuch und brachten ihn in den Keller.

Als wir am Tag darauf die Leichen der Kinder zum Friedhof transportieren ließen, hatten Ratten die Augen meines Jungen gefressen, aber das hat mich nicht traurig gestimmt. Ich beweinte mein Kind, das mich nicht als seine Mutter erkannt hatte, damals, als ich aus dem Krankenhaus entlassen wurde.

Meine Schwester und ich hatten nicht die Kraft, die Kinder zu beerdigen. Der Hausmeister brachte sie zu Grabe. Im Totenschein war eingetragen, daß sie nach Piskarjowskoje gebracht worden seien.

Mein Sohn war das fünfte Opfer des Hungers in unserer Familie. Das erste war mein Vater. Er starb zu der Zeit, da ich im Krankenhaus lag. Meine Schwester berichtete, daß er nicht sterben wollte. Er hatte noch zur Mutter gesagt: "Besser, wir sterben zusammen."  
Er war Tischler, so ein stämmiger, großer, ruhiger Arbeiter, von Kind an gewohnt, hart zu arbeiten. Ein sehr starker Mann.

ICH WAR Konzertmeister der zweiten Violinen des damaligen Rundfunkorchesters. Heute bin ich dasselbe bei den Philharmonikern. Im Herbst 1941, als die Lebensmittelrationen gekürzt wurden, gab man uns Musikern Karten der Gruppe I, also die gleichen, wie sie die körperlich Arbeitenden erhielten. Wir spielten den ganzen Herbst über. Wir strahlten Konzerte unter anderem nach England und Schweden aus: Tschaikowski. Beethoven, Mozart.  
Das war sehr wichtig für die gebildeten Menschen in Europa. Schrien doch die Deutschen damals in ihrer Propaganda in die Welt hinaus, Leningrad sei in ihrer Hand und sie bereiteten schon das Bankett im Hotel "Astoria" vor.  
Wenn wir spielten, erfuhr die gesamte Musikwelt rund um den Erdball, daß die Deutschen nicht hier waren, daß Leningrad sang, daß Leningrad noch mit eigener Stimme sang. Leningrad war doch schon lange eine der führenden Musikstädte Europas.  
Am 27. Dezember 1941 brachten wir das letzte dieser Konzerte. Damals waren schon viele Musiker vom Hunger so geschwächt, daß sie die Instrumente nicht mehr halten konnten. Viele waren schon gestorben. In diesem Winter verhungerten von unserem Orchester siebenundzwanzig Musiker.  
Für drei Monate verstummte die Symphonie in Leningrad.

**Das Jolkafest für die belagerten  
Leningrader Kinder  
am 31. Dezember 1941**

*Hitler am 9. November 1941:*

" ... Jetzt sind wir defensiv, und der andere muß jetzt auszubrechen versuchen, aber er wird in Leningrad verhungern! Ich werde sicher nicht einen Mann mehr opfern, als unbedingt notwendig ist.

Wenn heute jemand da wäre, um Leningrad zu entsetzen, dann würde ich den Befehl geben, es zu stürmen, und wir würden es erstürmen. Denn wer von der ostpreußischen Grenze bis zehn Kilometer vor Leningrad gestürmt ist, der kann auch noch die zehn Kilometer vor Leningrad bis in die Stadt hineinmarschieren!"

*Irina:*

Mutter hat gesagt: "Morgen ist das Jolkafest, das Fest der Kinder. Geh hin. Dort bekommt ihr sicher Brot." Dann kam der morgige Tag. Ich bat meine Freundin Lidia mitzukommen. Wir beide haben wahrscheinlich als einzige von all den Kindern, die dort waren, den Hunger überlebt. Sie arbeitet jetzt auf der Insel Sachalin. Na, wir gingen hin. Obwohl der Weg von hier, der Twerskaja, bis zum Puschkin-Theater gar nicht so weit ist, war er damals lang, wie das Leben: er schien kein Ende zu nehmen. Nur kräfteverzehrendes Gehen! Aber am Ziel sahen wir elektrisches Licht! Wir waren in eine andere Welt gekommen, in eine andere Zeit. Und die Erwachsenen waren sauber gekleidet. Sie lächelten.

Sie wiesen uns einen Platz an. Und hell war es und warm. Aber das Allerschönste war, daß uns die Erwachsenen zulächelten. Wir waren geborgen dort, unter ihrem Lächeln. Dorthin konnte der Deutsche nicht schießen.

*Lidia Lidina:*

Wir hatten uns darauf vorbereitet, daß mindestens hundert Kinder kommen würden. Es erschienen aber nur etwa dreißig. Und in was für einem Zustand!

*Jewgeni Dmitrijewitsch:*

Erinnert ihr euch an die Welt  
auf den Bildern des flämischen Meisters Pieter Brueghel des Älteren?  
Schaut euch Brueghels Kinder an: zu Zwergen gewordene Greise,  
in Not viel zu früh erwachsen,  
Zehn- bis Vierzehnjährige, und schon die Züge von Greisen,  
in der Seele die Erfahrungen von Sechzigjährigen.  
Fügt den Kindergesichtern Brueghels den Hunger hinzu:  
tief in der Stirn liegende Augenhöhlen.  
Fügt sie hinzu und hört auf zu denken!  
Denn der Gedanke eines Erwachsenen erfaßt nicht die Qual des Kindes,  
unser Verstand erreicht sie nicht.  
Nur das Gefühl, nur die Zärtlichkeit, läßt sie uns nachempfinden.

*Lidia Lidina:*

Das Programm begann mit Musik. Die Kinder hörten zu. Mit  
zusammengekniffenen Lippen, mit ernsten Augen, ernstem Gesicht,  
hohlen Wangen – mit Todesernst, in steifer Haltung. Dann trug einer aus  
unserer Truppe – ich weiß nicht mehr, wer – den Kindern ein lustiges  
Programm vor.

*Schauspieler Tschestnokow:*

Das war ich. Ich war Cyrano de Bergerac. Ich trug den Nasenmonolog vor.  
Darin führt Cyrano zehn verschiedene Anredeformen für seine mächtige  
Nase an.  
Und ich hatte an jenem Nachmittag wirklich eine gewaltige rote Nase:  
dreißig Zentimeter lang und mindestens fünf Zentimeter breit. Ich  
versuchte die Kinder zum Lachen zu bringen.  
Ich trug den Monolog vor:

"Ausfallend: Trüg' ich diese Nasenmasse,  
ich ließe sie sofort mir amputieren.  
Freundlich: Trinkt sie nicht mit aus Ihrer Tasse?  
Aus Humpen schlürfen sollten Sie die Suppe.  
Beschreibend: Felsgeklüfte, Berg und Tal,  
Ein Kap, ein Vorland, eine Inselgruppe.  
Zartfühlend: Spannen Sie ein Schutzdach drüber,  
Weil sonst im Sonnenschein sie bleichen muß.  
Pedantisch: Das aristophanische Tier  
Hippokampelephantokamelus  
Trug ganz unfraglich gleiche Nasenzier."

Ich war gewohnt, daß man über mich lachte, daß Cyranos Nase die Kinder mitriß, daß sie wenigstens für einen Augenblick die Zeit, den Ort und den Hunger vergaßen. Aber nein!

Sie saßen nur da und starrten mich ernst an. Keiner lachte.

Und als mein Vortrag zu Ende war, klatschten sie würdig wie Greise, abwesend. Und ich lief in die Kulissen, brach zusammen und fing an zu weinen.

*Lidia Lidina:*

Erst später wachten sie auf, dann erst, als das Programm zu Ende war. Jeder von ihnen bekam eine Tonschüssel in die Hand gedrückt, und sich wurden gebeten, sich der Reihe nach Essen zu holen. Wir hatten Graupenpudding und Brei und als Nachspeise Heidelbeercreme.

Und kein einziges Kind hat alles aufgegessen. Jedes wollte etwas aufheben, um es mit nach Hause zu nehmen. Bedenkt: nicht eines wollte alles selbst verschlingen. Hatte ich in Lebensmittelschlangen doch schon gesehen, daß ein Käufer, wenn er an den Ladentisch gelangt war und sein Stück Brot in die Hand bekommen hatte, es sofort in den Mund steckte. Und da heißt es noch, Kinder seien schwach. Ich glaube das nicht, denn jedes Kind wollte etwas für zu Hause aufheben. Sie sind geistig stärker als Erwachsene. Deswegen müssen sie auch tiefer leiden, sie empfinden die Qual intensiver. Und als ich dann zum erstenmal sah – es war inzwischen ein gutes Jahr vergangen –, wie gutgenährt deutsche Soldaten als Gefangene den Newski entlanggeführt wurden, war es mir, als könnte ich mich nicht mehr beherrschen, meine Gefühle nicht mehr zurückhalten, sondern ich ...

*Mila:*

Ich weiß nicht mehr genau, in welche Zeitspanne das Jolkafest fiel. War es nun, bevor meine Mutter beerdigt wurde oder erst danach? Ich kann mich auch nicht an den Tag erinnern, an dem ich meine Mutter beerdigte; gestorben ist sie am 29. Dezember. Auf jeden Fall fand das Jolkafest der Schüler irgendwann um die Zeit herum statt, als meine Mutter beerdigt wurde. Entweder war es vorher oder hinterher. Ich weiß nur noch, daß Vater zu mir sagte: "Versuch doch, zum Jolkafest der Schüler zu gehen, wenn es auch von hier aus ein weiter Weg ist. Da gibt man sicher auch dir etwas zu essen." Ich weiß nicht, woher mein Vater vom Jolkafest wußte. Vielleicht war es im Radio bekanntgegeben worden, oder die Kollegen, die ihn besuchen kamen, hatten es ihm erzählt.

Ich hatte Angst vor dem weiten Weg von der Krest-Insel bis zum Puschkin-Theater, aber ich glaubte, es werde auf dem Jolkafest etwas zu essen geben, und hoffte, daß ich auch etwas mit nach Hause nehmen könne. Das entschied die Sache, und ich machte mich mit einer meiner Freundinnen auf den Weg, obwohl andererseits Mutters Tod dagegen sprach. Aber der Gedanke an Essen und Mitbringsel siegte. Und so brachen wir auf, gingen über die Kirow-Brücke, ich zusammen mit meiner Freundin, von deren Schicksal ich bis heute noch nichts weiß (wann sie verhungert ist und unter welchen Umständen), aber wir gingen zu zweit.

Ich erinnere mich, daß wir unterwegs Explosionen hörten. Ob das auf dem Hin- oder auf dem Rückweg war, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich nur, daß uns der Weg nach beiden Richtungen endlos schien.

Auch weiß ich noch, daß es mir merkwürdig vorkam, in Räume zu kommen, in denen elektrisches Licht brannte, trübes zwar, aber doch richtiges elektrisches Licht. Erst hinterher habe ich gehört, daß es trübes Licht war. Mir kam es damals mächtig hell vor.

Ebenfalls beeindruckte mich, daß ich dort Erwachsene sah. Sie waren sauber, sie hatten reine Kleidung an. Die Gesichter der Männer waren nicht vom Bart überwuchert, sondern rasiert. Solche Menschen hatte ich zuletzt gesehen, als es auch noch bei uns elektrisches Licht gab.

Wie soll ich das sagen: ich sah, daß das Leben, das in unserem Stadtteil schon ausgestorben oder am Aussterben war, hier wenigstens weiterging. Hier spürte man die Nähe der Sonne.

Dann begann das Programm.

Wir wurden zum Jolkafest der Schüler willkommen geheißen, man hielt uns eine Rede; ich weiß nicht mehr, was da gesagt wurde, irgend etwas jedenfalls.

Ich saß da und dachte: Herrliches elektrisches Licht, saubere Menschen! Wann sie uns wohl Brot geben werden?

Dann begann das Programm. Ich erinnere mich dunkel, daß da Szenen aus Operetten aufgeführt wurden, daß Männer und Frauen sangen, lachten und Späße machten, einige Tanzschritte einlegten, wieder lachten und allerlei Verrücktes anstellten.

Ich saß nur da und wartete auf das Ende der Aufführung, darauf, daß das Brot an die Reihe käme. Jetzt, so hinterher, bin ich nicht einmal sicher, ob ich damals begriffen habe, daß man mit den Programmnummern versuchte, auch mich fröhlich zu stimmen. Und es kann auch sein, daß ich für einen Augenblick vergaß, daß Mutter gestorben war, daß Vater im Bett lag, daß mich der Hunger quälte, aber meine summarische Erinnerung daran sieht so aus:

Ich saß nur da und wartete. Unerschütterlich wartete ich auf das Ende jedes noch so lächerlichen Liedes, Tanzes und komischen Tenorsolos, denn ich war wegen der Brotverteilung hierhergekommen, die danach beginnen sollte.

Endlich war das Programm zu Ende. Wir wurden in einen anderen Raum gebeten und sollten uns anstellen; man werde uns Essen geben. Ich erinnere mich, daß zwischen dem Ort, wo das Programm aufgeführt wurde, und dem, wo es das Essen gab, viele Treppenstufen lagen. Wir standen auf der Treppe Schlange und warteten, daß wir an die Reihe kämen. Es schien eine Ewigkeit zu dauern. Ich bangte wie alle Anstehenden: ob es noch bis zu mir reichen wird? Schließlich kam ich an die Reihe. Ich bekam eine Tonschüssel. Darin war Suppe.

Dann erhielt ich noch einen Teller. Auch darauf war Suppe, aber ganz andere als in der Tonschüssel.

Nach den Suppen gab es noch Nachspeise.

An die erinnere ich mich, es war Creme. Ich weiß auch noch die Farbe: es war rote Creme.

Von den Suppen weiß ich nur noch, daß ich dort nicht alles aufaß, sondern einen Teil aufsparte und ihn dann in der Tonschüssel für Vater und Großmutter mit nach Hause nahm.

Und als ich dann, langsam und vorsichtig, nach Hause ging, um nicht auszurutschen, nicht hinzufallen – da war es wirklich eine Freude, als ich die Wohnungstür öffnete und das Mitgebrachte zeigte.

*Weil von den Kindern, die an diesem Jolkafest teilgenommen haben, soweit bekannt, nur noch drei am Leben sind (die dritte wohnt auf der Insel Sachalin, aber ich habe sie nicht angetroffen), will ich hier einen anderen Teilnehmer seine Erlebnisse berichten lassen:*

Es war ein Junge, dreizehn Jahre alt. Er hieß Lexei. Er wohnte zusammen mit seinem kleinen Bruder Pawlik bei Onkel und Tante, denn seine Mutter war am Hunger gestorben. Am 27. Dezember kam Lexei nach Hause und sagte zu seiner Tante: "Onkel Sergei ist auf der Straße. Er sitzt auf der Treppe und lehnt sich an die Wand. Ich habe ihn gebeten, aufzustehen und hereinzukommen. Er steht nicht auf. Er sitzt nur da. Er ist ganz aufgedunsen."

Am 1. Januar schrieb Lexei seinem Vater an die Front:

"Lieber Vater,

ich muß Dir etwas Trauriges berichten. Gestern starb Dein lieber Sohn, mein Brder Pawlik. Er starb am Nachmittag. Onkel Sergei starb am 27.,

Tante sagte morgens zu uns: Kinder, geht zur Jolkafeier, dort gibt es zu essen. Ich lag den ganzen Morgen mit Pawlik zusammen in einem Bett, unter den Decken, Rücken an Rücken, damit wir uns gegenseitig wärmen konnten. Am Morgen redete Pawlik noch. Er wollte mit mir zum Jolkafest gehen. Als es dann nachmittag wurde und die Zeit herankam, daß wir gehen mußten, stand ich auf, Pawlik aber nicht mehr. Er war tot. Und ich hatte schon wer weiß wie viele Stunden den toten Pawlik gewärmt.

Jetzt wohne ich allein bei der Tante.

Während ich auf dem Jolkafest war, hat Tante unseren Pawlik weggebracht, dorthin, wo die Leichen gesammet werden. Gute Menschen haben Pawlik beerdigt. Aber auf dem Jolkafest gab es wirklich etwas zu essen. Und Brei konnte man zweimal eine Schüssel voll bekommen, Pudding auch. Und dann haben sie uns noch etwas für zu Hause mitgegeben, aber erst, nachdem wir die Nachspeise aufgegessen hatten.

Ich warte drauf, daß der Krieg zu Ende geht, daß die Faschisten geschlagen werden. Ich habe die Erzählung *Herr Gorillus* von David Dari gelesen. Sie handelt davon, daß braungekleidete Gorillas nach Osten ziehen und Menschen umbringen, wie jetzt - durch Hunger. Ich habe mir für die Erzählung einn glücklichen Ausgang ausgedacht. Sie endet damit, daß auf Herrn Gorillus der Käfig wartet. Der Käfig ist schon offen. Jetzt muß Herr Gorillus nur noch in den Käfig gelockt werden, und dann muß die Tür schnell zugeschlagen werden.

Ich schreibe das hier auf und schicke es Dir, damit Du es auch so machst wie ich mit Herrn Gorillus.

Lieber Vater, ich weine nicht, aber mit tut Pawlik leid. Wenn ich ein Mädchen wäre, würde ich weinen. Bitte jetzt Deinen Genossen General um Urlaub, damit Du nach Deinem Lexei sehen kannst.

Das wünscht sich Lexei, Dein Sohn,  
mutterlos und allein mit der Tante."

Als der Vater, der als Offizier an der finnischen Front war, im Februar von seiner Schwester vom Tod Lexeis erfuhr, erzählte er, daß er jetzt in Leningrad nichts anderes mehr zu tun hatte, als für einen schmalen Sarg Bretter zu sägen und zu nageln und seinen Sohn fortzutragen.

So endete die Erzählung vom Herrn Gorillus für Lexei. Im Januar/Februar sah es so aus, als sollte dieses Ende fast alle Leningader erwarten.

"Die Stadt war in Fesseln geschlagen", sagte mein Freund, der Komponist Walerian Michailowitsch Bogdanow-Beresowski.

Leningrad war tatsächlich in Fesseln geschlagen, und die Braunhemden des Herrn Gorillus wüteten rings um die Stadt. Die von den Flötentönen des braunen Rattenfängers verzauberten finnischen Beamten und Intelligenzler freuten sich. Eine seriöse Zeitschrift, die damals unter der finnischen Intelligenz verbreitet war, schrieb in einem ihrer Leitartikel: "Jeder Finne versteht (...), daß der Krieg für Finnland nicht zu Ende ist, ehe nicht Petersburg erstickt und sein letzter Verteidiger erschlagen ist (...). Es entspricht unseren Interessen, daß Petersburg als Industrie-, Handels- und Großstadt aufhört zu existieren (...), daß ihm die Erholungsmöglichkeiten genommen werden (...). Die Niederlage Petersburgs ist nicht mehr fern, es wird an Feuer, Überschwemmung und Hunger zerbrechen."<sup>6</sup>

---

<sup>6</sup> Hier muß der historische Hintergrund beachtet werden. - Der 1939 geschlossene deutsch-sowjetische Nichtangriffspakt wies Finnland der sowjetischen Interessensphäre zu. Im Herbst 1939 konfrontierte die Sowjetunion Finnland mit Gebietsforderungen in der Karelischen Landenge und begründete das mit angeblich unabdingbaren Sicherheitsinteressen für Leningrad. Finnland widersetzte sich der Forderung, daraufhin griff die Rote Armee am 30. November 1939 das Nachbarland an mit dem mutmaßlichen Ziel der Besetzung des gesamten finnischen Staatsgebiets. Der kriegerische Überfall (Winterkrieg) wurde von den zahlen- wie materialmäßig deutlich unterlegenen finnischen Streitkräften zunächst gestoppt. Erst nach einer entscheidenden sowjetischen Offensive im Februar 1940 durchbrachen die sowjetischen Soldaten die finnischen Stellungen. Am 13. März 1940 kam es zu einem Friedensvertrag, bei dem Finnland zwar seine Unabhängigkeit bewahren konnte, aber große Teile Kareliens abtreten musste, darunter die damals zweitgrößte Stadt des Landes Wyborg. (Siehe Wikipedia: [https://de.wikipedia.org/wiki/Finnland#Unabh%C3%A4ngigkeit\\_und\\_Kriege](https://de.wikipedia.org/wiki/Finnland#Unabh%C3%A4ngigkeit_und_Kriege)) (MvL)

**Tod**  
**Grabesstille**

STERBEURKUNDE Nr. 7601  
Zivilregister des Kreises Primorski  
10. 2. 1942  
Bürger (in) Panowa Vera Jakowlewna  
gestorben: 7. Februar 1942  
Alter u. Todesursache: 7 Monate, 11 Tage, Hungertod

Ein Flugblatt der deutschen Luftstreitkräfte  
auf nächtlicher Straße Leningrads,  
wörtlich übersetzt, geschrieben russisch, in Versen:

*Leningrader, hergehört!*  
*In dieser Nacht werdet ihr nicht gestört.*  
*Leningrad soll euer sein.*  
*Aber wir schlagen euch kurz und klein!*

Shenja, starb am 2. Dezember 1941 um 12.30 Uhr,  
Großmutter starb am 25. Januar 1942 um 15.00 Uhr,  
Leka starb am 17. März 1942 um 5.00 Uhr,  
Onkel Ljosha starb am 10. Mai um 16.00 Uhr.  
Am 13. Mai um 7.30 Uhr starb meine liebe Mutter.  
Die Sawitschews sind gestorben,  
alle sind tot,  
ich bin allein      Tanja



Ich weine,  
preise, werde pathetisch,  
schwinge mich auf zu feierlicher Rede - und schelte,  
schreibe die Kunst hinaus aus diesem Buch,  
ich schreibe über euch alle -  
ihr Menschen Leningrads im Januar, Februar, März 1942 –,  
ich behandle euch als Opfer,  
damit ihr andern nicht sachlich feststellt:  
"In Leningrad starben vor Hunger soundso viel Hunderttausend",  
sondern damit ihr lebt: ein Mädchen wie meine Tochter, eine  
Frau wie meine Frau, ein Vater wie mein Vater.

Ich lehre euch, nicht weiter als bis zehn zu zählen;  
ich zeige euch, wie abstrakte Zahlenfolgen in die Muttersprache, die  
Mädchensprache, die Jungensprache, die Kindersprache, übersetzt  
werden können.  
Alle Leningrader Kinder sollen eure Patenkinder werden.

Denn:

Es schien, als hätte das Zeitmaß der Kalender seine Bedeutung verloren. Es schien, als ob die lebensvollen Tage nie wiederkehren würden. Warum also die noch bevorstehende Zeit messen? Die Zukunft war grau und träge, man konnte sie nicht voraussehen. Sie war viel zu fern, als daß man sie noch als Zukunft hätte fassen können, denn Minuten wurden zu Jahren, und die Tage begannen Jahrzehnten zu gleichen.

Das geschieht, wenn Menschen gezwungen sind, ohne eigene Schuld eine verlangsamte Zeit, eine erstarrte Zeit, einen Halbschlaf zu leben.

Es sah so aus, als wäre die Geschichte der Stadt Petersburg-Leningrad zu Ende.

SIE WAREN auf der Straße in einer Stellung erstarrt, die um Hilfe bat.

Das sieht folgendermaßen aus:

Der Mensch kniet auf der Erde, die Hände am Boden, den Kopf aufrecht, das Gesicht nach oben gewandt, den Blick emporerichtet, die Augen offen, die Lider aufgeschlagen, das Weiße des Auges unter der Pupille sichtbar.

In dieser Stellung waren sie erstarrt.

Ich werde nicht so lange leben, daß ich das vergessen könnte.

AM ALLERSCHWERSTEN war es vielleicht, im täglichen Allerlei den Blick eines Menschen zu sehen, der auf der Straße hockt und stirbt.

Wenn du vorbeigehst, schaut er dich an. Er weiß, er wird da sterben, wo er sitzt, aber in seinem Blick ist noch eine letzte Hoffnung, die richtet sich auf dich, den Vorübergehenden. Du gehst vorbei, kannst ihm nicht helfen. Er selbst will ja schon sterben, aber vielleicht hat er einen letzten Wunsch, vielleicht sieht er dich gerade deswegen an.

Ein solcher Blick hat mich manchmal jahrelang verfolgt.

Ich war dreizehn Jahre alt. Kann sein, daß ich es damals nicht so bitter empfunden habe wie jetzt. Oder es kann auch sein, daß ich es so tief erlebte, weil ich ein Kind war, und daß ich aus diesem Grunde nie davon loskomme.

TRAUER HAT die Eigenschaft, die Menschen zu verbinden.

Ich erinnere mich, wie ich am frühen Morgen lange Stunden in langen Schlangen nach Brot anstand, damals, im Februar und März 1942, als meine Frau krank war.

Dort herrschte ein freundschaftlicher Geist, der einem das Herz erwärmte. Die Menschen waren hilfsbereit gegeneinander.

Ich erinnere mich, worüber dort im allgemeinen diskutiert wurde, ich erinnere mich gut: sehr viel wurde davon gesprochen, was es für Speisen auf der Welt gibt. Einer wußte immer ein neues Gericht, das die anderen noch nicht kannten. Solche Brotschlangen waren ganze Kochbücher!

Es kam sehr oft vor, daß einer seinem Vordermann vorschlug: "Gehen Sie sich nur aufwärmen, ich halte Ihren Platz frei."

Und wenn die Leute die halbe Nacht dort in der Schlange gestanden hatten, fühlten sie sich bald wie eine große Familie. Und zur ewigen Ehre der Leningrader muß gesagt werden, daß dann, wenn die Verkäuferinnen die Brotlast mit dem Schlitten brachten, die Anstehenden hinliefen und ihnen halfen, die Brote in den Laden zu tragen, damit sie nicht so sehr gefröhen. Und ich persönlich habe nicht ein einzigesmal bemerkt oder gehört, daß auch nur ein Brot verlorengegangen wäre. Und das ist viel!

Sie müssen immer bedenken, daß damals die Menschen hier dem Hungertod zum Opfer fielen. Einmal, als ich von der Arbeit nach Hause ging, habe ich gezählt, wie viele auf der Straße an Hunger gestorben waren. Es waren siebzig Menschen, die auf meinem Weg umgefallen waren. Und das war nur ein einziger Abend. Einige lebten noch, einige waren schon tot. – Und alle wurden sie zu Hause erwartet.

HEUTE HABE ich drei Scheiben Holzleim erhalten. Ich brachte sie meiner Frau. "Hier kommt mehr zu essen", sagte ich. Sie begriff anfangs nicht. Ich erklärte es ihr.

Dann schmolzen wir den Leim, mischten ihn mit hundert Gramm Graupen und kochten einen Brei.

Er schmeckte herrlich.

"Von jetzt ab mußt du immer auf Jagd nach Holzleim gehen. Das sättigt ja viel besser als Sülze aus Pferdehufen." Und meine Frau begann zu weinen.

Ich versuchte sie zu trösten: "Wir werden schon klarkommen. Du wirst bald alles, was du in die Pfanne tust, so hinkriegen, daß es schmeckt und Nährwert hat."

"O nein. Ich habe keine Erfahrung. Es ist ja auch nichts daraus geworden, daß ich die Tapeten abgerissen und den Kleister darunter abgeschabt habe. Es schmeckte nach Kalk."

"Ich besorge dir so viel Holzleim, wie du willst", versprach ich, obwohl ich nicht wußte, woher ich ihn nehmen sollte. "Wenn es wenigstens Sommer würde und Gras wüchse! Oder wenn wir jetzt auf dem Land wären, dann wüßte ich etwas: ich würde unter dem Schnee Klee hervorgraben wie die

Hasen. Das gäbe eine grüne Suppe. Darin wären sicher Vitamine. Denk mal, wieviel Pflanzenstiele und Wurzeln unter dem Schnee sind!"

"Auf dem Newski können wir nicht danach graben."

"Nein. Auf dem Newski nicht. Aber sag mal, was man mit den Resten aus der Lederfabrik machen kann, die unsere Nachbarin uns dagelassen hat, als sie evakuiert wurde. Ich habe nachgedacht und nachgedacht, aber darin ist nur Ledermasse oder abgeschabtes Leder und Tierhaare."

"Da ist doch auch Riemenleder dabei."

"Das habe ich gekocht, das wird nicht weich."

"Riemenleder ist aus Schweinhaut, bedenke: Schwein!" Und da kam mir eine gute Idee. Ich kannte einen Chemiker. Er arbeitete in der Abteilung Saatgetreide des Leningrader Botanischen Instituts.

Ich ging ans Telefon.

"Was willst du jetzt?"

"Ich rufe an und frage wegen des Riemenleders."

"Wen?"

"Ich habe einen Bekannten in der Abteilung für Saatgetreide. Das ist eine der größten Einrichtungen dieser Art, dort werden Samen aus aller Herren Länder aufbewahrt."

Meine Frau begann wieder zu weinen. "Das war früher. Ach, du lebst die ganze Zeit in der Vergangenheit! Woher weißt du denn, daß es die Abteilung überhaupt noch gibt? Die haben ihre Samen längst aufgegessen!"

Ich rief trotzdem an, das Telefon funktionierte sogar. Als ich nach meinem Bekannten fragte, antwortete jemand: "Einen Moment!" Und tatsächlich: er kam an den Apparat. Ich brachte mein Anliegen vor. Ich erzählte, daß meine Frau versucht hatte, Riemenleder zu kochen.

"Wie lange hat sie es kochen lassen?"

"Moment, ich frage meine Frau ... Anetschka, wie lange hast du das Riemenleder kochen lassen?"

"Wie Kartoffeln, und dann wie Knochen für eine Brühe, aber die Suppe hat nicht einmal Geschmack bekommen."

"Meine Frau hat es eine halbe bis eine Stunde kochen lassen."

"Aber Schweinsleder läßt sich weichkochen. Sie hat es viel zu wenig kochen lassen. So etwas muß sechs bis sieben Stunden gekocht werden. Bestimmt wird's weich."

Ich dankte ihm eilig für die Auskunft und umarmte meine Frau. Dann zertraten wir einen gewaltigen Klotz aus dem Hofschuppen herbei und zersägten ihn gemeinsam. Meine Frau machte Feuer im Ofen und setzte Wasser auf; ich hackte inzwischen Holz.

Unsere Wohnung wurde bis in die fensterlose Vorhalle warm und gemütlich. Ein Gefühl feierlicher Erwartung erfüllte uns.

Beim Holzhacken wurden meine Finger sogar so geschmeidig, daß ich in den Saal ging, den Flügeldeckel öffnete und Mozart spielte.

Ein gefrorener Flügel bringt eigenartige Töne hervor. Aber ich spielte so lange, bis sich die Tasten, zwischen denen sich Eis gebildet hatte, voneinander lösten und zu bewegen begannen. Mir schien, nur Mozarts Musik habe die Tasten gelöst und beweglich gemacht. Mozart, der selbst sein Leben lang gelitten hat, war während der Belagerung meine Stütze, mein Schutz geworden.

Keine Wissenschaft, keine Kriegskunst, keine Organisation, kein Hitlertum wird je in der Lage sein, die Kraft und den Geist der Musik Mozarts zu besiegen.

Es wurde dunkel, ich spielte immer noch.

Und die "Kleine Nachtmusik" flog zu den zerbrochenen Fenstern des Raums hinaus in die dunkle, still gewordene Nacht von Leningrad, wie Vögel – aus Musik geboren – schwebten die Töne über den verödeten Gribojedow-Kanal.

Mozart.

Riemenleder.

Auch das wurde weich. Es löste sich tatsächlich auf und verwandelte sich in ein herrliches Gelee.

DIE MARKTHALLE, der Gostiny Dwor, brennt.

Steht in Flammen.

Beide Stockwerke am Newski und an der Perinnaja. Brennen lichterloh.

Ich ging in der morgendlichen Dunkelheit hinaus, aber auf dem Newski war es hell wie am Tag. In Leningrad entstehen jetzt, während der stärksten Januarfröste, oft Brände, die durch eiserne Öfen verursacht sind. Große Häuser brennen mehrere Tage. Eine Wohnung nach der anderen, Stockwerk für Stockwerk. Und solange ein Haus brennt, so lange bleibt der geschmolzene Schnee Wasser. Wenn das Haus nur noch schwelt, gefriert das Wasser wieder.

Alles gefriert hier.

Die Menschenkraft friert ein.

Es reichen weder die Kräfte noch reicht das Wasser, um das Feuer zurückzudrängen. Am 24. Januar wurden die Brotationen der Arbeiter und der Fürsorgeberechtigten um fünfzig Gramm, die der Funktionäre um hundert Gramm erhöht, aber dennoch gibt es in der Stadt nicht ein Brot.

Am 25. Januar ging in den Bäckereien das Wasser aus. Am 26. war das Brot alle.

Meine Frau stellte sich am 26. vergeblich an.

Ich stellte mich am 27. an. Umsonst.

Meine Frau stellte sich am 28. an. Vergeblich.

An diesem Donnerstag, dem 29., bekam meine Frau das erstmal seit vier Tagen wieder Brot.

Sie hatte elf Stunden angestanden.

Das Telefon funktioniert nicht.

Das Radio ist stumm.

Tod, Grabesstille breitet sich im gefrorenen Leningrad aus. In der letzten Nacht hatte ich Hungerdelirien. Portnow ist gestorben. Grigorjew, Andrjuscha Grigorjew ist tot. Fradkin ist tot. Miklaschewski ist tot. Fomin ist tot. Malachowski ist tot. Er hatte auf dem Boden Brandschutzdienst. Er war eingeschlafen. Er hatte vergessen, wieder aufzuwachen. Die Filzstiefel haben meine Zehen aufgeschauert. Die Wunden eitern, und die Mullbinden sind an ihnen festgeklebt. Ich bekomme die Pantoffeln nicht mehr an die Füße. Die Füße sind geschwollen. Ich bringe es nicht über mich, die guten Filzstiefel zu zerschneiden. Sollen sie am Fuß bleiben! Ich sollte zum Vorsitzenden des Leningrader Stadtsowjets, zu Popkow, in den Smolny kommen. Wir hatten ein Treffen vereinbart. Ich sollte von ihm Hilfe erbitten. Sonst sterben alle Mitglieder unseres Verbandes. Ich bin nicht bis zu Popkow gelangt. Ich konnte einfach nicht weiter. Der Hunger warf mich zweimal auf der Straße um. Ich stand wieder auf. Aber ich habe nicht gewagt weiterzugehen. Ich konnte nichts mehr sehen. Ich spürte die Kälte nicht, hatte keinen Hunger mehr, keine Schmerzen in den Füßen. Ich spürte nur die Krämpfe des Hungerdurchfalls. Zwei Soldaten brachten mich zurück in den Verband, ins Rossi-Haus.

IM APRIL 1942 führten wir zum erstenmal die Operette "Hochzeit in Malinowka" auf. Ich spielte darin die Rolle des Andrei. Gerade als ich auf der Bühne war, ging das Licht aus und kam nicht wieder.

Wir spielten das Stück aber zu Ende. Unsere Feuerwehrleute standen in den Kulissen und beleuchteten von dort aus die Bühne mit Laternen.

Wenn ich mich recht erinnere, war der Strom dann auch den ganzen Februar über weg, und wir konnten nicht in der normalen Weise spielen.

Der Februar war für unsere Familie und für mich der schrecklichste Monat der neuhunderttägigen Belagerung der Stadt.

Zu Hause versuchten wir uns dadurch auf den Beinen zu halten, daß wir uns jeden Morgen mit kaltem Wasser wuschen. Wir wohnten in der

Majakowskistraße, und von dort ist der Weg zur Newa nicht weit. Auf einem Schlitten schleppten meine beiden jüngeren Schwestern und ich jeden Tag Wasser aus der Newa heran und füllten alle Gefäße. Meine Kräfte reichten allein nicht aus, um den Schlitten den Abhang von der Newa auf die Straße hinaufzuziehen. Deswegen gingen wir zu dritt.

Diese Wäsche veranstalteten wir jeden Morgen, und dann rieben wir uns die Haut mit Bürsten trocken und brachten so das Blut in Wallung. Mein Vater war damals krank und lag im Bett, aber wir wuschen auch ihn jeden Morgen. Ich bin auch immer noch der Meinung, daß gerade das Waschen uns vor dem Hungertod rettete. Das war unser Mittel, gegen eine Niederlage anzukämpfen. – Und einmal in der Woche wuschen wir uns mit warmem Wasser, hatten "große Wäsche" und wechselten die Kleidung.

Es waren jene kleinen, aber notwendigen Dinge, die uns zwangen, im normalen Rhythmus weiterzuleben.

Dennoch hielt ich an einem Februarmorgen mitten im Rasieren inne und ging wieder ins Bett. Die eine Wange hatte ich schon rasiert. Für die andere schienen die Kräfte nicht auszureichen. Es strengte mich sehr an. Aber mein erster Gedanke war: *wenn ich jetzt nicht aufstehe, stehe ich nie wieder auf.* Ich zwang mich zum Aufstehen. Ich rasierte auch die andere Wange, zog mich an und ging in die Stadt. Das war gerade die Zeit, da das Theater wegen Strommangel nicht normal spielen konnte und auch ich keinen Halt in meiner täglichen Arbeit hatte. Ich ging in die Brotfabrik. Ich wollte mit dem Vorsitzenden des Gewerkschaftskomitees sprechen. Ich erinnere mich noch an den Augenblick. Der Vorsitzende trug auf der Brust das Banner des Roten Sterns; er war Invalide des Winterkrieges.<sup>7</sup> Er erkundigte sich gar nicht erst nach meinem Anliegen, sondern fragte gleich, womit man mir helfen könne.

"Könnte ich hier Konzerte geben?" fragte ich.

"Ich muß gleich sagen, daß wir nicht in der Lage sind, Ihnen Ihre Konzerte zu vergüten, in gar keiner Weise. Das muß ich gleich sagen."

"Ich will keine Vergütung. Wir sind drei Kollegen, wir könnten herkommen und hier Konzerte geben."

"Ich verstehe, ich verstehe, aber versuchen auch Sie jetzt zu begreifen, daß wir einfach nicht in der Lage sind, Ihnen eine Vergütung zu geben. Wir können Ihnen nichts Markenfreies geben, und wir haben auch gar nichts. Solange in dieser Stadt auch nur noch ein Mensch ist, der Hunger leidet,

---

<sup>7</sup> Im Herbst 1939 hatte die Sowjetunion Finnland mit Gebietsforderungen in der Karelischen Landenge konfrontiert und sie mit unabdingbaren Sicherheitsinteressen für die Stadt Leningrad begründet. Nachdem Finnland die Forderungen abgelehnt hatte, griff die Rote Armee am 30. November 1939 das Nachbarland an. Der Winterkrieg wurde vom 30. November 1939 bis zum 13. März 1940 ausgetragen. Ursprüngliches Kriegsziel der Sowjetunion war vermutlich die Besetzung des gesamten finnischen Staatsgebiets gemäß dem Ribbentrop-Molotow-Pakt. (Wikipedia)

so lange ist alles Markenfreie unmoralisch. Und wir haben auch gar nichts ohne Marken. Verstehen Sie?"

Ich sagte: "Mich packt das Leben jetzt so hart an, daß irgendein Halt wichtiger ist als eine Vergütung. Begreifen Sie mich, ich muß irgendeine Arbeit bekommen, mit der ich mich am Leben erhalten kann, an die ich mich mit Händen und Füßen hänge. Das ist mir wichtiger als eine Vergütung."

Und der Gewerkschaftler willigte schließlich ein. Er rief irgendwo an, wo auch Brot gebacken wurde, und schickte mich dorthin. Es war das Haus an der Ecke Majakowskistraße/Newski.

Ich ging dorthin und vereinbarte mit dem Direktor, daß wir unser Programm um Mitternacht geben würden, wenn Schichtwechsel war. Wir waren drei Kollegen: eine Sängerin aus unserem Theater, ein Harmonikaspieler – ein sehr guter Harmonikaspieler – und ich.

Der Direktor führte mich in ein Zimmer, stellte eine Teekanne und ein Stück Brot vor mich hin.

So also sah der Februar aus. Ich aß vom Brot die Hälfte, die andere Hälfte steckte ich in die Tasche. Ich wollte sie mit nach Hause nehmen.

Der Direktor sagte: "Essen Sie alles auf. Wenn Sie kontrolliert werden und man herausbekommt, daß das Brot von hier ist, nimmt man mich fest, und auch Sie bekommen einen Rüffel!"

Trotzdem, ich steckte es mir in die hohle Wange.

Und so begannen wir mit unseren Darbietungen. Der Harmonikaspieler hatte einen Schlitten für den Transport der Harmonika. In den ersten Nächten mußten die Sängerin und der Kollege auch mich mit dem Schlitten zum Aufführungsort ziehen – in so schlechtem Zustand befand ich mich.

Unser Auftritt sah folgendermaßen aus: Da ich viel an der Front herumgekommen war, kannte ich die Stimmung unter den Soldaten und berichtete zu Beginn davon, dann war die Sängerin an der Reihe, dann sang ich, dann spielte der Harmonikaspieler, und zum Abschluß brachten wir Duetts mit Harmonikabegleitung.

Nach der Aufführung führte uns der Direktor in sein Zimmer, eine Teekanne wurde gebracht, und man legte uns ein Stück Brot von hundert, hundertfünfundzwanzig Gramm hin, wie es damals etwa der Tagesration entsprach. Natürlich war es "ohne Marken" und insofern ungesetzlich, aber der Direktor glaubte, daß unsere Aufführung die Menschen, die zur schweren Nachtschicht gekommen waren, aufgemuntert habe.

Und wenn wir zu essen begannen, entfernte sich der Direktor gewöhnlich für einen Augenblick aus dem Zimmer, damit wir uns einen Teil des Brots einstecken konnten. Wir fanden das sehr geschickt.

Ich erinnere mich, daß wir drei eines Nachts an einen weit entfernt liegenden Ort zur Aufführung mußten. Es waren dreißig Grad Frost draußen. Die Sängerin und der Harmonikaspieler wickelten mich derart in meine Klamotten ein, daß nur noch ein Auge herausah. Wir mußten die ganze Sadowaja von einem Ende zum anderen zu Fuß gehen.

Ich erinnere mich, daß an der Ecke Sadowaja/Newski gerade ein Auto losfuhr. Ich hängte mich hinten an. Auf diese Weise wollte ich mir den Weg erleichtern, aber ich hatte nicht genug festgehalten, und so blieb ich auf der Straße liegen. Zum Glück kam ein Soldat und half mir. Er hob mich auf und stellte mich wieder auf die Beine.

Ich weiß noch, daß ich für diesen Weg in jener Nacht über drei Stunden brauchte. Jetzt geht man dieselbe Strecke in zwanzig Minuten.

Zurück bin ich aus eigener Kraft nicht mehr gekommen. Die Sängerin und der Harmonikaspieler zogen mich auf dem Schlitten.

ICH KANN nicht sagen, woher einige Leute die Lebensmittel hatten, mit denen sie auf dem Markt handelten, während zur gleichen Zeit andere auf der Straße umfielen und nicht wieder aufstanden, während viele sich nicht vom Bett erheben konnten und die Menschen nicht mehr die Kraft hatten, ihre Toten zu beerdigen.

Auf dem Markt war wirklich alles zu haben. Sie verstehen wohl, daß Geld dort nichts galt. Gefragt waren im allgemeinen Gold, Ringe, Goldschmuck, alle Gegenstände, in denen auch nur ein Quentchen Gold war. Ich habe hinterher viel darüber nachgedacht. Mir scheint, daß diejenigen, die Lebensmittel in Gold umtauschten, Spekulanten waren. Von dieser Sorte gibt es auch in den besten Städten immer zwei, drei unter tausend; und da wir hier bei Beginn der Belagerung so zwischen zwei und drei Millionen waren, waren eben auch unter uns solche Menschen.

Aber auf dem Markt bewegten sich auch ganz gewöhnliche Leute, und natürlich bildeten sie die Mehrheit. Sie kamen und boten ihre Kleidung an, einen Familienschmuck, ein für sie wertvolles Buch oder einen ähnlichen Gegenstand, manchmal sogar die einzige Kostbarkeit, die sie besaßen. Sie wollten das alles gegen Brot tauschen, gegen Graupen, Kleie, Zucker, Milch, Hefe oder Mehl, Brennholz, Petroleum, einen eisernen Ofen – die Nachfrage war grenzenlos, das Angebot spärlich.

Der Markthandel wurde also frei betrieben. Und bei dieser Freiheit nutzten einige Spekulanten die Notlage ehrlicher Menschen aus.

Ich habe Ihnen vorhin ja schon erzählt: ich habe ein Kilo Graupen für ein Becken erhalten, das sich in unserem Familienbesitz befand, ein Taufbecken, das eine goldene Umrandung hatte.

Ein Kilo Graupen!

Und dieses Kilo Graupen war damals für uns viel mehr als nur eine Tüte Graupen: es war die Brücke zwischen Leben und Hungertod.

Ein andermal tauschte ich die goldene Uhr meines Vaters gegen Brot ein, denn er lag im Sterben.

Meinen besten Tausch habe ich mit einer alten Pfeife gemacht, die als Schmuckgegenstand gedacht war. Mein Bruder hatte sie mir 1932 aus Amerika mitgebracht. Sie hatte einen langen Stiel, einen großen Kopf und war, ebenso wie der Pfeifendeckel, mit irgendeiner Goldlegierung versehen. Die tauschte ich auf dem Markt mit einem Seemann. Ich bekam zwei Kilo Butter.

Butter war damals etwas ganz Exquisites.

Ich ging auf den Markt, weil ich für meinen Vater und meine Schwestern sorgen mußte, und dort wurde – wie ich schon erzählt habe – alles mögliche verkauft, von Brennholz bis zu Fleischpiroggen und Fleischklopsen. Aber aus verständlichen Gründen vermied ich es stets, Fleischwaren zu nehmen; ich vermied es sogar, die Verkäufer solcher Waren überhaupt anzusprechen.

Warum? Das ist schnell erzählt, aber ich weiß nicht, ob es ebenso schnell zu verstehen ist, für Sie nämlich, der Sie damals nicht selbst hier gelebt haben. Wenn ich einfach sage, daß es vorkommen konnte, daß die Menschen vor Hunger ihren Verstand verloren, dann sagt Ihnen das nichts. Sie können sich so etwas doch nicht vorstellen. Sie sind gewöhnt zu denken, daß der Verstand im allgemeinen aus psychischen Gründen aussetzt. Aber Sie sollen es hören.

Ich wohnte Ecke Majakowski-/Relejewstraße. Täglich ging ich die Majakowskistraße entlang zur Arbeit, hin und zurück.

Es ist ein Abend Ende Januar 1942. Die Stadt ist öde und dunkel, nirgends ist Licht zu sehen, nirgends sind Stadtgeräusche zu hören. Irgendwoher aus dem Süden dringt hin und wieder Getöse von Artillerie an mein Ohr. Auf dem Gehsteig haben die Leute einen schmalen Pfad in den tiefen Schnee getreten. Die alten Vortreppen an den Häusern zu beiden Seiten der Majakowskistraße sind vereist, vor die Fenster ist Sperrholz genagelt. Hier und da sitzt auf der Treppe ein Mensch. Er hat sich irgendwann im Laufe des Tages dorthin gesetzt, er war irgendwohin unterwegs, er sitzt immer noch da – in der sitzenden Stellung erstarrt. Vielleicht wird er irgendwo erwartet, vielleicht auch nicht. Vielleicht sind die Wartenden

schon vor ihm gestorben. Dort liegt eine Leiche auf der Straße, vielleicht ist sie aus einem Haus dorthin getragen worden, damit sie begraben würde, vielleicht ist der Mensch einfach mitten auf seinem Weg umgefallen.

So gehe ich täglich die Majakowskistraße entlang zum Newski und abends wieder vom Newski durch die Maja-kowskistraße nach Hause.

An jenem Abend, von dem ich berichten will, war ich auf dem Heimweg.

Plötzlich bemerke ich, daß sich vor mir in einer Schneewehe eine Gestalt bewegt. Sie hat sich herabgebeugt. Ich habe eine Taschenlampe, deren Lichtkegel weit reicht. Mein Bruder hat sie mir 1932 aus Amerika mitgebracht, und die Batterie ist in Ordnung. Ich bleibe stehen und leuchte die Schneewehe ab. Die Gestalt richtet sich auf. Ich sehe, daß es eine Frau ist. Sie versteckt irgend etwas hinter ihrem Rücken und kommt mir wie ein ganz gewöhnlicher Fußgänger entgegen. Ich denke: Hinter dem Rücken hat sie eine Tasche oder ein Bündel oder einen Koffer.

Ich richte die Lampe noch einmal auf die Schneewehe, dahin, wo die Frau vorhin gestanden hat. Dort liegt etwas, das wie die Leiche eines Menschen aussieht.

Da stürze ich auf die Entgegenkommende zu.

Sagte ich: "ich stürzte"? Dieser Ausdruck bezeichnet natürlich etwas recht Flinkes. Dabei war ich ja selbst in elender Verfassung, aber ein Stürzen war es wahrscheinlich doch – gemessen an meinen schwachen Kräften.

Die Frau wirft die versteckt gehaltene Tasche weit weg in den Schnee. Ich packe die Frau, leuchte wieder dorthin, wo irgend etwas liegt, das an einen Menschen erinnert. Und als ich zu begreifen beginne, schreie ich um Hilfe, schreie immer lauter um Hilfe – vor Entsetzen. Die Frau bittet, ich solle von ihr ablassen, sie gehen lassen; je hartnäckiger sie bittet, desto fester halte ich sie. Nach einiger Zeit kommen – ich kann nicht sagen, ob inzwischen eine Minute oder zwei oder eine halbe Stunde vergangen sind: der Schock hatte jegliches Zeitgefühl ausgelöscht –, jedenfalls kommen zwei Frauen hinzu.

Die eine von ihnen hebt die Tasche aus dem Schnee auf, die andere hält mit mir die Frau fest, die weint und sich wehrt und unverständliche Laute von sich gibt.

Dann gehen wir zur Schneewehe, wo sie sich vorhin niedergebeugt hatte.

Dort liegt die Leiche eines jungen Mädchens. Sie ist teilweise gefroren, an den weichen Stellen ist offenbar mit einem stählernen Instrument herumgeschnitten worden. In der Tasche finden sich ein Messer und die beiden Gesäßhälften.

Die zwei schlugen auf die Frau ein und reißen sie an den Haaren. Ich will das nicht. Ich beschwichtige ihre Wut. Die Frau bricht in unseren Armen zusammen und sagt: "Menschen, um Gottes willen!"

Das Ende der Begebenheit ist schnell erzählt: Als die beiden hören, daß die Frau sprechen kann, daß sie sie mit "Um Gottes willen!" um Gnade bittet, verlieren sie erneut ihre Geduld, und das Schlagen und Toben geht wieder los. Ich will das nicht, ich mache den Vorschlag, die Frau zur Miliz zu bringen.

Als die Frau das Wort "Miliz" hört, bricht sie zu unseren Füßen zusammen und wimmert – es erinnert nur schwach an eine menschliche Stimme. Ich kann das nicht beschreiben, ich berichte nur, was sie sagte: "Nicht zur Miliz! Schlagt mich, aber nicht zur Miliz! Ich habe Kinder. Der Hunger bringt mich um den Verstand, wenn ich meine Kinder ansehe. Um meiner Kinder willen habe ich das getan und wegen des Hungers. Ich schwöre bei Gott, daß ich wegen meiner Kinder das Fleisch genommen habe."

Nun ja. Mein Bericht kann hier aufhören. Das war der erste Fall. So etwas habe ich zweimal erlebt. Auch das zweitemal geschah es in der Majakowskistraße. Wie Sie wissen, befand sich dort während der Belagerung ein Krankenhaus. Abends wurden auf dessen Hof Leichen wie Holzscheite gestapelt. Sie gefroren auf der Stelle zu Eis. Manchmal war der Stapel niedriger, manchmal höher, je nachdem, wie die Behörden den Abtransport der Leichen bewältigten. Der Fußgänger auf der Straße sah den Stapel, wenn er es sich angewöhnt hatte, auf den Hof des Krankenhauses zu sehen, und ich tat es. Ich konnte einfach nicht umhin, meinen Blick dorthin zu richten.

Ich habe Ihnen, wenn ich mich recht entsinne, schon erzählt, daß wir zu dritt – der Harmonikaspieler, die Sängerin und ich – für die Arbeiter der Brotfabrik an der Ecke des Newski zu Beginn der Nachtschicht Vorstellungen gaben.

Na ja. Ich befand mich wieder einmal mit der Sängerin auf dem Weg dorthin.

Wir kamen am Krankenhaus vorbei. Ich sah, wie sich etwas beim Leichenhaufen auf dem Hof bewegte, und leuchtete mit der Lampe.

Ein Mann machte sich dort zu schaffen. Ich richtete den Lichtkegel die ganze Zeit auf ihn und drohte ihm, ich würde schießen, wenn er sich bewege. Woher sollte er wissen, daß ich gar keine Waffe bei mir hatte, daß ich nicht einmal schießen konnte. Die Sängerin folgte mir.

Der Mann hatte eine Axt in der Hand.

Wir brachten ihn ins Krankenhaus und riefen die Miliz herbei.

Er entpuppte sich dann als einer der Pförtner des Krankenhauses, zu deren Aufgaben es gehörte, nachts den Holz-, nein: Leichenstapel zu bewachen.

Als wir mit dem Milizionär die kleine Pförtnerloge betraten, stand dort gerade eine Bratpfanne auf dem eisernen Ofen. Hm...

Nun verstehen Sie wohl, warum ich mich so energisch weigerte, auf dem Markt Fleischwaren zu nehmen.

MENSCHENHIRN IN Aspik wurde auf dem Markt verkauft. Ebenso Klopse aus Gesäßfleisch. Als ich hierüber Gerüchte hörte, glaubte ich ihnen nicht, wollte ihnen nicht glauben. Man muß bedenken, daß sich Gerüchte sehr leicht verbreiten. Auch viele, die von dergleichen nur hören, können es weitererzählen. Ich glaubte es erst, als ich selbst feststellte, daß mein guter Freund und Kollege, der Architekt Kostja Kostejerikow, aufgeessen worden war.

Der Fall wurde bemerkt, als man von Kostja weder zu Hause noch auf der Arbeit etwas hörte. Er war verschwunden. Man leitete die Suche nach ihm ein – in Leichenhallen, auf Leichensammelplätzen und unter denjenigen, die auf dem Weg, den er täglich zur Arbeit ging, umgefallen waren. Schließlich fand man im Keller eines Hauses in der ehemaligen Sergejewskaja die Reste einer Leiche, neben ihnen eine abgeschnittene Hand. Auf dem Ringfinger steckte ein goldener Ring mit den Initialen Kostja Kostejerikows. Wir, seine Arbeitskollegen, erkannten den Ring. Unter den Leichenresten fanden sich weder der Kopf noch die Gesäßhälften. Die Fundstelle lag an Kostjas Weg zur Arbeit. Ich nehme sogar an, daß er noch lebte, als man ihn dorthin schleppte.

Ich weiß, daß ich Ihnen da eine erschütternde Sache erzählt habe, aber ich mußte Ihnen die Wahrheit sagen, damit Sie die ganze Skala der Menschlichkeit während der Leningrader Belagerung kennenlernen. Ich habe Ihnen das erzählt, weil ich Vertrauen zu Ihnen habe. Verallgemeinern Sie diesen Bericht nicht. Denken Sie daran, daß solche Fälle wirklich äußerst selten waren. Glauben Sie nicht, wenn man Ihnen sagt, daß hier "Menschen gegessen" wurden – das sind Gerüchte. Ich kam damals von Berufs wegen viel in Leningrad herum und habe viel gehört, aber dies ist der einzige Fall, der mir aus der Zeit der Belagerung bekannt ist.<sup>8</sup>

---

<sup>8</sup> "Nach den Verzeichnissen des Innenministeriums, Gebietsleitung Leningrad, wurden im Dezember 1941 wegen des Verzehrs von Menschenfleisch 43 Menschen verhaftet, im Januar 1942 366, im Februar 612, im März 399, im April 300, im Mai 326, in Juni 56. Danach tendierten die Zahlen gegen Null, so dass von Juli bis Dezember 1942 nur 30 Personen wegen Menschenfresserei festgenommen wurden. Militärtribunale verurteilten die Täter zum Erschießen und zur Konfiskation ihres Besitzes. Die Urteile waren endgültig, Berufung gab es nicht und die Exekution erfolgte unverzüglich." (<https://www.zukunft-braucht-erinnerung.de/die-blockade-leningrads-fakten-und-mythen-einer-russischen-kriegstragedie/>)

Das Leben der Leningrader, die den Hungerwinter 1941/42 überstanden haben, übertrifft bei weitem die Grenzen menschlichen Fassungsvermögens. Sie können die geistige Unbezwingbarkeit wahrhaftig nur dann begreifen, wenn Sie versuchen, von der tiefsten Tiefe auszugehen, sich mit uns auf eine Stufe zu stellen und unsere Not nachzuempfinden. Deswegen habe ich Ihnen das erzählt. Der sinnlose Tod des Architekten Kostejerikow erschütterte uns, seine Arbeitskollegen. Aber wir konnten uns dadurch doch nicht unterkriegen lassen! Wir mußten weiterleben und auch unsere geistige Gesundheit pflegen, damit wir bleiben konnten, was wir zu Beginn der Belagerung waren: geistig höherstehend als der deutsche Belagerer.

WIR WOHNTE am Ende der Krest-Brücke, und unser Weg zur Arbeit führte täglich über die Brücke.

Ich erinnere mich an einen Morgen.

Meine Frau, Lidia Michailowna, und ich gingen zur Arbeit. Es war eisig kalt an jenem Morgen. Die aufgehende Sonne rötete den Himmel. Über der Stadt lag Nebel. Der verharschte Schnee knirschte unter den Füßen. Der Atem dampfte.

Es war ein Morgen, den man in normalen Zeiten eben nur wie einen herben, frischen Wintermorgen empfunden hatte, nicht anders.

Es war Ende Februar, zu einer Jahreszeit, da der Winter sich schon endgültig das Rückgrat gebrochen hat und der sonnige Tag schon eine Ahnung vom Frühling in sich trägt. Wenn man zur Arbeit geht, weiß man, daß die Temperatur im Laufe des Tages fast bis auf null Grad ansteigen wird, daß die Vögel in den Bäumen im Park singen werden, daß sich der nahende Frühling auch im Menschen schon ankündigt und ihn munter macht, daß es nicht mehr lange dauern kann, bis die Wärme der Sonne den Frost des Winters endgültig besiegt hat.

An solchen Morgen ist man glücklich, wenn man zur Arbeit geht – in Friedenszeiten.

Dieser Morgen jedoch war kein Morgen wie zu normalen Zeiten, obwohl die Natur ihr Bestes gab, obwohl die Sonne genau dort stand, wo sie stehen mußte. Im Leninpark und auf dem Marsfeld trafen sich in Friedenszeiten die Kleinen, wenn sie in die Schule rannten.

---

Lenina (Überlebende, Malerin) in dem bedeutenden (jedoch im Web noch kaum angekommenen!) niederländischen Film "900 Dagen" (2011) von Jessica Gortner: "Was würden Sie sagen", antwortet sie, "wenn Ihnen jemand die Geschichte erzählte, dass eine Mutter ihre tote Tochter im Winter zwischen Innen- und Außenfenster aufgebahrt hat, damit sie dort eingefroren liegt. Jeden Tag schneidet sie ein kleines Stück Fleisch von ihrer toten Tochter ab, um ihrer lebendigen Tochter etwas zu essen geben zu können. Was würden Sie sagen - ist das eine Sünde oder ist es reine Liebe?" (<https://erinnerung.hypothesen.org/422>). - Zum Film siehe auch: <https://www.icarusfilms.com/if-900>

An jenem Morgen, dessen Bild sich unauslöschlich in mein Inneres eingätzt hat, waren der Leninpark und das Marsfeld ganz von kleinen Leichen übersät.

"Kleine Puppen", wie wir zu dieser Zeit sagten.

Die Mütter hatten nicht mehr genügend Kraft, ihre Kinder zu begraben. Die Möglichkeiten der Kinder, ihre Eltern und Verwandten zu beerdigen, waren ebenso gering. Die nachts zu Hause gestorbenen kleinen Puppen wurden in Laken gewickelt, und die Mütter versuchten, so gut sie es vermochten, sie mit Bindfaden zusammenzuschnüren. Dann trugen sie ihre Kinder auf die Straße oder in den Park, irgendwohin, wo schon andere ruhten. Wußten sie doch, daß die Behörden im Laufe des Tages Autos schickten, mit denen ihre kleinen Puppen fortgebracht wurden.

Die Leichen wurden in Massengräbern beerdigt, auch dort, wo jetzt der Gedenkfriedhof von Piskarjowskoje ist.

Zu jener Zeit sahen wir auf der Straße auch tote Menschen, denen man die Kleider ausgezogen hatte.

Aber verstehen Sie, aus welchem Grund? Ich habe es bis heute noch nicht herausbekommen. Wer brauchte denn die wenigen Kleider eines Toten in jenen Tagen! Aber vielleicht hat sie wirklich jemand gebraucht? Aber warum so oft ein nackter Mensch auf der Straße? Nein, ich verstehe es auch heute noch nicht. Oder wollte irgend jemand, der sich unter uns bewegte und einen Zusammenbruch erlitten hatte, sie nackt ausziehen, um in uns anderen ebenfalls das Gefühl geistiger Niedergeschlagenheit zu erwecken? Ich weiß es nicht. Ich finde keine Erklärung dafür. Es gab doch in Leningrad nur sehr wenige, die den Deutschen bewußt ihre Stadt ausliefern wollten.

Selbst in den schwersten Zeiten hat es kaum einen diesen Schlags gegeben.

Wir sahen freilich, daß auch aus den Leichen der kleinen Kinder die weichen Teile herausgeschnitten waren.

Doch das können wir noch eher mit unserem Verstand fassen. Wenn eine Stadt so lange unter der Belagerung leben muß, dann schrumpft das Leben des Menschen bis auf das Einfachste zusammen. Als uns Hunger, Kälte, Ermüdung, die anderen physischen Wahrnehmungen und die Einbildung am schlimmsten plagten, bekamen wir zerschnittene Kinderleichen zu sehen.

Aber um die andere Seite ins Bild zu bringen: wir erfuhren auch von Taten, die von Menschenliebe und Humanität zeugen. Eine Frau, die die Straße entlanggeht, hilft einem ihr unbekanntem Nächsten auf, der sich zum

Ausruhen niedergesetzt hat, bringt ihn nach Hause, will wieder umkehren, aber der Körper versagt ihr den Dienst, und so verscheidet die Helfende zu den Füßen desjenigen, dem sie geholfen hat.

Im Februar 1942 landeten fünfzehn amerikanische Flieger in unserer Stadt.

Sie hatten vom belagerten Leningrad gehört und wollten das Leben in der Stadt mit eigenen Augen sehen. Als ihnen erzählt wurde, daß hier unter anderem Theater, auch unser Operettentheater, spielten, wollten sie es nicht glauben. Sie wollten selbst kommen und sich überzeugen.

Ich erinnere mich, daß einer von ihnen gut Russisch sprach. Er näherte sich uns in den Kulissen und wunderte sich. "Ich muß Sie mal kneifen und mich selbst auch. Seid ihr tatsächlich lebendige Menschen, oder gibt es uns alle nur im Traum? Ballett! Und hier! Das kann nicht wahr sein. Die Geschichte der Kriege berichtet von belagerten Städten. Aber sie berichtet, daß sich belagerte Städte allmählich in tote Städte verwandeln oder sich schließlich ergeben und erobert werden. Das geschieht im allgemeinen laut Militärgeschichte. Aber was sehe ich hier? Ballerinen, die den Lauf der Kriegsgeschichte ändern. Wie wird es hiernach um die Kriegsgeschichte bestellt sein?"

Das sagte er.

Die Amerikaner blieben und sahen sich unsere Aufführung an. Wir gaben damals gerade die "Gräfin Mariza". In der Pause kamen die Flieger, um meinen Ballettmädchen zu gratulieren. Diese machten sich gerade warm, Filzstiefel an den Füßen und Jacken über den Schultern. Die Flieger blieben in den Kulissen, um sich den Schluß der Vorstellung von dort anzusehen.

Ich studierte aufmerksam die Mienen der Amerikaner. Sie sahen, wie die Ballettmädchen die Filzstiefel von den Beinen zogen und die Jacke von den Schultern warfen, wie sie auf die Bühne liefen und tanzten; sie sahen, wie diese sechzehn Mädchen wiederkamen. Sie waren damals so mager, daß man jede einzelne ihrer Rippen zählen konnte, fast auch jeden Wirbel. Wenn eine Ballerina ihren Part getanzt hatte und in die Kulissen eilte, immer dann zogen die amerikanischen Soldaten ihre Mäntel und ihre Jacken aus, hüllten die Mädchen ein und trugen sie in die Ankleideräume. Vor einigen Stunden waren diese Amerikaner direkt aus Wohlstand, Wärme und Überfluß mitten in unsere hungrige und kalte Stadt gesprungen. Ich begriff ihre Erschütterung. Aber sie verstanden es auch, meinen Ballettmädchen aufrichtig und mit kleinen Gesten echte Ehrerbietung zu erweisen. Sie bewunderten deren geistige

Durchhaltekraft, und das taten sie mit so wenig Aufwand, daß es wirklich echt war. Das machte uns Mut.

Und sie sagten noch zu uns: "Wir werden von euch in Annerika berichten. Wir schreiben über euch. Wir werden den Pfarrern der amerikanischen Kirche von euch erzählen, damit im Gottesdienst für euch gebetet wird."

Der vereiste Februar öffnete schon seinen Schlund,  
aber das laue Wasser der Newa  
konnte die Eisblöcke noch nicht verdauen.

Der Februar atmete reifigen Hauch  
in die stille Luft,  
verwandelte zu Eis die Trauer der steinernen Ruinen,  
doch Zähne, doch Hoffnung blieben,  
atmeten den Hunger eisfrei.

Reiner Februar, todesrein,  
und Schnee, so rein, gut zu schmelzen.  
In Laken gewickelte Kinderleichen morgens auf dem Marsfeld  
vermehrten die Reinheit des Schnees, die Todesreinheit,  
Lakenflecken auf weißem Harsch.

Aber Forderung, aber Hoffnung  
atmeten Reif,  
und im Kopf des Germanensoldaten der motorisierten  
18. Schlesischen Division  
gefror die Hirnflüssigkeit unter dem Stahlhelm  
auf der Flucht aus Tichwin.

Und die Februarstille breitete sich aus,  
die von der Nazizirrhose verhärtete Leber gefror  
in Urizki, Puschkin, Kolpino.

Und Iwan, der von Reif und Eis bedeckte Riese Iwan,  
Majakowskis Iwan,  
atmete immer noch  
Schmelz der Hoffnung, Schmelz des Lebens.

Unter Hunger und Eis,  
unter gedunsener Haut und versteinerner Trauer,  
unter durchsichtigem Brustkorb  
und gefrorener Schminke im Gesicht der Ballerina  
pochte Leningrads Herz.

Und auf der vereisten Straße,  
bei den in stillem Frost erstarrten Leichen,  
auf dem Schlitten in der Februarnacht  
begann eine Harmonika zu klingen,  
von sich aus, aus eigener Kraft,  
begann zu begleiten das "Spiel, Harmonika!",  
begann zu begleiten Anatoli Slonimski,  
der auf dem Schlitten gezogen werden mußte.



## Verfluchung

Verehrte Belagerer nebst Gattinnen  
hier in Finnland und dort in Deutschland,  
ihr Herren Generale und Obersten  
in den Divisionen mit den Nummern  
58, 121, 122, 223, 96, 227!  
SS-Polizeidivision und SS-Panzerdivision "Totenkopf"!  
Ihr Herren Kommandeure der Wehrmacht von einst  
und besonders ihr Generalstabsoffiziere,  
ihr, die ihr auf eure europäische Bildung so stolz wart!  
Was sagtet ihr euren Kindern, wenn ihr auf Urlaub kamt  
aus Urizki, aus Krasnoje Selo, Puschkin, Kolpino und  
Petrokrepost!  
Und ihr, das Freikorps Dänemark,  
und ihr, Söhne von norwegischen Müttern und Vätern,  
vor Leningrad damals!  
Achtung, Achtung – Madrid, Barcelona,  
ihr damaligen wackeren Kämpfer der Blauen Division!  
Achtung, Achtung, Leningrad ruft.  
Ihr Condor-Weitermacher – ehemals wie heute!  
Ihr holländischen und ihr französischen SS-Jungen –  
Jungen damals, heut' Führer der Clique der westlichen Welt!  
Was sagtet ihr eurer Mutter, eurer eigenen Mutter,  
wenn ihr von Leningrad nach Hause auf Urlaub kamt?  
Aber es sei, ich frage nicht.  
Guten Abend euch allen  
und Gott sei mit euch –  
welcher Gott auch immer und wann und wo,  
und was ihr auch trinkt heute abend,  
von Kaffee über Bier bis zum Sherry,  
von Finnland über Deutschland bis nach Spanien –,  
mischt ein Schlafmittel in euer Getränk  
oder werft dieses Buch an die Wand,  
damit Erinnerung euch nicht um den Nachtschlaf bringt!

Verehrte Herren Belagerer  
nebst Gattinnen  
und hochverehrter Familie,  
und ihr Herren Familienoberhäupter  
in Finnland, Deutschland und Spanien,  
in Dänemark, Norwegen und Holland!  
Und ihr Herren Juristen von Bordeaux  
aus dem Jahr des Oradour-Prozesses, dem Jahr 1953,  
und ihr, die ihr Leningrad  
zum Oradour aller Oradoure machen wolltet!  
Habt ihr schon das Schlafmittel in euren Nachttrunk getan –  
von Kaffee über Bier und Wein bis zum Sherry,  
von Helsinki über Oslo und Hamburg bis hin nach Madrid?

Achtung, Achtung! Leningrad ruft  
euch alle und mich –  
von Mephistos Unterführer bis zum Bürovorsteher und  
Laufburschen  
(ich wollte Schuhputzer werden,  
um den Nazioffizieren  
die tadellos glänzenden Stiefel zu wienern).

Achtung, Achtung! Leningrad ruft.  
Ihr Schöpfer und Schützer  
der Kultur und Bildung Nazi-Europas von einst und jetzt!  
Und ihr Dichter, Begründer  
eines "freien" europäischen Schriftstellerverbandes  
von einst und jetzt (angefangen bei V. A. Koskenniemi) !  
IHR SCHREIBTISCHMÖRDER!

Leningrad ruft.  
Der Untermensch spricht zu euch.  
Er ist hier, heute abend,  
in diesem Buch.  
Nehmt einen anständigen Schluck Kognak, ihr Herren Dichter.  
Denn er ist anwesend,  
der Leningrader Mensch,  
der in euren Gedichten, Essays und akademischen Lehren,  
die größte Gefahr darstellte  
für die europäische Zivilisation und die Kultur des Abendlandes,  
der ausradiert, durch Artillerie und Hunger vernichtet werden sollte,  
aufgehängt werden sollte in Puschkin, Urizki, Kolpino,  
Petrokrepost,  
aufgehängt  
im Namen des Goetheschen Humanismus.  
Er ist hier, in diesem Buch ist er  
und spricht zu euch heute abend.  
Auch Lexei ist hier und sein kleiner Bruder Pawlik  
und Walja und Walentina und Shorshik,  
einer und zwei und fünf  
von jenen siebenhunderttausend – alle.  
Auch Anetschka Krassikowa aus Puschkin.  
Erinnert ihr euch an die junge Frau,  
die Mutter des fünfjährigen Jungen,  
die ihr am Monogramm-Tor erschossen habt,  
an ihren Kneifer?  
Erinnert ihr euch an die beiden Judenjungen mit den großen  
Ohren,  
erinnert ihr euch an die alten Lichters?  
Auch sie sind hier.

Verehrte Belagerer nebst Gattinnen,  
ihr Herren Familienoberhäupter  
hier in Finnland und dort in Deutschland!  
Die Lüge hinterläßt lange Spuren,  
solange ihr sie braucht, die Lüge.  
Lügt weiter, ihr Herren Belagerer nebst Gattinnen von einst  
und jetzt – beschönigt weiter,  
laßt pathetisch Phrasen tönen von abendländischer Freiheit!  
Sonst bäumen sich die Erben auf gegen euch,  
stempeln euch eure Enkel zu Mördern,  
setzen euch den Nazis gleich –  
den Hörigen jenes ekelhaften braunen Rattenfängers.  
Lügt weiter, sonst könnte es geschehen,  
daß eure Erben euch den Rücken kehren.

Wir sind ja gebildete Menschen.  
Zum Wohl, Gentlemen!  
Küß die Hand, gnä' Frau!  
Lügt weiter vor euren Enkeln.  
Skål kippis, cheerio, à votre santé und guten Abend euch allen und Gott  
sei mit euch – welcher Gott auch immer und wo –, ihr Herren Beamten  
und Vertreter der Intelligenz des Finnlands der dreißiger Jahre! Aber  
vergessen wir nicht die Lüge! Sie hinterläßt lange Spuren, viel länger als  
die Unwissenheit. – Denn Lüge ist Absicht.

**Auf der Suche nach dem  
Leningrader Menschen**

*Mit dem Vater auf der Suche nach dem Jungen Shorshik im Winter 1942 und jetzt.*

Wie Sie aus den Briefen meines Jungen wissen, wurde ich am Morgen des 10. August an der finnischen Front bei Petroskoi, am Ufer des Pyhäjärvi, des "Heiligen Sees", schwer verwundet.

Es war früh am Morgen. Ich wurde zunächst in verschiedenen Feldlazaretten behandelt, dann kam ich in ein Leningrader Lazarett, und als der Stadt die Belagerung drohte, brachte man mich ins Hinterland, zum Ural, hinter Swerdlowsk. Ich kam dort am 29. September an, und nach einigen Wochen erreichten mich dort die Briefe meines Sohnes. Er schrieb mir sehr oft und berichtete bis zum letzten Brief vom Leben unserer Familie in Leningrad. Leider machte die Zensur die Stellen, die das Elend in Leningrad schilderten, unlesbar, so daß ich erst später, als ich in Leningrad meinen Jungen suchte, eine richtige Vorstellung davon bekam, was sich dort abspielte.

Vor uns liegen Shorshiks letzte Briefe. Sie sind ja für mich bestimmt und sehr intim, aber ich scheue mich nicht, wieder einen Blick auf sie zu werfen.

Lieber Vater,

ich muß Dir etwas Trauriges mitteilen: in der Nacht zum 30. Dezember starb Mutter. Als ich morgens an ihr Bett trat, um ihr etwas zu sagen, war sie nicht mehr am Leben. Sie war in der Nacht gestorben. Und Großmutter ist ganz verzweifelt, so verzweifelt, daß ich es nicht aushalte zu Hause. Ich gehe fort.

"*Lieber Vater!* ... Fangen sie alle so an, Jewgeni Petrowitsch?"

"Wenn ich mich recht entsinne, ja, alle."

"Und Sie wußten damals nicht, wohin Shorshik gegangen war?"

"Nicht bevor ich den nächsten Brief bekam, seinen letzten. Hier ist er, datiert vom achten Januar."

Lieber Vater,

wie ich Dir schon geschrieben habe, wohne ich seit Mutters Tod bei Olja und Tamara. Ich werde so lange bleiben, bis Du kommst und mich hier wegholst. Ich habe Dir zwei Briefe geschickt, in denen ich alles genau berichtet habe. Jetzt sende ich Dir fast jeden Tag einen Brief. Auch

Tamara hat einige Briefe abgeschickt. Mit Lisa habe ich mich gestritten, aber davon schreibe ich später. Jetzt ist dazu keine Zeit. Ich bitte Dich herzlich, mir möglichst oft an unsere alte Adresse, Maratstraße, zu schreiben. Ich hoffe, daß sich die Lage unserer umzingelten Stadt in ein oder zwei Wochen klärt und wir uns im Februar oder März treffen können. Ich hoffe auch, daß wir am 7. April beisammen sein können, an meinem Geburtstag.

Das wär's. Auf Wiedersehen!

Ich küsse Dich.

Dein Sohn *Shorshik*

Erst aus diesem Brief erfuhr ich, daß Shorshik zu meiner Schwester gezogen war. Aber damals wußte ich noch nicht, daß die Leiche meiner Frau anderthalb Monate lang in unserer Wohnung gelegen hatte. Ich wußte nicht, daß Shorshik, als er mit meiner Schwester in unsere Wohnung ging, dort auch die Großmutter tot vorfand. Na, als ich das dann erfuhr, bat ich die Ärzte, mich nach Leningrad auf Urlaub zu lassen, damit ich meinen Sohn holen könne. Ich war noch schwach und lief mit einer Krücke umher, aber die Ärzte verstanden mich. Viele von ihnen hatten selbst Angehörige in Leningrad. Die Reise vom Ural bis nach dem belagerten Leningrad dauerte zehn Tage. Dabei fällt mir eine kleine Kuriosität ein. Auf der Fahrkarte waren die Namen der Stationen aufgeführt, über die ich reisen sollte. Auf der Liste stand unter anderen der Name Luga!<sup>9</sup>

Jedenfalls endete die Reise schließlich am Ufer des Ladoga. Es war am 23. März, zu Mittag. Wir überquerten das Eis des Ladoga mit einem Auto. Der Himmel war klar, aber niemand griff uns aus der Luft an. Ich erinnere mich, daß ich nach Süden blickte und die Konturen von Petrokrepost sah. Das lag ja ziemlich nahe an dem lebenswichtigen, über den Ladoga führenden Verbindungsweg nach draußen. Von dort war das Geräusch von Artilleriefeuer zu hören. Uns kamen Leningrader Evakuierungsautos entgegen. Den ersten Kontakt mit Leningradern hatte ich dann auf dem Bahnhof Ladogasee, wo die Reisenden die Evakuierungszüge verließen. Ich sah mir die Züge an, in ihnen lagen Kinderleichen. Ich ging sogar von Wagen zu Wagen und suchte, ob nicht vielleicht mein Shorshik darunter sei. Aber nein, er war nicht dabei. Und ich hatte auch nicht die Kraft, alle Kinderleichen zu betrachten. Es fiel mir schwer, auf Krücken von einem Wagen zum anderen zu laufen. Aber das Laufen war noch nicht einmal das Schwerste, sondern der Anblick!

---

<sup>9</sup> Die Stadt war vom 24. August 1941 bis 12. Februar 1944 von der Wehrmacht besetzt.

Dann kam ich mit dem Zug auf dem Finnischen Bahnhof an. Es war schon Abend. Das weiß ich heute noch, weil die Sonne gerade unterging. Es muß so zwischen neunzehn und zwanzig Uhr gewesen sein. Um diese Zeit herum geht die Sonne hier am 23. März unter. Aber ich bin nicht einmal ganz bis zum Finnischen Bahnhof gekommen, weil er gerade unter Geschützfeuer lag und bombardiert wurde.

Jedenfalls mußte ich zu Fuß in die Stadt gehen, da es keine Verkehrsmittel gab, wenn man Krücken nicht als solche ansehen will.

Aber was machte das schon! Ich ging die Liteinbrücke entlang. Die linke Brückenseite – wenn man vom Finnischen Bahnhof kommt – lag voller Schnee. Es hatten sich dort Schneewehen gebildet. Ich entsinne mich noch, daß magere, aufgedunsene Frauen den Schnee in die Nawa schaufelten, als ich mit meinen drei Beinen vorüberhumpelte.

Ich wußte nicht, wo ich meinen Sohn suchen sollte. Nach Hause zu gehen lohnte sich nicht. Ich beschloß, erst einmal meine Schwester aufzusuchen. Dort war der Junge ja zuletzt gewesen. Meine Schwester wohnte in der Nähe des Marinka. Da ich auf den Krücken nur langsam vorankam, langte ich erst um drei Uhr nachts in der Wohnung meiner Schwester an – und auch das nur mit Mühe und Not. Die ganze Stadt war öde und totenstill. Unterwegs hatte ich außer einer Soldatenstreife, die meine Papiere kontrollierte, keinen lebenden Menschen getroffen.

"Jetzt ist Ausgangssperre und Sie haben keine Ausgangserlaubnis", sagte der Streifenführer zu mir. Aber was halfen schon solche Worte. Die konnten mir auch nicht helfen.

Die Wohnung meiner Schwester war leer.

Leer. Muß ich zu Ihnen über meine damaligen Gedanken und Gefühle sprechen? Ich kann es nicht. Was bedeutet das Adjektiv "leer"? Nichts. Leer. Kalt. Tot. Ich wartete dort bis um vier. Auf wen wartete ich? Auf niemanden. Dann ging ich hinaus, die Dekabristenstraße entlang. Ich weiß auch nicht, warum gerade die Dekabristenstraße. Jedenfalls fiel ich in ein Loch. In der Straße war ein Loch, eine Bombe hatte dort eingeschlagen. Ein tiefes Loch, von einer Bombe oder einem Artilleriegeschloß, und Schnee lag darüber, so daß ich es nicht sehen konnte. Meine Krücke stieß ins Leere. Ich steckte im Loch. Den einen Fuß konnte ich überhaupt nicht aufsetzen. Ich versuchte es mit den Armen, aber die Ränder des Loches waren vereist. Ich dachte: Also gut, jetzt ist es aus.

Zum Glück ging in der Nähe eine Marinestreife in Richtung Hafen vorbei. Die hörten wohl mein Ächzen, weil sie mit gefällttem Bajonett losstürmten, um mich als vermeintlichen Deserteur festzunehmen. Sie zogen mich hoch, schauten mich an und fragten: "Wohin willst du denn, Opa?" Und ich

erzählte es ihnen. Sie rieten mir, in die Auffangstelle der Marine zu gehen. Ich kroch dorthin. Dort kontrollierte ein Offizier meine Papiere und riet mir: "Weißt du was, Opa, ich rate dir: verschwinde, solange du noch am Leben bist. Meinetwegen scher dich zur Hölle. Du bist doch wohl schon übel genug zugerichtet! Das ist mir vielleicht ein Ding: jetzt vom Ural alte Leute herzuschicken, die nur noch auf Krücken gehen können!"

Na, ich ging wieder. Ich ging hinaus und holperte die Glinkastraße entlang bis zur Moika. Und eins, zwei drei: kam mir doch eine Frau mit ihrer noch nicht erwachsenen Tochter entgegen. Sie fürchteten sich schrecklich vor mir. Und in der morgendliche Stille trafen sie auf mich!

Ich versuchte ihnen zu erklären, daß vor mir keiner Angst zu haben brauche, vor so einem Krücken-Opa, der nicht einmal wisse, wo er seinen Sohn suchen solle.

Sie nahmen mich mit, damit ich mich wenigstens etwas ausruhen könne – drinnen im Warmen, in ihrem Haus. Ihre Wohnung lag am Palaisufer, die Hausnummer weiß ich nicht mehr. Ich humpelte mit ihnen zum ersten Stock hinauf. Dort war es warm. Ich hatte Zwieback und Zucker im Tornister. Als ich die Sachen auf den Tisch legte und die beiden aufforderte, zuzulangen und zu essen, brachen Mutter und Tochter in Tränen aus. Mich hat das in dem Augenblick nicht gerührt, war ich doch ein halbes Jahr lang keinen so langen Weg mehr gelaufen und wußte ich doch gar nicht recht, ob ich noch lebte und ob meine Wunden etwa wieder aufgebrochen waren. Ich blieb über Nacht bei diesen freundlichen Menschen, und am nächsten Morgen setzte ich die Suche nach meinem Sohn fort.

Ich ging zunächst zu mir nach Hause, in die Maratstraße, Maratstraße 48. Ich wohnte dort seit 1927. Ich schaffte es nicht gleich bis dorthin, denn am Park des Winterpalais geriet ich in Geschützfeuer. Die erste Druckwelle riß meine Krücke weg und drückte mich zu Boden. Vor mir gingen zwei Mädchen. Das eine von ihnen war sofort tot, das andere wurde verwundet. Dann kamen Sanitätshelferinnen der Luftabwehr, die auch mich wie einen Verwundeten forttrugen. Ich sagte: "Nein, gebt mir mein drittes Bein von dort, ich suche weiter nach meinem Sohn."

Und es hört sich jetzt an wie ein schlechter Roman, aber ich kann nichts dafür, daß ich, als ich weiterging, unter den Menschen auf der Moika-Brücke meine älteste Schwester fand. Ich hätte sie nicht erkannt, wenn sie mich nicht angesprochen hätte. Ich sah, daß sich mir eine Frau näherte, daß ein schrecklich aufgedunsener Mensch auf mich zukam. Und als sie mich dann ansprach, erkannte ich sie an der Stimme. Der Skorbut hatte ihr die Zähne geraubt.

"Olja, wo ist mein Shorshik?"

Aber nein. Meine Schwester wußte es nicht. Sie wußte nur, daß Shorshik bei ihnen gewohnt hatte und fortgegangen war, aber warum und wohin, das wußte sie nicht. Sie war schmutzig und aschgrau. Ich erfuhr, daß ihre Wohnung zerstört worden war. Sie arbeitete im Museum der Kasankathedrale und hatte dort zusammen mit ihrem Mann auch gewohnt. Ich fragte, wo ihr Mann denn jetzt sei.

"Er ist im Februar gestorben, am 20. Februar", sagte Olja. Mein Schwager war Ballettänzer gewesen.

Ich ging mit meiner Schwester in die Kasankathedrale. Dort waren die Tochter meiner Schwester und deren kleine Tochter. Ich erkundigte mich bei ihnen nach meinem Sohn. Oje, nein, sie wußten nichts.

Gegen Abend ging ich wieder in die Maratstraße, um nach meiner Wohnung zu sehen. Diesmal geriet ich nicht ins Artilleriefeuer. Als ich an unsere Haustür kam, lag auf der Türschwelle die Leiche einer Frau. Ich kannte sie nicht. Ich konnte nicht mehr helfen. Sie war tot. Ich kletterte mühsam über die Leiche und kraxelte in den ersten Stock hinauf. Unsere Wohnungstür stand offen, sie war aus den Angeln gehoben. Im Fußboden eines Zimmers klaffte ein Loch, die Fensterscheiben waren eingedrückt. Die Wohnung lag voller Glassplitter. Sonst gähnende Leere.

Ich sah mich einen Augenblick um, um irgendeine Mitteilung von meinem Sohn zu finden, aber ich wußte, daß es vergeblich war. Ich mußte wieder weiter, weiter – nur, wohin? Ich ging wieder in die Kasankathedrale. Ich ließ ihnen alles Essen da, das ich hatte, und ging ins Militärkommissariat, um mich als Leningrader Einwohner anzumelden, der seinen Sohn sucht. Zum Glück gestatteten mir die Angestellten dort im Kommissariat nicht, länger als bis zum 10. April zu bleiben, obwohl ich das damals als bitter empfand. Ich suchte meinen Sohn in den Akten des Kreisgesundheitsamtes, darin befanden sich die Namen von einer halben Million Verstorbener. Aber nein. Und erst 1943, als ich erneut nach Leningrad zurückkam, erfuhr ich, daß Shorshik wahrscheinlich am selben Tag gestorben war, an dem ich auf Krücken gekommen war, um ihn zu holen – an jenem 23. März 1942, als ich durch die nächtliche Stadt ging und ihn suchte. Darüber gibt es keine Urkunde, aber das hat mir ein Mann erzählt, der meinen Jungen kannte.

Vermutlich liegt er jetzt auf dem Friedhof von Piskarjowskoje. Und hier ist mein Bericht zu Ende. Mehr weiß ich nicht vom Schicksal meines Sohnes.

*Mutter und Sohn*

Mein Sohn war sieben Jahre alt, als der Krieg begann. Wir mußten beide die ganze Belagerung bei den Rationen durchhalten, die uns laut Gesetz jeweils zukamen. Ich hatte ja mein Leben lang als Oberschullehrerin gearbeitet und hatte keine Beziehungen zu Leuten, die in der Lebensmittelbranche tätig waren. Im Juni ließ sich meine Schwester mit ihrem Kind evakuieren. Ich gab ihnen alle meine Ersparnisse, damit sie am neuen Ort ein wenig besser zurechtkämen. Damals bekam man noch Lebensmittel ohne Marken, in den "teuren Läden". Die aber konnte ich mir nicht leisten, weil ich kein Geld mehr hatte. So bekamen mein Junge und ich den Hunger schon Ende September zu spüren.

Mein Sohn sollte im Herbst 1941 in die Schule kommen, und in Gedanken hatte ich mich auf diesen Tag schon seit dem Frühjahr vorbereitet. Ich wollte für ihn eine kleine Feier arrangieren, damit ihm eine schöne Erinnerung bliebe.

Ich hatte genau überlegt, wie ich ihn zur Schule begleiten und ihn dann empfangen würde, wenn er herauskäme.

Die Schule begann zwar auch im Herbst, aber in den Räumen eines Luftschutzbunkers, und da dachte ich nicht einmal mehr an eine Feier. Und dann – etwa Mitte September – wurde in Abständen von fünfzehn Minuten auch schon im Radio mitgeteilt: Der Feind steht vor den Toren der Stadt, der Feind steht vor den Toren der Stadt...

Wir wohnten in der Dekabristenstraße gegenüber dem Marinka. Und der Winter war streng. Wer damals nicht in Leningrad war, wird vielleicht nicht glauben, daß die Menschen keine Kraft mehr hatten, den Müll aus der Wohnung hinauszutragen; aller Abfall wurde einfach aus dem Fenster in den Schnee geworfen.

Die Wasserbeschaffung war gerade für die Einwohner jener Gegend beschwerlich, denn die Newa war weit entfernt. Dort in der Nähe befindet sich der Krjukow-Kanal, und die Menschen schöpften sogar daraus Wasser, obwohl der Kanal klein und das Wasser im allgemeinen schmutzig ist. Ich holte Wasser vom Maklin Prospekt, der von uns etwa einen Kilometer entfernt ist. Dort war ein Hydrant. Um das Rohr herum hatte sich ein dicke Eisschicht gebildet. Und eine lange Schlange stand fast immer dort, meistens Frauen. Einmal, als ich schon lange angestanden hatte und endlich an der Reihe war, rutschte ich mit meinem Eimer aus, fiel hin und verschüttete das Wasser. Aber die Leute hatten

Verständnis für mein Pech. Ich brauchte mich nicht noch einmal anzustellen. Naß, wie ich war, hätte ich das auch gar nicht gekonnt.

Die zweite tagtägliche, ständige Sorge – neben dem Anstehen nach Brot – war das Essen für mein Kind. – Am Ende des Newski, in der Nähe des Admiralsgebäudes, befand sich eine Ausgabestelle, wo man auf Kinderkarten fertig zubereitetes Essen bekam. Und weil dies gut und extra für Kinder zubereitet war, holte ich meinem Jungen regelmäßig davon. Einmal im November mußte ich dort den ganzen Tag lang anstehen, weil die Artillerie unablässig in geringen Zeitabständen die Stadt beschoß. Als ich dann nach Hause kam, war es schon dunkel. Mein Junge hatte den ganzen Tag auf mich gewartet, ohne einen Bissen gegessen zu haben. Er saß auf dem Fußboden und weinte, weinte und schlug mit einem Hammer auf ein hartes Stück Ölkuchen, um etwas davon in den Mund stecken zu können. Als er mich kommen sah, freute er sich riesig. Ich werde das nie vergessen können. Er stürmte mir entgegen und sagte: "Mutter, ich glaubte schon, dich hätte eine Bombe getroffen!"

Eine Bombe, ja, genau das sagte er.

Wir hatten Ofenheizung, so daß wir im Zimmer einen eisernen Ofen aufstellen und das Abzugsrohr in den Kachelofen leiten konnten. Zum Glück hatte unser Zimmer nur eine Außenwand, alle anderen Wände waren warm, und das war zu der Zeit ein großes Glück.

Im Zimmer nebenan wohnten die Mutter eines Offiziers, dessen Frau und Sohn. Der Mann selbst diente irgendwo im Fernen Osten. Seine Frau und seine Mutter starben dort im Zimmer am Hunger, Verwandte nahmen den Jungen in Pflege. Dieser Junge, Jura, war ebenso alt wie mein Sohn Robert. Ich erinnere mich, wie sie in unserem Zimmer zusammen auf dem Fußboden saßen und an einer Scheibe Brot kauten.

Sie waren keine Kinder mehr, sie waren kleine Greise.

Sie waren so ernst und still. Wenn Jungen zusammen spielen, entsteht im allgemeinen ein fröhliches Geplapper. Jetzt hörte man nie Kinderstimmen, wenn sie beieinander waren. Sie saßen dort, zusammengekauert und in Decken gehüllt, und wärmten sich am eisernen Ofen. Vielleicht haben jene Monate Schuld daran, daß mein Sohn auch heute noch verschlossen und freudlos ist, ja manchmal sogar schwermütig. Ingenieur ist er. Und ich wundere mich selbst immer noch darüber, daß mein Sohn und ich am Leben geblieben sind, obwohl wir nie etwas anderes hatten als die Kartenrationen.

Im Dezember begannen sie Hefesuppe zu verteilen, die mit Wasser gestreckt war – eine große Schöpfkelle voll für die Erwachsenen und eine für die Kinder. Ich bewahre jetzt noch sorgsam das Gefäß auf, in dem ich

jeden Tag die Suppe holte. Ich erinnere mich, daß das Aufstehen und Ankleiden morgens bei mir eine ganze Stunde dauerte. Dann zog ich mir den Mantel an. Zu der Zeit schnürten wir Leningrader ihn mit einem Strick fest um die Taille. Ich hatte zu dem Zweck einen Lederriemen. Daran hing ich auch immer den Suppentopf, weil ich es nicht gewagt hätte, ihn nur in der Hand zu tragen. Ich hätte ihn ja fallen lassen können, oder es hätte ja auch vorkommen können, daß ich gar nicht die Kraft hatte, ihn in der Hand zu tragen.

Ich werde mich immer an das Suppeholen erinnern.

Die Luft war rein, der Schnee blendend weiß, er glänzte wie Kristall. Man bekam Lust, sich hinzusetzen und auszuruhen, wenigstens für einen Moment. Und nur die Tatsache, daß ich zu Hause einen Jungen hatte, der auf mich wartete, nur die erhielt mich aufrecht. Und ich ging und ging und ging. Fußgänger, die kräftiger waren als ich, überholten mich. Manchmal wieder setzte sich jemand, der vor mir ging, in einen Schneehaufen, um auszuruhen. Ich überholte ihn, ging Suppe holen, und wenn ich zurückkam, war derjenige schon tot. Wahrscheinlich war er erfroren – war zuerst erstarrt, dann eingeschlafen und dann erfroren.

Ich entsinne mich, daß Ende Dezember unserer Hundertfünfundzwanzig-Gramm-Ration fünfundzwanzig Gramm Brot zugeschlagen wurden. Ich stellte mich nach Brot im allgemeinen bei dem Laden gegenüber vom Marinka an. Auch damals stand ich im Morgengrauen dort. Der Laden war noch geschlossen, aber es hatte sich schon eine Schlange gebildet. Wir waren ja damals so hungrig, daß wir zu Hause nicht ruhig sitzen und abwarten konnten, bis der Laden geöffnet wurde, sondern unserer Meinung nach mußten wir gleich frühmorgens zu Brot kommen. Das war ein festlicher Augenblick. Die Schlange strahlte im Glauben an bessere Tage: wir bekommen jetzt schon fünfundzwanzig Gramm mehr als gestern, das Schlimmste ist sicher vorbei! Aber Ende Januar bekamen wir drei Tag lang keinen Bissen Brot. "Alles Wasser ist gefroren, es kann kein Brot gebacken werden", sagte man uns im Laden.

Diese Woche werden wir Leningrader Frauen von damals immer die Todeswoche nennen.

Wir standen an jenen Tagen trotzdem jede Nacht an. Wir dachten: vielleicht wird heute doch Brot gebacken. Die Schlange schwieg. Ich entsinne mich, daß hin und wieder jemand in den Schnee taumelte und nicht mehr aufstand.

Und wissen Sie: in der letzten Nacht, als gegen Morgen doch endlich Brot kam, ging ich jede Stunde in meine Wohnung auf der anderen Straßenseite, um nachzusehen, ob mein Sohn noch lebte. Und als ich

mich dann am frühen Morgen dort in einen Schneehaufen setzte und die Schlange von Menschen betrachtete, die sich in derselben Notlage befanden wie ich mit meinem Kind, wissen Sie, da mit einemmal fühlte ich großen Stolz in mir: auch ich bin ein Leningrader!

Diese Menschen werden niemals vor den Deutschen kapitulieren. Ich sterbe vielleicht jetzt, auf dieser Stelle, aber ich bin eine Leningraderin.

Daß ich am Leben blieb und auch meinem Sohn helfen konnte, am Leben zu bleiben, dürfte teilweise daher rühren, daß ich schon von klein auf in meinen täglichen Verrichtungen an einen regelmäßigen Rhythmus gewöhnt war. Das hatte mich meine Mutter gelehrt. Aber eigentlich bedurfte es dazu gar keiner besonderen Unterweisung. Nach dem Beispiel meiner Mutter hatte auch ich an einem bestimmten Wochentag Wäsche, ebenso war ein Tag für das Baden vorgesehen, der Saunetag, und für das Großreinemachen.

Ich befolge das auch jetzt noch. Und während der Belagerung machte ich regelmäßig jeden Freitag die Wohnung sauber, holte Wasser, wusch mich und mein Kind. Bei uns war es immer sauber, weder mein Sohn noch ich hatte je Läuse. Wenn Nachbarn zu uns kamen, wunderten sie sich. "Woher hast du bloß die Kraft, sauberzumachen, es hilft ja doch nichts."

Ich sagte: "Wenn ich nicht für Ordnung Sorge, kann ich meinen Jungen nicht am Leben erhalten."

Da waren zum Beispiel unsere Nachbarn, der Mann war als Offizier im Fernen Osten. Anfangs hatten sie zu essen, viel sogar. Noch im Oktober, November hatten sie Vorräte. Als aber dann das Essen knapper wurde und ihre Vorräte zu Ende gingen, besaßen sie nicht genügend Willenskraft. Sowohl die Mutter des Offiziers als auch seine Frau legten sich ins Bett und standen nicht wieder auf.

Und wenn damals ein Mensch wegen des Hungers auch nur einen einzigen Tag im Bett blieb, dann stand er im allgemeinen am folgenden Tag nicht wieder auf. Ich ahnte das irgendwie. Ich stand jeden Morgen auf – und kostete es mich auch die größte Überwindung – und nahm auch meinen Jungen hoch.

Wenn ich das Kind nicht gehabt hätte, würde ich jetzt nicht hier sitzen und Ihnen davon erzählen. Ich hätte mich wahrscheinlich irgendwo auf der Straße hingesezt und wäre dort auch sitzengeblieben. Aber auf mich wartete zu Hause der Junge. Er wartete auf die Hefesuppe, die ich ihm holte.

Das rettete wahrscheinlich auch mich. Vielleicht werde ich nie die Mutter verstehen können, die Anfang Februar in später Nacht auf uns, die wir dort in der Schlange standen, zueilte und berichtete: "Mein Kind stirbt bald. Oh,

wenn es doch schon gestorben wäre! Dann hätte ich auch seine Graupenration. Was für ein Glück, daß mein Kind am Monatsanfang stirbt: der ganze Monat steht noch bevor, und ich kann seine Karte behalten. Ich bin gerettet."

Derartiges redete sie die ganze Zeit über, während der Morgen heraufdämmerte. In kurzen Abständen ging sie nach Hause, um nachzusehen, ob der Tod schon eingetreten sei. Einige aus der Schlange versuchten sie in die Wirklichkeit zurückzurufen und erinnerten sie daran, daß sie doch die Mutter sei. Aber die meisten von uns waren so müde, daß sie nur stumm zuhörten und entsetzt waren.

Sie war eine Frau in den besten Jahren, sie war eine junge Mutter.

Hunger kann so schrecklich sein, daß er der Mutter die Mutterliebe raubt, die Liebe, mit deren Kraft auf diesem Erdenball das Leben letztlich immer erhalten worden ist.

In Zeiten, da das Leben nur noch ein Existenzminimum ausmacht, kann die Mutterliebe sogar den Schutz fremder Kinder mit einbegreifen. Sie haben doch sicher auch von jenen vierzehn- bis sechzehnjährigen Leningrader Jungen gehört, die den Anstehenden das Brot entrissen. Ich werde das Bild eines solchen Jungen nie loswerden. Eines Januarmorgens rannte er auf den Ladentisch zu, riß das Brot an sich, das gewogen werden sollte, lief hinaus, warf sich bäuchlings in den Schnee und begann zu essen. Mir tat es leid um die Mutter, der der Junge das Brot weggenommen hatte, aber ebenso leid tat mir der Junge. Der Junge wurde verprügelt, damit er das Brot herausgebe, aber das Herz der in unserer Schlange stehenden Mütter wollte schier zerbrechen beim Anblick der Hungersnot dieses Jungen.

Aber was könnte ich noch von meinem eigenen Sohn berichten?

Am Vorabend des 7. November war ein fürchterlicher Angriff. Ich saß bei meinem Sohn auf dem Bettrand und drückte ihn an meine Brust.

Zufällig fiel mein Blick auf den Spiegel. Er hing dort gegenüber an der Wand. Ich sah mein Spiegelbild an wie eine Fremde. Ich sah, daß meine Augen vor Angst ganz rund und starr waren. Wenn Sie mich jetzt ansehen, werden Sie nicht glauben, daß diese Augen einmal rund gewesen sind.

Damals dachte ich: Es wäre besser, wenn es uns jetzt träfe, wenn dieses Leid ein Ende hätte.

In der Nacht zum 4. April war wieder ein schrecklicher Angriff. Ich war mit dem Jungen allein in der großen Wohnung. Die Bewohner der anderen Zimmer waren alle schon gestorben.

Ich ging im Raum auf und ab. Ich war ungeduldig, ich dachte: Träfe es doch unser Haus!

Mein Junge saß auf dem Sofa. Ich setzte mich neben ihn, schlang den Arm um ihn und wartete, daß ein Geschloß sich unser erbarmte und bei uns einschlüge.

Mein Junge war noch nicht ganz acht Jahre alt.

"Mutter, ich möchte so gern leben! Aber vielleicht darf ich gar nicht mehr so lange leben?"

Erst sieben Jahre alt war er damals ...

Ein andermal sagte er ganz überraschend zu mir: "Mutter, wir werden uns sicher unser ganzes Leben lang daran erinnern, wie teuer Brot sein kann und wie herrlich es schmeckt."

Und wissen Sie: eines Tages wurde ich hier in der Schule während einer Pause an die Worte meines Jungen erinnert, und die ganze Situation von damals war mir wieder gegenwärtig. Die Jungen der oberen Klassen bewarfen sich im Speisesaal der Schule mit Brotstücken.

Damals ... Ganz plötzlich hörte ich die Stimme meines Jungen: "Mutter, wir werden uns sicher unser ganzes Leben daran erinnern, wie teuer Brot sein kann !"

Und wissen Sie: mich überwältigte ein so quälendes Gefühl, daß ich nicht zusehen konnte, wie sich die großen, satten, mit ihrer Jugend und sich selbst zufriedenen Jungen mit Brotstücken bewarfen. Ich mußte fortgehen, um allein zu sein mit meinem vergangenen Leid.

So wie Sie mich jetzt sehen, wiege ich siebzig Kilo, aber damals, gegen Ende des Winters 1942, wog ich nur zweiunddreißig Kilo.

### *Vater und Tochter*

Mein Vater war Straßenbahnfahrer.

Ich beendete in jenem Frühjahr, als der Krieg begann, die zehnte Klasse der Oberschule und hatte die Absicht zu studieren. Mathematik interessierte mich, Fremdsprachen interessierten mich, Literatur interessierte mich. Ich wußte nicht recht, was ich eigentlich auf der Universität studieren wollte, und hatte den Wunsch, mit meinen Eltern darüber zu sprechen. Vom Krieg hatte ich eine kleine Ahnung: ich wußte ja, daß er in Europa wütete, und wir hatten ja auch den Winterkrieg mit den Finnen gehabt. Ich erinnere mich, daß in Leningrad ein Film mit dem Titel "Wenn morgen der Krieg ausbricht ..." entweder damals schon gezeigt wurde oder erst angekündigt war.

Große Reklameplakate hingen an den Wänden. Ich betrachtete sie. Sie prägten sich mir wie eine Warnung ein. Und als ich dann hörte, daß der

Krieg ausgebrochen war, erinnerte ich mich sofort an diese Plakate und dachte: Aha, da haben wir's!

Ich bewarb mich trotzdem bei der Universität, bestand die Aufnahmeprüfung und wurde immatrikuliert. Ich entschloß mich dann, Germanistik zu studieren. Der Juni ging jedoch mit dem Ausheben von Panzergräben vor Nowgorod drauf. Gegen Ende des Sommers begann das Studium.

Ich erinnere mich an den Herbstanfang. Er war schön und warm. Ich ging mit meinem Vater öfter in den Parks spazieren. Einmal, an einem Sonntag im September – es dürfte der erste Sonntag im September gewesen sein –, überflog ein großes Messerschmitt-Geschwader Leningrad. Vater und ich gingen gerade spazieren. Er wurde blaß und drückte mich an sich.

Ein ähnliches Bild aus dem Frühherbst: Die Artillerie beschoß die Stadt. Meine Mutter und ich warteten zu Hause auf den Vater, aber er schien spurlos verschwunden zu sein. Erst in der Abenddämmerung tauchte er auf, von oben bis unten mit Blut beschmiert. Eine Granate hatte die Straßenbahn getroffen, aber Vater hatte nicht eine einzige Schramme abbekommen.

Vater konnte nachts nicht schlafen. Ich schlief ganz fest. Das machte wohl die Jugend. Wenn ich zuweilen nachts aufschreckte, merkte ich, daß Vater wach war.

Dann kamen der Schnee und der Frost, und mit dem elektrischen Strom war es zu Ende. Die Straßenbahnen fuhren nicht mehr, Fahrer wurden nicht mehr gebraucht. Vater hätte auch gar nicht mehr auf Arbeit gehen können. Seine Beine taten ihm weh, und sein Rücken schmerzte. Er lag im Bett. Alle Leningrader lernten später aus Erfahrung, daß man sich auf gar keinen Fall dem Bett ergeben durfte: das war der Anfang vom Ende.

In diesem Stadium entschloß ich mich, die Universität zu verlassen, um zu Hause sein und Vater helfen zu können. Ich wollte ihm wenigstens Bewegung verschaffen, und wenn es auch nur im Zimmer wäre.

Das war die Zeit, als Mutter und ich hundertfünfundzwanzig Gramm Brot bekamen – Vater erhielt etwas mehr. Wir teilten das Brot immer zu gleichen Teilen auf. Das hätten wir nicht tun sollen: Vater hätte mehr bekommen müssen, aber der Egoismus meiner Jugend ließ mich damals nicht daran denken. Und sicher führte das zum vorzeitigen Erschlaffen seiner Kräfte.

Und so kam der 11. Januar heran. Es war ein Sonntag. Wieder ein Sonntag, mögen Sie denken, aber es war Sonntag. Und ein sonniger, klarer Tag dazu, schön, sehr schön, tödlich schön.

Meine Mutter und ich wollten gerade Suppe holen gehen. Die wurde auf Lebensmittelkarten verteilt, und wir holten sie uns regelmäßig. Zu Hause konnten wir, kaum kochen, denn das dazu nötige Holz hätten wir nur mit Brot kaufen können. Wasser holte ich regelmäßig aus der Nawa. Da wir nicht immer die Möglichkeit hatten, es abzukochen, taten wir ein paar Tropfen Jod hinein.

Ja, Mutter und ich wollten gerade Suppe holen gehen. Vater bat mich zu sich. "Tamara, ich glaube, ich werde durchhalten, wenn ich noch bis heute abend am Leben bleibe."

Wir ließen uns niemals von irgendwelchen Vorzeichen einen Schrecken einjagen, schon gar nicht mein Vater, aber damals sagte er: "Tamara, schau einmal meine Nase an. Ist sie nicht schon merkwürdig spitz geworden?"

Bei uns war das Fenster zerbrochen, und wir hatten es ebenso wie die Balkontür mit Brettern vernagelt. Nur durch die Entlüftungsklappe gelangte etwas Tageslicht ins Zimmer. Ich beugte mich zu ihm nieder und betrachtete die Nase. Oder vielleicht war das Gerede von der Nase gar kein Omen, sondern schon ein organisches Zeichen des Todes.

"Hast du die Absicht zu sterben? Red doch nicht! So ein Unsinn!" sagte ich.

"Tamara, gib mir bitte die Schlaftabletten!"

Wie ich Ihnen erzählt habe, konnte Vater nachts nicht zur Ruhe kommen, deswegen nahm er Schlaftabletten. Noch vor ein paar Tagen hatte er mich gebeten, mehr davon aus der Apotheke zu holen. Ich konnte damals nicht in die Apotheke gehen, weil meine Füße schmerzten, aber Mutter ging und holte welche. Ich verstehe heute noch nicht, wie Mutter bis zur Apotheke gekommen ist. Sie hatte schon damals überall Wasser, aber die Tabletten hat sie noch geholt.

"Vater, nimm keine Schlaftabletten. Warte auf uns. Wenn du die Suppe gegessen hast, dann nimmst du welche."

Und so gingen Mutter und ich los. Wir mußten ziemlich lange anstehen. Zunächst erhielten wir zwei Portionen, aber für die dritte reichte es nicht mehr.

So warteten wir wieder, während in der Ausgabestelle mehr gekocht wurde. Auf dem Rückweg wollten wir dann gleich in ein paar Weckgläsern Wasser mitnehmen.

Endlich kamen wir nach Hause. Wir wohnten im dritten Stock. Treppen machte damals keiner sauber. Sie waren schlüpfrig, weil Wasser darauf verspritzt worden war, und das war gefroren.

Mutter und ich stiegen langsam Stufe für Stufe hinauf, damit wir Suppe und Wasser nicht verschütteten.

Und plötzlich hatte ich das merkwürdige, unerklärliche Gefühl: Du mußt schnell nach oben steigen! Und ich kletterte die Treppen hoch, so schnell ich konnte. Und je höher ich kam, desto deutlicher nahm ich den Geruch von Verbranntem wahr. Ich stieß die Zimmertür auf. Das Zimmer war voller Qualm. Neben der Tür lag Vater. Er war bewußtlos. Ich griff ihm unter die Arme, verbrannte mir die Hand. Zur Tür kam frische Luft herein: Vaters Kleidung fing an zu qualmen. Ich zog ihn auf den Korridor. Der Junge aus der Nachbarwohnung, der zwei Jahre jünger war als ich, kam herzu. Er setzte eine Gasmasken auf und öffnete im Zimmer die Entlüftung. Auch ich ging hinein und holte die zwei Decken, die Vater immer benutzte, unter dem Bett hervor. Ich zerrte sie neben Vater auf den Korridor – warum, weiß ich nicht. Der Qualm verflüchtigte sich aus dem Zimmer. Und dann gingen die Decken in Flammen auf. Ich zog meinen Mantel aus, wickelte die Decken hinein, rannte zum Fenster auf dem Treppenabsatz und warf das ganze Bündel auf den Hof.

Vater lag immer noch auf dem Korridor. Es qualmte weiter.

Wie Mutter ins Zimmer gekommen ist, weiß ich nicht mehr, auch nicht, ob sie mir geholfen hat.

Aus unserer Wohnung waren vier Wohnungen geworden. In einer von ihnen wohnte das Ehepaar Ranschowitsch. Der Mann arbeitete in Friedenszeiten im Hafen und während der Belagerung in irgendeinem Lager. Er trug meinen Vater aus dem Korridor in sein eigenes Zimmer und legte ihn dort aufs Sofa. Vater kam nicht wieder zu Bewußtsein. Er atmete schwer. Ich erinnere mich nicht, wann ich losging, um einen Arzt zu holen, und wie lange es dauerte, bis ich einen fand.

"Was habt ihr zu essen im Hause?" fragte er.

Aber ich hatte doch nichts, was ich ihm versprechen konnte. Ich hätte ihm zwar die Suppe geben können, die für Vater bestimmt war, aber in meiner Aufregung habe ich überhaupt nicht an die Suppe gedacht.

Niemand kam, um meinem Vater zu helfen.

Es war schon dunkel, als ich nach Hause zurückkehrte. Ein Wintertag im Januar ist ja kurz in diesen Breitengraden, und wenn es ein noch so sonniger Sonntag ist. Und während ich mich mühsam dahinschleppte und Dunkelheit und Stille sich auf das von Frost und Hunger bedrückte Leningrad herabsenkten, wünschte ich den Tod meines Vaters herbei. Das können Sie sicher nicht verstehen. Aber damals tat ich es. Das war am Abend des 11. Januar 1942. Wenn sich doch der Tod schon seiner erbarmt hätte! dachte ich.

Als ich in die Wohnung unserer Nachbarn kam, lag Vater immer noch auf dem Sofa; er atmete noch. Er hat das Bewußtsein nicht wiedererlangt. Und in meinen Armen ist er gestorben.

Während wir Suppe holten, hatte er doch zwei Schlaftabletten genommen und sich – er war ein starker Raucher – eine Papirossa angezündet. Dann war er eingeschlafen, die Zigarette war ihm aus der Hand gefallen, und die Betten hatten Feuer gefangen.

Ich bat Ranschowitsch, Vater zu uns hinüberzutragen. Ich sagte ihm nicht, daß Vater schon tot war, denn ich fürchtete, er würde ihn dann nicht zu uns hinüberbringen. Er nahm Vater auf die Arme und wollte ihn bei uns aufs Bett legen.

"Nicht dahin, lieber aufs Sofa", sagte ich.

Er legte Vater auf das Sofa und schaute mich an.

"Ist Ihr Vater schon tot?"

"Ja."

Und sieben Tage lag Vater dann auf dem Sofa. Ich ging zwar schon am nächsten Tag zu seiner Arbeitsstelle, um dort mitzuteilen, daß er gestorben war, und ich holte auch die Sterbeurkunde, aber so schnell bekam ich ihn nicht ins Grab. Endlich erhielt ich von Vaters Betrieb einen Kinderschlitten. Darauf befand sich ein großes Brett. Ich wickelte meinen Vater in einen Teppich. Dann mußten für den Totengräber fünfhundert Gramm Brot zusammengespart werden. Dazu nahm ich die Rationen meines Vaters, die ich jetzt auf seine Karte kaufen konnte. Das alles brauchte seine Zeit.

Am 17. Januar zogen dann meine Mutter und ich den Vater auf dem Kinderschlitten zum Friedhof in der Malewskaja.

Vaters Tod schockierte Mutter so sehr, daß sie ihre Stimme verlor. Sie wurde in des Wortes wahrer Bedeutung stumm. Es handelte sich wahrscheinlich um eine Art Störung im Sprechzentrum des Gehirns. Ein leichter Gehirnschlag. Aber sie verlor dabei nur die Fähigkeit zu sprechen. Ich war geradezu grausam zu ihr, um sie wieder zum Sprechen zu bringen. Jeden Morgen zerterte ich sie mit Gewalt aus dem Bett, zwang sie zu gehen, zwang sie zu sprechen, zwang sie, Wörter zu formen. Es waren Buchstabierversuche: kan, kan, kan, da, da, da ... , aber immerhin.

Und so begann sie allmählich wieder zu sprechen. Aber zu Kräften ist sie nicht mehr gekommen. Nach Vaters Tod verschwand das Ödem, und sie magerte fürchterlich ab. Aber sie lebte noch über zwei Monate, bis zum April. Vielleicht schöpfte sie Kraft aus unserem Entschluß, uns am

19. März über den Ladoga evakuieren zu lassen. So hatten wir es geplant, aber der Evakuierungstag wurde dann auf den April verschoben.

So lange lebte Mutter nicht mehr.

Ich erinnere mich, daß ich mit ihr Ende März in die Sauna ging. Danach erkrankte sie am Hungerdurchfall.

Dreimal ging ich auf den Markt, um ihre Brotrationen in eine Handvoll Reis umzutauschen, denn das Brot, das es damals gab, hätte gegen ihren Durchfall nicht geholfen. Ich ging auf den Markt – dort an der III. Linie der Wassili-Insel. Zweimal gelang es mir auch, eine Handvoll Reis zu ergattern. aber beim drittenmal riß man mir das Brot meiner Mutter einfach aus der Hand, und ich mußte mit leeren Händen wieder nach Hause gehen.

Sie nahmen mir einfach das Stück Brot aus der Hand und schrien mir zu: "So eine Hamsterin! Wir bringen dich zur Miliz." Und dann flohen sie. Das Gerede von der Miliz war für sie nur ein Vorwand für den Raub. Ich hätte das Recht gehabt, sie zur Miliz zu bringen. Aber wie hätte ich sie mit meinen schwachen Kräften zur Miliz führen sollen?

Zweimal also bekam ich Reis.

In der Nacht zum 4. April wachte ich von dem Stöhnen meiner Mutter auf. Ich stand auf und gab ihr Wasser. Sie trank, und ich legte mich wieder in mein Bett. In derselben Nacht weckte mich ihre ächzende Stimme noch einmal auf. Ich erhob mich und holte Mutter Wasser. Sie konnte nicht mehr schlucken. Das Wasser lief beim rötlichen Schein der Petroleumfunzel als kleines Rinnsal von den Lippen aufs Kinn hinab.

Ich legte mich wieder in mein Bett und lauschte. Bald stand ich wieder auf und sah nach ihr. Mutter atmete nicht mehr. Es war vier Uhr. Am Morgen ging ich zur Frau des Nachbarn Ranschowitsch und berichtete, daß meine Mutter gestorben sei. Am selben Tag holte ich für sie die Sterbeurkunde. Am 5. April umwickelte ich sie – ich weiß nicht, womit. Vater – das weiß ich noch – hatte ich in einen Teppich gewickelt. Vielleicht hatten wir noch einen zweiten Teppich, einen für meine Mutter.

Ihre Brotkarte, die mir geblieben war, gab ich den Leuten, die es sich zum Gewerbe gemacht hatten, Leichen auf die Friedhöfe zu transportieren. Auf welchen Friedhof sie meine Mutter gebracht haben, weiß ich nicht.

Das geschah am 5. April. Am 6. April ging ich ins Evakuierungszentrum, und schon am nächsten Tag packte ich meine Koffer. An jenem Tag sollte ich über den Ladoga-"Lebensweg" nach Nordkaukasien gebracht werden. Vor meiner Abreise klopfte ich bei Ranschowitschs an die Tür, aber dort war niemand zu Hause. Ich hätte ihnen Kleidungsstücke von meinem Vater und den Wintermantel meiner Mutter dagelassen. Es waren gute

Kleidungsstücke, meine Mutter hatte sie kurz vor dem Krieg selbst genäht. Sie war von Beruf ja Herrenschneider gewesen. Ich hätte sie ihnen dagelassen, weil sie als die einzigen in unserer Wohnung noch am Leben waren. Vier Familien hatten dort gewohnt.

In einem Zimmer hatte eine zweiundsiebzigjährige Großmutter gelebt. Sie war schon im Dezember 1941 gestorben. Als nächster war mein Vater gestorben.

Dann der Junge Schurik aus der dritten Wohnung, der sich die Gasmasken aufgesetzt und die Entlüftungsklappe geöffnet hatte, damals, als mein Vater auf dem Fußboden lag.

Dann war seine Mutter gestorben, Tante Duscha.

Dann meine Mutter.

Und so machte ich die Wohnungstür hinter mir zu und ging. Nach fünfundzwanzig Tagen und Nächten war ich weit außerhalb des Leningrader Belagerungsringes, in Nordkaukasien. – Außerhalb?

Gewiß war ich außerhalb, mir drohte keine Gefahr. Ich hatte zu essen, und ich aß, so viel, daß ich mich meiner Gefräßigkeit schämte. Aber das Hungergefühl blieb noch viele Monate, nachdem ich schon ordentlich zugenommen hatte. Ich befand mich außerhalb des Leningrader Belagerungsringes. Aber im Grunde meiner Seele befinde ich mich immer noch innerhalb dieses Ringes. Solange ich lebe. Wie könnte ich jemals aus ihm heraus? blieb doch auch mein Vater dort. Und als Sie mich vorgestern anriefen und mich mahnten, ich solle mir nicht im voraus eine Geschichte zurechtzimmern, solle mich nur erinnern – ich kann nichts dafür, daß alle Bilder von damals wie ein Film vor meinen Augen abrollten.

**Unterhaltung mit meiner  
ältesten Tochter**

"Vater, ich habe das gelesen, du hattest drum gebeten. Wohin soll ich die Seiten legen?"

"Ach, du hast sie wirklich gelesen?"

"Ja, und es hat gar nicht lange gedauert. Knapp zweihundert Seiten. Ich kann schnell lesen, das habe ich gelernt."

"Leg sie dort ins Regal, wo die Tonbänder liegen."

"Hierher?"

"Ja, dahin. Was meinst du dazu?"

"Ich weiß nicht recht. Schwer zu sagen. Ich interessiere mich mehr für Pflanzen und Naturwissenschaft als für Geschichte."

"Erinnerst du dich an Natalia Borissowa Truchmanowa? An das Mädchen, dessen Vater Arzt war? Damals, als der Krieg begann, war sie gerade in dem Sommerhäuschen, fünfundvierzig Kilometer von Leningrad entfernt, in Richtung des Bahnhofs Mga. Natalias Vater zog einen Zaun, und Natalia las Tolstois KRIEG UND FRIEDEN. Natalia war dreizehn Jahre alt."

"Genau wie ich jetzt."

"Genau."

"Ich werde KRIEG UND FRIEDEN trotzdem nicht lesen. Die Natalia muß in der Schule eine fürchterliche Streberin gewesen sein, oder ein besonderes Genie. In unserer Klasse hat das jedenfalls keiner gelesen. Ein schrecklich langatmiges Buch. Ich habe es ja versucht, dir zu Gefallen, aber Naturwissenschaft und Geografie sind viel spannender als Geschichte. Zum Beispiel über Afrika gibt's viel Neues und Spannendes, und davon versteh ich was. Mehr als du."

"Das habe ich gemerkt. Aber ich habe nicht deswegen von Natalia angefangen, mir fiel nur ein, daß sie *damals* ebenso alt war wie du jetzt. Dies ist ja das erstmal, daß mein eigenes Kind etwas von dem, das ich geschrieben habe, gelesen hat – und wenn es auch nur deswegen war, weil ich dich darum gebeten habe."

"Glaub das nicht! Ich habe doch deine JUNGEN gelesen. Aber warum hast du mich gebeten, dies neue Buch von dir zu lesen?"

"Ich dachte, es würde dich interessieren."

"Na, ich weiß nicht recht. Die kleinen Krabben, Laura und Annaliina, die liegen mehr auf deiner Wellenlänge. Schau, mich interessieren Pflanzen und die Natur. Na, ganz so ist es nun auch wieder nicht. Vor ein paar

Jahren habe ich ja nur Tarzan-Hefte gelesen. Puh, jetzt kann ich die Dinger nicht mehr ausstehen."

"In deinem Alter entwickelt sich eben das Verständnis für einen Menschen so schnell."

"Wieviel Menschen sind dort verhungert?"

"Ich weiß nicht. Man nennt unterschiedliche Zahlen: 632.000 bis 750.000.<sup>10</sup> Und dann sind da noch die Opfer des Artilleriefeuers und der Luftangriffe. Aber eine solche Zahl ist schon so groß, daß ein Mensch sie gar nicht mehr fassen kann. Feststeht, daß keiner die genaue Zahl kennt. Und wem würde das auch helfen! Jedenfalls weiß ich, daß die Mädchen in deinem Alter den Hunger und die Kälte und das Leid viel besser ertragen haben als zum Beispiel die Jungen in deinem Alter. Die dreizehn-, vierzehnjährigen Mädchen waren für ihre Familien Hilfe und Schutz, neben ihrer Mutter natürlich. Denk zum Beispiel an Ljudmila. Oder an diese Natalia Borissowa. Und solche gab es viele."

"Vater?"

"Was?"

"Nichts."

"Na, sag's schon."

"Haben die Finnen sie auch belagert? Diese Menschen, deren Stimmen wir jetzt hören?"

"Ja. Natürlich haben die Finnen den Deutschen geholfen, die Leningrader auszuhungern. Aber im Herbst wollten sie die Stadt nicht mehr angreifen. Natürlich hätten es viele schon gewollt, aber der Oberbefehlshaber der finnischen Armee, Mannerheim – unter den damaligen Bedingungen eigentlich der führende Mann ganz Finnlands –, wollte im Herbst nicht mehr angreifen. Mannerheim war während des Sommers zur Vernunft gekommen. Aber im Frühjahr hat er noch an einen Angriff gedacht."<sup>11</sup>

"Du warst da ja schon ein großer Junge. Wie war dir zumute, als ihr den Deutschen geholfen habt, die Leningrader auszuhungern?"

"Was?"

---

<sup>10</sup> Die Gesamtzahl der Opfer der Blockade ist immer noch umstritten. Nach dem Krieg meldete die sowjetische Regierung 670.000 Todesfälle in der Zeit vom Beginn 1941 bis Januar 1944, wovon die meisten durch Unterernährung und Unterkühlung verursacht worden waren. Einige unabhängige Schätzungen gaben viel höhere Opferzahlen an, die von 700.000 bis 1.500.000 reichen. (Deutsche Wikipedia) Auch die russische Wikipedia nennt nach aktuellen russischen Quellen zwischen 600.000 und 1,5 Millionen Opfer, worunter etwa 20.000 Personen durch Bombenangriffe und Beschuß umkamen.

<sup>11</sup> Die finnische Armee marschierte auf Leningrad zu, setzte die Offensive gegen die Stadt nach dem Erreichen der Grenzen von 1939 jedoch nicht weiter fort. Gleichwohl blockierte Finnland somit Leningrad von Norden, was im Zuge der darauffolgenden mehrjährigen deutschen Belagerung der Stadt in deren kompletter Einschließung resultierte. Außerdem unterstützte Finnland die Bildung einer deutsch-finnisch-italienischen Flottille auf dem Ladogasee, um die sowjetischen Versorgungsrouten anzugreifen. Allerdings weigerte sich Mannerheim, finnische Truppen zur Belagerung von Leningrad zu entsenden. (nach Wikipedia) Die finnische Regierung befürchtete möglicherweise eine Kriegserklärung der westlichen Alliierten Großbritannien und USA.

"Na, als ihr mitgemacht habt, den Deutschen geholfen habt, die Leningrader auszuhungern."

"Mir war überhaupt nicht zumute. Wir Jungen wußten nichts von Leningrads Hungertod. Und auch die finnischen Soldaten wußten nichts. Sie waren dort auf der Karelischen Landenge und am Swir, aber es war ihnen nicht in dieser Art bewußt, daß sie dort Leningrader Kinder und Mütter verhungern ließen. Es konnte ihnen auch gar nicht bewußt sein. Sie waren an ihrer Front lediglich ein Teil des Belagerungsringes, und einmal, im Herbst 1942, versuchten sie, vom Ladogasee her die Insel Sucha zu erobern, um den lebenswichtigen Ladogaweg abzuschneiden, aber das ist ihnen nicht gelungen."

"Warum hat ihnen das keiner gesagt?"

"Schau mal, wenn die finnischen Soldaten verstanden hätten, was sie da machten, dann wäre sicher mancher von ihnen nach Hause gegangen und hätte das Kriegspielen sein lassen."

"Dann wurden die Soldaten also belogen?"

"N ... nein. Wie soll ich dir das sagen? Na, auf jeden Fall wurden sie nicht eigentlich belogen. Sieh mal, auch die Kommandeure der Soldaten, die Obersten und Generale, verstanden nicht, was sie dort in Wirklichkeit machten. Schau, sie verstehen das auch jetzt noch nicht. Sie schreiben nur ihre eigenen Kriegsgeschichten und sprechen von Divisionen, Regimentern, Bataillonen und von Tapferkeit und allem möglichen anderen Kram. Soldaten denken nie an Mütter und Kinder, wenn sie Krieg führen. Sie denken nur an Angriff und Verteidigung, an Abwehrsieg und elastischen Rückzug, an Operationen und ans Vaterland, an allerlei recht Poetisches, das man zu Papier bringen kann. Mit verschiedenen Zeichen kann man die Truppen der Feinde aufs Papier zeichnen, kann ihnen die eigenen Truppen entgegensetzen und dann den Soldaten Befehle erteilen. Und die Soldaten gehen vor, um die zu Papier gebrachten Befehle auszuführen. Sie sterben, oder sie werden verwundet und erhalten Orden. Sieh mal, die finnischen Obersten und Generale machten es genauso: sie begriffen nicht einmal, daß in Leningrad Menschen vor Hunger starben."

"Sind die nicht gefährlich, solche Obersten und Generale?"

"Warum?"

"Du hast doch gesagt, sie begreifen das auch heute noch nicht. Die müßten doch wenigstens etwas lernen, auch ein General."

"Jetzt verstehe ich dich nicht."

"Na, sieh mal, wenn die Generale nun mal so sind, daß sie nur einen Kreis um Leningrad zeichnen und dann ihre Soldaten einsetzen, damit sie die Menschen verhungern lassen, dann sind das doch gefährliche Wesen,

wenn sie nichts anderes begreifen als ... , na, wie du selbst gesagt hast, daß sie nur ihr Kriegshandwerk verstehen."

"Die sind nicht gefährlich. Oder: die eigentliche Ursache der Gefahr liegt nicht bei den Generalen. Na, vielleicht waren im letzten Krieg die deutschen und die finnischen Generale wirklich noch gefährlich. Wenigstens glaubt man das, wenn man von Manstein oder Guderian oder Reinhardt liest. Und wenn man den Russenhaß der Generale der finnischen Jägerregimenter kennt. Sie waren deswegen gefährlich, weil die Kriegsmittel damals so einfach waren, daß sie sie noch beherrschen konnten. Aber vielleicht hab ich mich jetzt verkehrt ausgedrückt. Das war nur zum Teil die Ursache. Sagen wir lieber so: die faschistischen deutschen und finnischen Generale konnten die Gedanken und Wünsche ihrer Umwelt deswegen in die Tat umsetzen, weil die Kriegstechnik damals noch so einfach war, daß sie von Generalen beherrscht werden konnte. Darum waren diese Generale gefährlich."

"Dann sind sie heute nicht mehr gefährlich?"

"Nein. Die Generale sind heutzutage eine Art Weihnachtsmänner. Jedenfalls in Finnland und Westdeutschland und Amerika. Die Kriegspläne werden heutzutage von jungen Wirtschaftsexperten und Technikern gemacht. Aufgabe des Generals ist es nur, ein gutwilliger Weihnachtsmann zu sein und Rangabzeichen auf den Achselklappen zu tragen, damit der Soldat weiß, ob er zu grüßen hat. Aber mit den Kriegsplänen ... Oder sagen wir so: im letzten Krieg haben die Generale noch die Pläne für die Belagerung Leningrads ausgearbeitet. Heute hätten sie damit nichts mehr zu tun. Diese Pläne sind inzwischen so kompliziert geworden, daß sie die Arbeit von Spezialisten, von Technikern, Naturwissenschaftlern und Ökonomen, erforderlich machen würden."

"Aber, Vater, die Generale hatten doch auch eine Mutter, und sie hatten doch auch Kinder?"

"Das hatten sie wohl."

"Und trotzdem wollten sie die Leningrader Kinder verhungern lassen?"

"Na, siehst du, du verstehst. Ich will ja nicht behaupten, daß nur die finnischen und die deutschen Generale an allem Übel schuld waren. Auch sie waren Menschen wie wir. Sie haben nur verwirklicht, was andere Menschen dachten und wollten. Schau, wenn du erwachsen bist und so ein Buch wie Dostojewskis DÄMONEN liest, dann wirst du diese Belagerung Leningrads verstehen. In diesem Buch könnte man ungefähr folgendes lesen:

*Es war einmal ein Volk, das war das deutsche Volk. Und es war einmal ein brauner Rattenfänger, so einer wie der in den Grimmschen Märchen, der hieß Hitler.*

*Hitler zog von einer deutschen Stadt zur anderen und spielte auf seiner Flöte. Aber er verzauberte mit seinen Flötentönen keine Ratten, sondern Menschen. Als Hitler dann viele Menschen zu einer großen Armee gesammelt hatte, führte er sie zuerst nach Polen, dann nach Frankreich und dann in die Sowjetunion. Aber dort verflog der Zauber, und die Kriegsherde, die der braune Rattenfänger um sich geschart hatte, kam dort um wie die Schweine in jener alten Erzählung, in der Jesus von Nazareth einen Besessenen heilte. Der unsaubere Geist, der ihn plagte, fuhr in eine Schweineherde. Und die Schweineherde stürzte einen steilen Abhang hinunter in einen See und er soff.*

Das ist – kurz erzählt und in die gewöhnliche Sprache übersetzt – der Inhalt der DÄMONEN von Dostojewski."

"Aber was hat das mit den Finnen zu tun? Du sagtest doch, daß auch die Finnen Leningrad zerstören wollten?"

"Warte, die Erzählung von den DÄMONEN geht weiter:

*Und es war einmal ein Volk, das war das finnische Volk. Die Gebildeten und Beamten dieses Volkes hörten von fern über die Ostsee und den Finnischen Meerbusen die verzaubernden Flötentöne des braunen Rattenfängers. Und die finnischen Gebildeten und die Beamtschaft wurden von dem Flötengepfeife so verzaubert, daß auch sie als Kriegsherde in die Ferne, bis an den Ural, ziehen wollten."*

"Aber sie sind ja nicht weiter als bis nach Petroskoi gekommen."

"Nein. Zum Glück. Da löste sich der Zauber bereits wieder. Aber lassen wir mal Dostojewskis Symbolik einstweilen; du begreifst das auch so, denn du weißt, daß bei uns in Finnland in den zwanziger und dreißiger Jahren systematisch der sogenannte Russenhaß geschürt wurde.<sup>12</sup> Dieser Haß war die Ursache dafür, daß Finnland schließlich bei der Belagerung Leningrads auf die Seite der Deutschen getrieben wurde. Der Haß ging so

<sup>12</sup> Auch hier sollte die politische Vorgeschichte gesehen werden. Finnland war seit 1809 als Großfürstentum in das Russische Kaiserreich integriert. Die Finnen bewahrten sich gegenüber mehreren Versuchen der Russifizierung ihre kulturelle Eigenständigkeit und gewisse politische Autonomie innerhalb des autokratischen Systems. Die finnische Unabhängigkeitsbewegung erstarkte nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Als das Russische Reich nach der Oktoberrevolution und der Machtübernahme der Bolschewiki im Russischen Bürgerkrieg versank, erklärte Finnland im Dezember 1917 seine Unabhängigkeit. - Im Herbst 1939 hatte die Sowjetunion Finnland mit Gebietsforderungen in der Karelischen Landenge konfrontiert und sie mit unabdingbaren Sicherheitsinteressen für die Stadt Leningrad begründet. Nachdem Finnland die Forderungen abgelehnt hatte, griff die Rote Armee am 30. November 1939 das Nachbarland an ("Winterkrieg"). (Nach Wikipedia)

weit, daß Finnland noch mitmachte, als die Deutschen Ende Juni, Anfang Juli von der Dwina aus zum entscheidenden Angriff auf Leningrad ausholten. (Ich weiß das. In Ritter von Leeb's Tagesbefehl an die Heeresgruppe Nord wird unter Punkt drei ausdrücklich gesagt, daß die finnische Armee Leningrad von der Karelischen Landenge und von der Nordwestseite des Ladoga zur selben Zeit angreifen sollte, da die Heeresgruppe Nord von Süden kommt.) Zum Glück besann sich Mannerheim und machte in Beloostrow, dreißig Kilometer von Leningrad entfernt, halt, obwohl die deutschen Generale nach Mikkeli kamen, ihm allerlei Eiserne Kreuze an die Brust hefteten und ihn inständig baten, er möchte den Angriff fortsetzen."

"Und er hat es nicht getan, nicht wahr?"

"Nein."

"Wäre Mannerheim bis nach Leningrad gelangt?"

"Im Herbst, im Oktober/November 1941, waren einige Soldaten des JR 7, Bekannte von mir, in der Nähe von Leningrad auf Patrouille, und sie berichteten, daß die russischen Stellungen nur schwach besetzt seien. Mannerheim erfuhr das. Trotzdem hat er nicht angegriffen."

"Na, das war aber gut."

"Natürlich."

"Aber du hast mir erzählt und hast auch in dem Buch JUNGEN erzählt, daß ihr Jungen gewollt hättet, daß die Finnen und die Deutschen Leningrad erobern?"

"Klar, wir Jungen wollten dasselbe, was die Erwachsenen um uns auch wollten. Ihre Wünsche spiegelten sich in uns wider."

"Wollten die das so sehr?"

"Und wie die das wollten!"

"Haben die denn auch nichts gewußt? Die hattest doch auch Kinder und Mütter."

"Jetzt kommen wir wieder auf Dostojewskis DÄMONEN zurück. Sie waren so von Hitlers Flötentönen betört, daß sie nicht mehr denken konnten. Und diese Menschen hatten – jedenfalls in Oulu – viel Geld, oder sie waren gebildet. Sie schrieben in der Presse oder hatten doch Einfluß darauf, was in der Presse geschrieben wurde. Und du weißt ja, daß man die Worte solcher Leute, ihr Verhalten, sogar ihre Gesten genau beobachtet, sie sich aneignet. Und so ging ihr böser Geist sogar auf uns kleine Jungen über."

Stille. Meine Tochter senkt den Kopf, denkt nach. Dann sagt sie: "Vater, jetzt begreife ich."

Ich sage nichts. Ich weiß nicht, was sie meint. Ich warte.

"Jetzt begreife ich, warum ich das lesen sollte, was du bis jetzt über die Leningrader Kinder geschrieben hast."

"Hör mal, ich weiß selbst nicht, warum ich dich darum bat. Ich wollte nur, daß du das liest und dann etwas dazu sagst. Ganz zufällig, von dir aus."

"Und ich meine nun, daß ich doch verstehe, warum du wolltest, daß ich das lese."

"Na, sag's, wenn du's weißt."

"Ich soll dir sagen, daß das nicht richtig war, daß ihr Ouluer alle nicht recht daran tatet, Mila und Natalia und Irina verhungern zu lassen. Und Shorshik ... und Walentin und Wiktor und ... ihr habt ihnen Hunger gewünscht und wolltet, daß sie hungern. Und sie sind gestorben."

"Ich weiß, daß ich unrecht getan habe. Damals wußte ich es nicht."

"Jetzt weißt du's?"

"Ja, schon lange. Damals oder kurz nachdem du geboren wurdest, begann ich es zu begreifen, und mehr als das: ich begann es zu erleben. Wir wohnten damals in Helsinki. Ich weiß das noch. Die Samstagnachmittage waren lang. Du gingst nicht in den Kindergarten. Und ich fuhr dich spazieren. Wir gingen in Katajanokka los. Ich schob dich im Wagen über den Marktplatz zum Observatoriumshügel. Dann stiegen wir zu dem Denkmal hinauf, das aus irgendeinem merkwürdigen Grund Schiffbrüchigendenkmal heißt, obwohl es eine Laokoon-Kopie ist. Und wie still, klein und leer war Helsinki noch Mitte der fünfziger Jahre, sonnabends gegen Abend. Irgendwelche angetrunkenen Geschäftsleute und Herren vom Arbeitgeberverband kamen aus dem Palace-Hotel. Sie hatten im Restaurant im obersten Stockwerk gegessen und bei ihren drei letzten Whiskys mit ziemlicher Sicherheit über das Vaterland, den Krieg und die Finnen gestritten, mit großen Worten, mit lauter, angetrunkenere Stimme. Zu jener Zeit war Helsinki in geistiger Hinsicht ein völlig abgelegenes, heruntergekommenes Nest. Das spürte man besonders an so einem Samstagabend, wenn Nebel vom Meer aufstieg und der alte Paasikivi in seinen Zimmern im Präsidentenpalais am Marktplatz, die zum Meer hin lagen, auf und ab ging, vor sich hin sprach und wie ein Dorfschulze schnaufte, der seine Untertanen mit Gewalt gezwungen hat, ihren eigenen Grips wenigstens ein bißchen anzustrengen. Ich blieb dort an dem Denkmal stehen. Mitunter dachte ich halblaut. Du schiefst in deinem Kinderwagen. Das Denkmal spielt eine Rolle in einer Geschichte aus der Zeit der Lapuabewegung und dem Mäntsälä-Aufstand: Die Anführer des Aufstandes hatten sich mit der Beendigung des Aufstandes einverstanden erklärt und waren bereit, zu Opa Pekka [Staatspräsident Paasikivi] zur

Unterredung zu kommen, wenn sie an dem Schiffbrüchigendenkmal ihren letzten Schluck als freie Männer nehmen dürften.

Und ich weiß noch, daß mir durch den Kopf ging: nicht die Lapua-Bewegung, nicht die Patriotische Volksbewegung war die eigentliche Gefahr. Bei denen war ja nicht ein einziger intelligenter Mensch zu finden. Ein Haufen von kleinen Krakeelern, nichts weiter, zum Denken total unfähig, sie konnten nur nachplappern und waren das Resultat ihrer Umwelt. Die wirkliche Gefahr lag im Ursprung dieser Bewegung, bei den finnischen Rechtskräften. Denn während sie den Russenhaß um sich verbreiteten, glaubten sie wirklich, sie handelten zum Wohle ihres Vaterlandes. Ich hatte mir eingebildet, der Krieg würde wenigstens etwas ändern, aber nein. Dieselben Kreise – die Kreise, die Opa Pekka für ein Symbol des Finnentums halten –, die in den dreißiger Jahren den Russenhaß schürten, machten nach dem Krieg weiter, als wäre nichts geschehen. Nur mit dem Unterschied, daß sie in der Mitte der fünfziger Jahre, als Westdeutschland hochkam, auf diesen Teil Deutschlands und auf die USA zu schwören begannen. Obwohl sie während des Krieges die fortschrittlichen Kräfte in den USA gehaßt hatten. Und jetzt treiben sie Handel mit der Sowjetunion und dreschen Phrasen, ohne ein einzigesmal an die Leningrader Menschen zu denken, ohne auch nur ein klein wenig Schuldgefühl zu haben.

So ist das.

Wir Finnen haben nie wahrhaben wollen, wie tief wir in der Finsternis unseres eigenen finnischen *Ehrgefühls* verstrickt waren.

Und ich kehrte mit meinem Kinderwagen um und ging den Observatoriumshügel wieder hinunter. Du schiefst. Wie schwer mir damals zumute war. Es schnürte mir die Kehle zu.

Ich kam mir vor wie der Junge Alexei in Maxim Gorkis UNTER FREMDEN MENSCHEN, obwohl ich schon ein erwachsener Mann und Familienvater war. Für Gorkis Alexei wurde die materielle Not, die er um sich herum erlebte, zum Alpdruck. Bei mir war es das Erlebnis, wie sehr Helsinki noch Mitte der fünfziger Jahre von jenem Geist des Hochmuts und der Selbstzufriedenheit geprägt war, wie er in den dreißiger Jahren vorgeherrscht hatte. Als ob nichts geschehen wäre. Als ob all das, was wir Finnen unternehmen, wohlgetan wäre und purem Ehrgefühl entspränge.

Heute sieht Helsinki ganz anders aus als noch vor dreizehn Jahren. Der Geist der DÄMONEN ist aus seiner Sphäre verschwunden. Jetzt wird von finnischer Lebensart gefaselt, aber das ist ja ungefährlich. Und die da so faseln, sind Menschen, die selbst nie unter einem Krieg gelitten haben, die nie etwas verloren, sich nicht einmal die Schuhe schmutzig gemacht haben. Im Gegenteil – ihr Vermögen wuchs während der Kriegsinflation auf

das Zwanzigfache an. Sie haben gut reden von Vaterland und Ehre und können damit Karriere machen, sie können das *Finnentum* sogar in der Sowjetunion vertreten.

Ich weiß nicht, ob du das alles verstehst, und vielleicht ist das auch gar nicht nötig. Ich erinnerte mich nur meiner Gedanken und Gefühle zu jener Zeit, als du noch ein kleines Mädchen warst. Und außerdem ist das eine ganz persönliche Angelegenheit. Ich verlange nicht und erwarte nicht, daß irgendein Sowjetgegner der dreißiger Jahre seine Schuld am Tod Leningrader Kinder eingestünde. Ganz und gar nicht. Ich habe dir nur erzählt, was ich erlebt habe. Zum Glück sind diese Besessenen jetzt aus Finnland verschwunden. Sie sind nicht mehr so spürbar wie in meiner Jugend. Jedenfalls sind sie woanders hingegangen. Du hast in einer viel glücklicheren Welt aufwachsen dürfen.

Und ich glaube eigentlich, daß diese Besessenen, diese alten finnischen Hetzer, obwohl sie auch bei uns noch manchmal auftauchen, ausgespielt haben. Sie haben jedenfalls keinen Angriffspunkt mehr. Sie sind Gespenster geworden – ein Kinderschreck.

Aber Finnland ist auch weiterhin ein Land der Emotionen. Denke nur an seine Arbeiter, seine Kleinbauern, sieh dir seine Landwirte an. Dort, bei den bodenständigen Hofbesitzern, den Bauern, begann die finnische *Besessenheit*. Die Hofbesitzer und die Beamten der ersten Generation, die Söhne der Hofbesitzer, waren es, die – angestachelt von den finnlandschwedischen Herren – nach dem finnischen Bürgerkrieg Arbeiter ermordeten. Das war der Anfang. Zuerst säten die Schweden den Russenhaß bei den Finnen: bei den finnischen Beamten. Und dann erlebten die Finnlandschweden während des Bürgerkrieges ihren großen faschistischen Augenblick. Und Finnlands Bauern und Beamte trotteten hinterdrein. Die wohlhabenden Finnlandschweden waren die ersten faschistischen Mörder der Welt. Sie waren das bereits im Frühjahr 1918!

Aber in dem Maße, in dem dieses Land industrialisiert wird, urbanisiert wird, sterben solche Emotionen aus. Finnland wird ruhig. Das Land wird demokratischer. Der Lebensstandard steigt. Und in dem Maße lernen die heranwachsenden Generationen in Finnland – auch deine schon –, die Vergangenheit rational zu betrachten. Deine Generation kann die historischen Ereignisse richtig in Beziehung zueinander setzen. Euch ergreifen der Hungertod und die geistige Unüberwindbarkeit der Leningrader viel tiefer als meine Generation, ganz zu schweigen von den alten Finnen – die wollen nicht einmal etwas davon hören, denn schließlich haben sie geholfen, die Leningrader den Hungertod sterben zu lassen."

**Ein Blick auf die heutigen Positionen  
der Belagerer von damals**

An der Brücke, wo der Moskowski Prospekt die Fontanka kreuzt, sagte ich zu Ljoscha und Rudolf: "Haltet an, ich steige aus und gehe zu Fuß ins Hotel." – "Warum?"

"Ich will mir ein wenig Bewegung machen."

"Wir kommen mit. Gehen wir zusammen!"

Und als das Auto anhielt, stieg ich aus und schaute von der Brücke nach Süden. Ich wußte, daß Rudolf und Ljoscha mir nachkommen und sich wundern würden.

Es war im Januar, an einem Nachmittag, oder eigentlich schon etwas später, da sich der Leningrader Himmel auf der Seite des Finnischen Meerbusens bereits vom Frost rötete und die Spitze des Troizki Sobor neben mir in dicken Januarnebel gehüllt war. Es war gegen vier oder fünf Uhr, ich habe nicht einmal nachgesehen, denn für einen Menschen, der an der Grenze der Nadel- und Laubwaldzone lebt, hat die Uhrzeit nichts zu bedeuten. Die Uhr kann nur in den Mittelmeerländern die Tageszeit genau angeben, dort ist es Nachmittag zu einer ganz bestimmten Uhrzeit – so oder ähnlich hatte das Walerian Michailowitsch erklärt.

Es war der Augenblick, da die Sonne entweder eben untergegangen ist oder gerade untergeht. Das konnte man nicht sehen, denn zwischen mir und dem Finnischen Meerbusen lag ein ganzer Stadtteil.

Der Abend brach an, die kurze Zeitspanne, ehe sich die Dämmerung herabsenkt, ehe das Licht verschwindet. Hinter mir standen meine Freunde Ljoscha und Rudolf, und ich schaute auf den Moskowski Prospekt, nach Süden.

Diese Straße führte direkt an die Front, *damals*.

Die Deutschen lagen in Puschkino, in Kolpino, wir kamen gerade daher.

Ich wandte mich zum Finnischen Meerbusen, ging die Fontanka entlang und schützte mir die Ohren mit den Händen. Rudolf und Ljoschka kamen hinterher und sprachen miteinander. Es waren siebenundzwanzig Grad Kälte, und – nach dem Dunst zu schließen – würde es zur Nacht noch kälter werden.

"He, wohin willst du?"

Ich winkte ihnen zu und ging weiter. Ich wollte hier umhergehen. Hier, wo alles geschehen war. Ich schlenderte umher. Ich "ließ mich gehen". Trieb so dahin. Ohne Ziel. Wie der Herr Maigret. Wie der Herr Marlowe. Versuchte das Knäuel jener Erzählung zu entwirren, die die größte aller russischen Erzählungen werden, die das Leid der Menschen, aber auch

ihre geistige Unbezwingbarkeit schildern sollte, so oder ähnlich hat es Alexander Werth<sup>13</sup> wohl gesagt. Und nun versuchte ich es zu entwirren, aber nur für mich allein. Und fing ganz von vorn an. Wenn ich die Leiden hätte zählen wollen, wäre ich nicht einmal bis zehn gekommen, ohne mich zu verheddern.

"He, du gehst in die falsche Richtung, da ist das *Astoria* nicht."

Ljoscha und Rudolf holten mich ein.

"Wohin führst du uns eigentlich?"

"Kommt nur mit", sagte ich und beschleunigte das Tempo, und plötzlich waren wir wieder an einer Brücke angelangt.

Zu beiden Seiten standen zwei geflügelte Löwen. Sie waren mit Reif bedeckt.

Und auf den Bäumen dahinter lag Schnee.

"Wohin schleppest du uns? Dies ist ja die Bankbrücke!"<sup>14</sup>

Am anderen Ende der Brücke befand sich eine Bierbude, und um sie herum standen vier alte Männer und schlürften aus großen Gläsern Bier.

"Da wollen wir auch mal hingehen", sagte ich.

"Bei so einem Frost? Hast du Durst?"

"Nein, nur so."

"Das ist mir einer! – Nur so!" sagte Rudolf. "Du könntest auch warten, bis wir im Astoria sind, es ist nicht mehr weit von hier."

"Piwo, tri piwa", sagte ich zur Verkäuferin, einer alten Frau.

"Ich trinke auf gar keinen Fall, nee ... , dwa piwa."

Ljoscha und ich bekamen unsere Bierkrüge in die Hand. Das Bier war eiskalt. Halt mal solche Humpen bei siebenundzwanzig Grad Kälte! Ich schaute den vier alten Männern zu, als sie sich die zweiten Humpen kauften. Oder waren das schon die dritten oder vierten?

"Die Opas scheinen keine Eile zu haben."

"Nein. Die Kälte stört sie nicht."

"Wie sagte doch Konstantin Gusynin: *Die Deutschen hatten alles von Grund auf organisiert, nur einen Umstand hatten sie vergessen, nämlich den, daß die Menschen hier bei uns sogar bei vierzig Grad Kälte Eis essen.*"

"Und augenscheinlich auch Freude am Biertrinken haben."

"Vielleicht ist einer von den vier dabeigewesen, hier, damals", sagte Ljoscha.

---

<sup>13</sup> Alexander Werth (1901-1969), russisch-britischer Journalist. In seinen letzten Lebensjahren sah sich Werth zunehmend dem Vorwurf ausgesetzt, er habe in seinen Werken die stalinschen Säuberungen verharmlost, den Antisemitismus Nikita Chruschtschows ignoriert sowie herablassend über Dissidenten geschrieben. (Wikipedia)

<sup>14</sup> Die Bankbrücke (russisch Банковский мост Bankowski most) in Sankt Petersburg ist eine 1826 fertiggestellte Fußgängerbrücke. Ihr Name kommt von der gegenüberliegenden ehemaligen staatsbank. Im Deutschen wird sie meist Greifenbrücke genannt.

"Das sind doch alte Leute", sagte ich.

"Alt, alt! Begreifst du schon wieder nicht, daß seitdem fünfundzwanzig Jahre vergangen sind! Die ganze Zeit sprichst du so, *als ob das gestern gewesen wäre*. Diese Männer waren damals im besten Alter, so wie wir jetzt."

"Ich mache Sie nur darauf aufmerksam, Genosse Rudolf, und auch Sie, Herr Rintala, daß ihr noch gar nicht euer bestes Alter erreicht habt – im Gegensatz zu mir –, ihr seid noch lange nicht soweit. Wenn ihr erst einmal in die Fünfziger gekommen seid, dann könnt ihr vom besten Alter reden."

"Rudolf, hör mal, wollen wir die Alten mal fragen?"

"Was sollen wir sie fragen? *Waren Sie bei der Belagerung Leningrads dabei?* – So?"

"Na, irgend so etwas."

"Und wenn einer von ihnen sagt: *Da, a wot, ich war dabei*. Was fragen oder sagen wir dann, mein Lieber?"

"Stimmt auch wieder. Du hast recht. Es wäre plump, die Alten hier am Bierkiosk ganz überraschend zu fragen, die Erinnerungen an den Hunger und den Tod hervorzulocken, hier und jetzt, und dann zu ihnen zu sagen: *Danke, auf Wiedersehen!*"

"Soldaten kann man leicht zum Sprechen bringen, man kann das Band laufen lassen und sie ausfragen: *Waren Sie auf der Karelistischen Landenge?* – *Waren Sie in der Normandie* – *Waren Sie in Paris?* – *Waren Sie an der Leningrader Front?* Die Soldaten reden dann nur vom Krieg. – Jähe Schlangenbisse. Ist das nicht aus einem Gedicht von Puschkin? Jemand hat das hier zu mir gesagt."

Wir waren bald wieder auf einer Brücke angelangt. Ich kannte diese schmale Brücke: die Lichtmasten, alte Leuchten, die "Brücke der Küsse". Und dort an der Moika der von Quarenghi erbaute Palast, weiße Säulen und gelber Putz, ein Geschenk Katharinas der Großen an das Geschlecht der Jussupows.

"Brücke der Küsse". Ich möchte wissen, wieviel Kraft die jungen Leute in Leningrad zur Liebe gehabt haben. Ich bin ja auch Menschen begegnet, die damals zwischen sechzehn und zwanzig Jahren alt waren, aber ich habe sie nur von Hunger und Tod reden hören. Ich weiß natürlich, daß die Liebe im Winter 41/42 erfroren war. Aber danach?

Wir gehen weiter, jetzt ganz ziellos. Ich vorneweg und die Freunde hinterdrein. Sie unterhalten sich und lassen mich in meinen Gedanken umherirren.

Wir kommen an das Marinka. Es ist erleuchtet.

"Rudolf und Ljoscha, wißt ihr, woran ich denke? Ich brauchte noch so ein bißchen Romeo und Julia in Leningrad. Man müßte wissen, wann nach dem Winter 1942 die junge Liebe zum erstenmal wieder erwachte."

"Dort wird gerade Prokofjews Ballett *Romeo und Julia* gegeben."

"Du Klugscheißer, Ljoscha! Was hat das mit dem damaligen Leningrad, mit der Atmosphäre damals, mit dem stechenden Nebel des Finnischen Meerbusens bei dreißig Grad Kälte zu tun!"

"Hör mal, Paavo, entsinnst du dich? Dort ist das Loch, dort in der Wand."

"Was für ein Loch?"

"Komisch, daß du dich nicht an dieses Loch erinnerst, obwohl du doch die ganze Zeit im belagerten Leningrad lebst und hier wie im Halbschlaf umhergehst."

"Ach ja, das Loch, von dem Shorshik seinem Vater schrieb."

*"Pawel Iwanowitsch hat übrigens jetzt Wache. Er ... bewacht ein Loch, das eine deutsche Kanonenkugel in die Wand des Theaters gerissen hat. "*

"Ja, Shorshik."

"Shorshik! Wir könnten hier in jeder Straße einen Kranz niederlegen. Für Shorshik. Niemand weiß, in welcher Straße er gestorben ist."

"Kränze werden nicht dort niedergelegt, wo die Menschen gestorben sind, sondern dort, wo sie begraben wurden."

Auf dem Rimski-Korsakow-Denkmal liegt Schnee, das Tolstoi-Denkmal vor dem Moskauer Palais der Rostows aus KRIEG UND FRIEDEN war bereits im November von Schnee bedeckt gewesen. Das Rimski-Korsakow-Denkmal ist ganz in Weiß gekleidet. Hier ist nicht Moskau, sondern Leningrad. Hier ist die Kälte größer, strenger als in Moskau.

Wir überqueren die Moika und biegen in die Herzenstraße ein.

An ihrem Ende steht das *Hotel Astoria*.

Es ist schon gemütlich, ins Warme zu kommen. Es ist schon gemütlich, wenn man in der Hotelrezeption von einer russischen Frau so um die Vierzig begrüßt wird. Damals war sie ein junges Mädchen, eine Jungfrau, ein Fräulein, ein "junges Fräulein", und du weißt das. In diesem Haus wird die Vergangenheit für dich ständig zur Gegenwart. Deshalb betrittst du nicht irgendein Hotel, wenn du durch diese Drehtür von der Kälte in die Wärme kommst.

Als wir nach dem Abendessen in der Bar des *Astoria* sitzen, Ljoscha und ich Kognak trinken, Rudolf nur Kaffee und seinen ständigen Begleiter, das Borshomi-Wasser, steigen da wieder die Höhen von Pulkowo, Kolpino, Puschkin und die anderen Orte auf, die wir am Tage aufgesucht haben, und ihre Vergangenheit.

"Jetzt dauert der Winter nicht mehr lange", sage ich.

"Du meinst, daß er ab Ende Januar 1942 nicht mehr lange dauerte, da schien die Sonne wärmer, und die Menschen wußten, daß der Schnee bald tauen würde."

"Genau. Genau das."

"Das beginnt hier so Mitte Februar. Manchmal auch früher."

"Aber nicht in jenem Winter."

"Nein, damals war der Winter kalt", sagt Ljoscha.

"Eben. Warum habe ich dich nicht gleich danach gefragt!"

"Ich erinnere mich jetzt auch nicht so genau, aber im März, Anfang März, als man hier fieberhaft aufzuräumen begann, da wußten die Leningrader endgültig, daß das Schlimmste vorbei war, daß Hunger und Kälte nicht mehr lange Verbündete sein würden."

"Und die Hoffnung der Menschen erwachte wieder?"

"Das ist nicht leicht zu erklären. Natürlich gab die Erwartung des Frühlings, seine Ankunft den Menschen neuen Auftrieb, aber Hoffnung hatte man hier ja auch im Winter gehabt. Ich kenne das damalige Leben der Menschen in der Stadt nicht so genau, ich war ja nur ab und zu mal von der Front aus hier, recht selten. Ich habe nach meiner Familie gesehen – um sie zu beerdigen, wie ich dir erzählt habe. Du und Rudolf, ihr wißt sicher mehr vom damaligen Leben der Leningrader als ich. Ich habe nur so viel Anteil daran, daß ich meinen Vater und meine Schwester beerdigte. Zum Glück hatte ich damals noch keine Familie und keine Kinder. Allerdings war ich schon sechsundzwanzig Jahre alt. Ich erinnere mich an meine Kameraden, die hier waren und ihre Kinder beerdigten. Einige von ihnen haben die Kämpfe von 1944 und 1945 überstanden. Wenn ich ihnen jetzt begegne, sind sie wie abwesend, und viele sagen auch geradeheraus, daß sie das Gefühl haben, sie lebten gewissermaßen ein Leben über das eigentliche hinaus."

"Das haben wir schon einmal gehört. Wer hat das doch noch genauso gesagt?"

"Das war der damalige Feldwebel Lagutin", erinnert sich Rudolf.

"Ach ja."

Die Bar füllt sich, die Geräusche werden lauter.

Hier findet augenblicklich die Rauchwarenversteigerung statt, die die Sojuspuschnina jeden Januar veranstaltet; Rauchwarenhändler aus Dutzenden von europäischen Ländern stellen sich ein, und jetzt, am Abend, eilen sie hierher und füllen die kleine Bar mit verschiedenen Sprachen, verschiedenen Gesten, verschiedenen Trinksprüchen: vom "A votre santé!" über das finnische "Pohjanmaan kautta!" bis "Zum Wohl!".

"Ach ja", wiederhole ich. Ich weiß nicht, was ich Ljoscha fragen soll. Wir waren am Tage auf den Höhen von Pulkowo gewesen. Dort zeigte er uns eine Erderhebung. Da lag damals die 292. Schützenkompanie. Vor sechsundzwanzig Jahren. Die Deutschen lagen knapp zweihundert Meter davon entfernt. Wir haben die Strecke nicht abgeschritten, wir brauchten es nicht, denn Ljoscha zeigte uns die Stellung seines, des am weitesten vorgeschobenen, Maschinengewehrs. Von dort waren es rund hundert Meter bis zu den Deutschen. Aus Sibirien war Ersatz und Hilfe gekommen. Und gerade dort, in dieser Stellung, hatte man sie am dringendsten benötigt.

"Aber wo waren wir stehengeblieben?" fragt Ljoscha, lächelt und hebt sein Glas.

"Wo wir stehengeblieben waren? Ljoscha, wir sind da stehengeblieben, wo du sagtest, viele von deinen Kameraden hätten das Gefühl, sie lebten jetzt ein zweites Leben. Oder nein. Wir waren schon bei der Zeit davor stehengeblieben. Wir waren da stehengeblieben, als Walentin, als Shorshik ... wir waren da stehengeblieben, als Klawdia Michailowna Wassilewa aus dem Krankenhaus zurückkehrte und ihren Sohn Wiktor sah, als ihre beiden Schwestern, ihre Mutter und ihr Vater, der Zimmermann ... Wir waren bei der Tatsache stehengeblieben, daß jedem Leningrader, den wir hier getroffen haben, damals irgendein naher Angehöriger verhungert ist."

Der Barmixer legt eine neue Platte auf, die Rauchwarenhändler und ihre Gattinnen begeben sich auf die Tanzfläche.

"Wir sind bei dir stehengeblieben, Ljoscha, dabei, daß du und deine Kameraden noch leben; dabei, daß Mila lebt, Natalia und Lidia; dabei, daß ihr und Leningrad immer noch existieren, daß es hier und heute vier Millionen Menschen gibt, obwohl damals die Deutschen und die Finnen nur auf den Augenblick warteten, in dem das Leben in Leningrad erlöschen würde. Im Herbst 1941 schloß sich auch der Präsident der Republik Finnland der Meinung Hitlers an und soll ihm zufolge gesagt haben, daß es auch vom Standpunkt der Finnen besser sei, wenn Leningrad aufhörte, eine Großsiedlung zu sein."

"Paavo, wir sind bei so vielen Dingen stehengeblieben, daß wir keines mehr herausgreifen und sagen können: das ist es, da sind wir stehengeblieben."

"Aber sag mal, Ljoscha, wo war für dich damals in Leningrad die Grenze zwischen Pflichterfüllung und Verbrechen? Oder: glaubst du, daß die Belagerer manchmal Schuldgefühle hatten?"

"Ich suche doch keine Schuldigen. Würde ich das tun, könnte ich nicht leben. Oder jedenfalls wäre mein Leben nur Bitterkeit, vom Morgen bis zum Abend. Oder vielleicht jetzt nicht mehr, aber bestimmt noch vor etwa zehn Jahren."

"Das meine ich nicht. Denk jetzt mal an einen Deutschen wie von der Heydte. Er war damals hier. Und die Fallschirmjägertruppe war die brutalste Truppe, die außer den SS-Polizeidivisionen und den Sonderkommandos hier war. Von der Heydte ist heute Professor der Rechte an der Universität Würzburg.<sup>15</sup> Und wenn ich mir ihn vorstelle – im Ornat, das Eiserne Kreuz an der Brust – und lese, was er schreibt, bin ich wirklich erschrocken. Hat dieser Mensch jemals von etwas anderem als vom nazideutschen Übermenschentum gelebt? Er sagt heute, es habe kein Gesetz gegeben, nach dem er und seine damaligen Kameraden hätten für schuldig befunden werden können. Na, das erschüttert mich nicht, aber seine Haltung!"

"Paavo, bleib ruhig. Die Menschheit bereitet sich darauf vor, auf den Mond zu fliegen und in die Tiefen der Meere zu tauchen, und ist dennoch nicht einmal in der Lage, ein kleines Kind zu schützen."

"Ja, so ist das natürlich."

"Die damaligen hohen deutschen Befehlshaber konnten sich doch nicht einmal selbst vor der Teilnahme an Verbrechen schützen. Ich denke jetzt an den General der Kavallerie Georg Lindemann, der im Winter zum General befördert wurde und das Kommando über die 18. Armee erhielt. Schon im Herbst erschossen ihm unterstellte SS-Männer bei ihrer Ankunft vor Leningrad viertausend russische Kriegsgefangene, dort, zehn Kilometer vom *Astoria* entfernt. Als Lindemann davon erfuhr, wollte er die Schuldigen bestrafen, aber da griff Himmler ein und befahl Lindemann, die Finger von seinen SS-Helden zu lassen."

"Was hat denn dieser Lindemann selbst durchgemacht? Er wußte doch, daß Leningrad ausgerottet werden sollte!"

"Weißt du, die meisten deutschen Offiziere glaubten das Recht auf ihrer Seite."

---

<sup>15</sup> Pars pro toto ein Hinweis: " Friedrich-August Johannes Wilhelm Ludwig Alfons Maria Freiherr von der Heydte (\* 30. März 1907 in München; † 7. Juli 1994 in Landshut) war ein deutscher Staats- und Völkerrechtler, hochdekoriertes Offizier und rechtskonservativ-katholischer Politiker (CSU). Von der Heydte diente im Zweiten Weltkrieg als Stabsoffizier in der Fallschirmjägertruppe der Wehrmacht und wurde als Bundeswehrangehöriger zum ersten Brigadegeneral der Reserve befördert. In der Bundesrepublik war er eine der Schlüsselpersonen der Flick-Affäre der Union und der Spiegel-Affäre. Als Abgeordneter saß er von 1966 bis 1970 im Bayerischen Landtag.

Von 1951 bis 1975 war er Ordinarius an den Universitäten in Mainz und Würzburg für Öffentliches Recht und Politische Wissenschaften. Von der Heydte war u. a. ein Schüler von Alfred Verdross in Wien und gilt in der Rechtswissenschaft als ein wichtiger Vertreter der Naturrechtslehre im 20. Jahrhundert. Ihm wurden verschiedene Ehrungen zuteil, wie das Große Bundesverdienstkreuz." (Wikipedia, Abruf 8.11.2022, 17:31 - Der Artikel ist zur Gänze lesenswert! [https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich\\_August\\_Freiherr\\_von\\_der\\_Heydte](https://de.wikipedia.org/wiki/Friedrich_August_Freiherr_von_der_Heydte) )

"Jaja, natürlich, dieser Meinung sind sie ja immer noch. Mich würde nur interessieren, ob er wirklich einmal etwas anderes empfunden hat."

"Man sollte meinen, die Menschen seien alle gleich, wenigstens jetzt, in Europa."

"Das sollte man!"

"Einige haben doch 1944 einen Geheimbund gegen ihr System gebildet, und die wurden dann gehängt."

"Es waren wenige, sehr wenige. Sie repräsentierten nicht den deutschen Generalstab. Es waren Europäer."

"Der höchste deutsche Kommandeur während der Leningrader Belagerung, Feldmarschall von Kuchler, geriet in amerikanische Kriegsgefangenschaft, und ein Kriegsgericht verurteilte ihn 1948 wegen *Verbrechen gegen die Menschlichkeit* zu zwanzig Jahren Gefängnis."

"Die Amerikaner ließen ihn schon 1953 frei, zu jener Zeit also, als der kalte Krieg am schlimmsten war."

"Das ist eine andere Sache. Ich habe von Kuchler nur erwähnt, weil ich oft überlegt habe: Hat sich Feldmarschall von Kuchler überhaupt ein einzigesmal – wenn nicht gerade schuldig, so doch ein wenig unbehaglich gefühlt? Er weiß doch genau, was hier in Leningrad damals geschah."

"Sei unbesorgt, Paavo, das Schuldgefühl hat zum Gewissen der Machthaber dieser Welt noch nie Zugang gefunden! Vor allem dann nicht, wenn Armeen in Bewegung gesetzt werden. Du brauchst von Kuchler nicht zu bemitleiden. Solche gibt es in jedem Land auch in diesem Augenblick."

Das sagt Ljoscha, der lange geschwiegen und Rudolf und mir zugehört hat. Das Stimmengewirr wird lauter. Die Menschen sind in bester Stimmung. Der Barmixer legt keine Platten mehr auf. Ein blonder, stupsnasiger junger Mann (die Nase eines finnischen Mädchens, würde Dostojewski sagen, oder Peter Pauls eigene und seiner Leibgarde Nase) spielt auf einer elektrischen Gitarre und brüllt ins Mikrofon, daß ich zwischendurch schreien muß, damit Rudolf und Ljoscha etwas verstehen.

"Du, Ljoscha, nehmen wir noch einen Kognak!"

"Aber sicher."

"Konjak, Konjak!"

"Und für mich Kaffee und Mineralwasser! – Und was bedeuten denn für solch große Herren wie von Kuchler oder Lindemann oder Busch Begriffe wie *Verbrechen gegen die Menschlichkeit* oder *Schuld*? Kannst du mir das sagen?"

"Leere Worte eines Gelegenheitsdichters", erwidere ich darauf.

"Genau das. Das Schuldgefühl hat auch heute noch keinen Zugang zum Gewissen der Mächtigen von Staat und Gesellschaft. Ljoscha hat's gesagt."

"Zum Beispiel nicht zu dem General Westmorelands?" frage ich Rudolf.<sup>16</sup>

"Wahrscheinlich auch da nicht. Ich sprach nur von jenen damals:

von einem Doktor Otto Ambros

von Doktor Friedrich Flick

von Professor von der Heydte

von Fritz Neef<sup>17</sup>

von Doktor Karl Töpfer.

Ihre gesellschaftliche Stellung schützt sie. Die Wertschätzung, die sie sich als Männer der Wirtschaft, als Wissenschaftler, als Finanzleute, als große Kämpfer, als große Dichter erworben haben, schützt sie. Sie werden niemals von solchen unbestimmten lyrischen Begriffen wie *Schuld* oder *Verbrechen gegen die Menschlichkeit* berührt werden."

"Bei uns in Finnland wurde nach dem Krieg ein Dichter, V. A. Koskenniemi, zum Mitglied der Akademie gewählt, er war seinerzeit Mitbegründer des Schriftstellerverbandes des faschistischen Europas. Lorbeerumkränzt wurde er zu Grabe getragen, von der finnischen Emporkömmlingsintelligenz mit der Aureole antiker Trauer umgeben. Und ich bin sicher, daß er selbst nicht ein einzigesmal in seinem Leben begriffen hat, daß er in kulturinteressierten Kreisen Finnlands der allereifrigste Herold Nazideutschlands und Schüter des "Russenhasses" gewesen war. Und mir scheint, daß er an die Rechtmäßigkeit seiner Sache, an ihre aristokratische Reinheit, an ihre Ehrenhaftigkeit geglaubt hat. Wenn Goethe, in dessen Namen Koskenniemi versuchte, Finnland für die Übermenschen-Kultur des Neuen Europa zu erobern, wenn Goethe gelebt und Koskenniemis Reden gehört hätte, er wäre entsetzt gewesen."

"Ich bin sicher, daß beispielsweise Generalfeldmarschall Erich von Manstein niemals auch nur die geringsten Gewissensbisse gehabt hat."

"Von Manstein ist einer jener Guderians, die von der Nazirrhose ganz und gar durchwuchert sind. Es hat gar keinen Zweck, auf diese Weise über sie nachzudenken", sagt Ljoscha. "Nach dem Krieg spielt er in seinen Memoiren den Gentleman-General und gibt alle Schuld der Gruppe um Hitler und dem OKW, weil eine solche Anschuldigung im nachhinein zu den Modekrankheiten der Generale der deutschen Wehrmacht gehört. Seine Befehle während des Krieges sind jedoch ganz anderer Art. Es sind grauenvolle Befehle, wie etwa: das jüdisch-bolschewistische System sei

<sup>16</sup> Er war Oberbefehlshaber der US-Truppen im Vietnamkrieg zwischen 1964 und 1968.

<sup>17</sup> Verwaltungsbeamter, der sich offenbar mit informeller Weißwaschung der personellen Kontinuität zwischen Reichswirtschaftsministerium und Bundeswirtschaftsministerium hervorgetan hat.

auszumerzen, der deutsche Soldat sei der Vertreter der rassistischen Rechtgläubigkeit – und so weiter und so weiter."

"Von Manstein wurde im vergangenen Herbst achtzig Jahre alt. Ob er wohl wenigstens einmal so etwas wie Trauer angesichts seiner Untaten empfunden hat?" frage ich mich.

Und Ljoscha hebt sein Glas. "Die Trauer allein vermag Zugang zu den Gedanken und zum Gewissen des Machthabers wie des gemeinen Mannes zu finden. Die Trauer, Paavo. Die Trauer!"

"Fangt jetzt nicht an zu saufen!"

"Schau mal, Paavo, dort, wo von den Mauern der gewaltigen militärischen, ökonomischen oder kulturellen Autorität Schuld, Gesetz, Gewissen oder Vernunft abprallen, dort kann nur die Trauer eindringen!"

"Jaja, Ljoscha. Davor konnte nicht einmal Goethes Faust seine Tür verschließen."

Ljoschka senkt den Kopf, schaut auf den Tisch und beginnt dann mit monotoner Stimme gleichsam zu deklamieren: "Und aus der eisigen Stille des Januars und Februars in Leningrad, von den eiskalten Leichen, aus dem Hunger erhebt sich die Trauer – die Trauer der Mutter, die Trauer des Kindes, die Trauer des Bruders, die Trauer des Vaters, die Trauer der Schwester, die Trauer des Sohnes, die Trauer der Tochter, die Trauer der Großmutter, Leningrads Trauer. Nur sie kann durch die deutsche Belagerung hindurchdringen, eindringen in die von der Nazipest abgestumpften Sinne, sie kann Weinen, Verzweiflung, Bitterkeit dort auslösen. In der Trauer liegt der Same für die Umkehr."

"Was? Sprich lauter, ich habe nichts verstanden", sagt Rudolf.

"Dieser verdammte Gitarrenbengel schreit so laut!" sage ich.

"Ich kann dir das nicht zubrüllen, Rudolf."

"Wir können ja bitten, er möchte ein wenig leiser singen ... He, komm mal her, Junge!"

"Rudolf, laß ihn doch erst sein Lied zu Ende singen."

"Und bitte um ein besseres Lied, weißt du, so eins von damals!"

"Aber Paavo, hier sind noch andere Leute als nur wir, ich mag da nicht hingehen und ihn um andere Lieder, Lieder aus dem Vaterländischen Krieg, bitten."

"Warum nicht?"

"Sieh mal, die anderen könnten denken, wir Sowjetmenschen spielten immer wieder dieselbe Leier."

"Doch, wir möchten das jetzt hören. Oder was, Ljoscha? Irgendetwas aus jener Zeit, etwas, das ihr dort auf den Höhen von Pulkowo gesungen habt."

Sieh mal, bei uns wurden nur finnische Lieder gesungen oder Edelweiß oder Lilli-Marlen, die Dinger kenn ich. Wär schön, so was zu hören ..."

Und da, mitten in meinem Satz, fängt Ljoscha an lauthals die Melodie von Lilli-Marlen zu pfeifen.

"Jetzt bloß das nicht, pfeif deine eigenen Lieder!"

"Hört mal, Rudolf und Paavo, da erinnere ich mich an ein Lied."

"Sing deine russischen Lieder, die deutschen kennen wir. Sing du, Rudolf, wenn Ljoscha nicht will."

"Nun wartet doch. Wir sprachen doch vorhin davon, daß Schuldgefühle, Gewissensbisse nie in die Gefühlswelt der Mächtigen dieser Welt gelangen. Aber die einfachen Menschen konnten sie empfinden. Diese Menschen ließen sich ansprechen. Zumindest die Trauer erreicht sie schneller als die von Kücklers, die von Mansteins, die Westmorelands, die Lindemanns. Hört mal, ich erinnere mich ... Ich muß das nur aus dem Gedächtnis hervorkramen."

"Wovon sprichst du, Ljoscha?"

"Paavo, kannst du das Gedicht von Goethe auswendig, ich meine *Kennst du das Land, wo die Zitronen blühen?*"

"Ich muß mal nachdenken, ob ich da noch eine ganze Strophe zusammenbekomme."

"Was, zum Teufel, redet ihr da?"

"Versuch dich zu erinnern, Paavo!"

"Ich versuch's, aber wozu?"

"Frag jetzt nicht, sag es, falls du dich erinnern kannst!"

"Ich weiß nicht mehr. *Kennst du das Land* –, nein, ich erinnere mich nicht."

"Kennst du das Land...wo die Zitronen blühen, im dunkeln Laa...ub die Goldooran...gen glühen, ein san...fter Wii...nd vom blau...uuuen Himmel weeht, die Myrthe stiiilll...und hoch der Looor...beere steht, ke...eenst duuu es wohl –"

"Rudolf singt es ja, der kann es noch."

"Natürlich kenne ich das, das wird doch nach dieser Melodie gesungen. Goethes Gedicht *Mignon*."

"Sing noch mal, Rudolf, dann sing ich dieselbe Melodie mit anderem Text", sagt Ljoscha, und Rudolf singt. Und als er aufhört, steht Ljoscha auf und singt:

"Kennst du das Land, wo nie die Sonne lacht,  
wo man aus Menschen Idioten macht,  
wo man verliert Moral und Tugend.  
Leningrad, du Räuber unserer Jugend."

– Das war so ein Lied. Na ja, auf Goethe, Paavo!"

Rudolf und ich sind verduzt.

"Wo hast du denn das gelernt?"

"Auf den Höhen von Pulkowo. Unsere Jungs fanden es in der Brusttasche eines gefallenen deutschen Soldaten und brachten es natürlich zu mir. Damals war ich tatsächlich erschrocken. Das war ja eindeutig nach Goethes Gedicht *Kennst du das Land* gemacht! Und der Rhythmus ist derselbe! Es wurde also auf dieselbe Melodie gesungen. Aber wie bitter, wie verzweifelt. Alle Nazi-Illusionen sind verfliegen. Damals begriff ich wirklich, daß uns dort, auf der Seite der Deutschen, auch Menschen gegenüberstanden."

"Hatte es noch mehr Strophen?"

"Ja, doch an die kann ich mich jetzt nicht mehr erinnern. Aber das Stück Papier habe ich noch zu Hause."

"Das mußt du uns mal zeigen."

"Hört mal, ich erinnere mich an eine andere Strophe:

Heil Hitler, unser Führer,  
das Volk wird immer dürrer,  
die Führung immer fetter,  
nur Stalin ist unser Retter.

– So bitter!"

"Und ob! Welche Hoffnungslosigkeit!"

"Wann hast du das Gedicht bekommen?"

"Moment mal, das war dort auf den Höhen von Pulkowo . . . Das muß Ende Februar 1942 gewesen sein."

"Damals schon!"

"Du hättest das Gedicht dem ganzen Regiment zeigen müssen; wenn überhaupt etwas, so spiegelt doch das die wirkliche Stimmung wieder, die schon damals bei den Belagerern oder doch bei einem Teil von ihnen herrschte."

"Rudolf, die kannten wir ziemlich genau. Die Begeisterung der deutschen Truppen ließ schon im Dezember nach. Und im Januar war die Stimmung bereits einem eindeutigen geistigen Zusammenbruch gleichzusetzen, mögen die einstigen Wehrmachtsgenerale heute über die Vortrefflichkeit des deutschen Soldaten sagen, was sie wollen."

Ljoscha muß lachen.

"Na, Ljoscha!"

"Der Mensch hat zwei Kognak getrunken und ist schon betrunken", sagt Rudolf. Er ist Abstinenzler, unsere Kognaktrinkerei mißfällt ihm.

"Davon kann das nicht kommen. Ljoscha, warum lachst du so?"

"Paavo, bestellen wir noch eine dritte Runde", sagt Ljoscha und lacht immer weiter.

"Da siehst du's, ich hab's ja gesagt", zischt Rudolf mir zu.

"Nein, aber ich sah nur wieder ein Bild aus dem Jahr 1942 vor mir. Es war März, Ende März. Ich entsinne mich, die Schneedecke war an einigen Stellen schon durchbrochen. Mir fiel das von der Spaltung der Persönlichkeit des einfachen deutschen Soldaten ein. Wir versuchten doch mit unserer Propaganda, der Suggestion, der diese Soldaten seit Hitlers Machtergreifung ausgesetzt waren, entgegenzuwirken. Wir sprachen über Lautsprecher zu ihnen und sendeten Musik, wirklich gute deutsche Musik. Das hat zwar damals noch keine sichtbaren Ergebnisse gezeitigt, aber schon 1943 kamen Deutsche mit erhobenen Händen in unsere Stellungen und gaben sich gefangen."

"Erzähl schon, worüber hast du gelacht?"

"Unsere Lautsprecher waren im März 1942 auf die deutschen Stellungen gerichtet. Die hatten miserable Stellungen, sie hatten nämlich keine Ahnung von Grabenausheben. Und da ihre Stellungen tiefer lagen als unsere, wußten wir, daß sie bis zu den Knien im Wasser waten mußten, weil auch bei uns das Wasser schon in die Laufgräben drang."

"Nun red nicht herum, erzähle lieber, warum du gelacht hast!"

"Unsere Lautsprecher forderten sie den ganzen Tag über auf: Kommt nach Leningrad, da könnt ihr eure Stiefel trocknen, da bekommt ihr zu essen. Ihr bekommt etwas Warmes, nehmt eure Offiziere gefangen und kommt zu uns, dann bekommt ihr dies und das – die Propaganda mochte ihnen den siebten Himmel versprochen haben. Und schließlich hielten die Nerven der Deutschen das nicht mehr aus. Sie erhoben aus ihren Stellungen eine große Papptafel. Darauf war kein Text. Nur eine Malerei, eine internationale Soldatenzote, das natürliche Gegenstück zum männlichen Glied. Wir begannen alle zu lachen, als wir ihren Zorn und ihre Gereiztheit mit eigenen Augen sahen und uns vorstellten, mit welcher Verbissenheit sie die Tafel zusammengeschiert hatten. Auch unsere Kommissare, die den ganzen Tag lang abwechselnd hinübergesprochen hatten, verstummten eine Zeitlang; als sich ihre erste Verblüffung wieder gelegt hatte, brachen auch sie in Gelächter aus und sprachen an dem Tag kein Wort mehr hinüber. Du begreifst wohl, daß uns nicht das Bild belustigt hat, sondern die Vorstellung, wie wütend und verbissen sie an ihrem Kunstwerk gepinselt hatten."

"Paavo und ich haben einige Leute getroffen, die während der deutschen Besetzung in dem Dorf Ligowo und in Urizki einquartiert waren. Das waren Leute aus dem Volk, Ingermanländer, sie berichten, daß die Deutschen

ungewöhnlich viel Schnaps tranken. Das ist ein überraschender Zug bei einem ordentlichen Deutschen."

"Aber sag, Ljoscha, wie in aller Welt war es möglich, daß ihr kein Fleckfieber bekamt? Unter den Deutschen wütete es doch gegen Ende des Winters 1942."

"Das ist freilich verwunderlich."

"Und auch die Zivilisten in Leningrad hatten keins. Rudolf und ich wissen das, wir haben so viele Menschen befragt, aber keiner hat davon gesprochen. Doch, ein einziger Fall ist uns bekannt. Ein kleiner Junge. Und auch das ist nicht sicher. Es war nur die Diagnose der Mutter des Jungen. Der Junge wurde allerdings mit Medikamenten gegen Fleckfieber behandelt."

"Wenn das Fleckfieber in dem notleidenden und ausgehungerten Leningrad gewütet hätte, hätte es reinen Tisch gemacht."

"Aber sag mal, woher kam es, daß es bei den Deutschen grassierte? Ihr hattet doch auch Läuse."

"Doch."

"Und die Leningrader Einwohner hatten welche. Sie erzählen das selbst."

"Die deutschen Militärärzte, die sich mit dem Fleckfieber befaßt haben, nehmen an, daß für die Leningrader das Fleckfieber eine Art Kinderkrankheit wie die Masern gewesen sei, gegen die sie inzwischen immun geworden waren. Aber das ist dummes Gerede. Man nahm an, daß in den dreißiger Jahren die Verhältnisse in Leningrad die gleichen gewesen seien wie die in jedem beliebigen russischen Nest zur Zarenzeit."

"Die Deutschen nannten das die Gespensterkrankheit, denn bei einigen ihrer Formen verhielten sich die Patienten wie Geistesgestörte. Dann gab es es das eigentliche Fleckfieber; dann das Eiterfieber, das schon Napoleons Leibarzt Larrey kannte, bei diesem Fieber gelangen Eitererreger in den Blutkreislauf. Larrey hielt die Krankheit für ein Nervenleiden, das von der Kälte verursacht würde. Und dann noch die schwächere Form des Fleckfiebers, das Wolhynische Fieber. Aber auch das konnte einen Menschen um den Verstand bringen, denn es rief Halluzinationen und Schlaflosigkeit hervor."

"Das ist eigenartig."

"Ja, sicher. Das war nämlich für die Deutschen ein so großes Problem, daß sie sogar in den Stellungen an ihren Landesgrenzen Entlausungsanstalten bauten, damit die Krankheit sich nicht nach Deutschland verbreitete, aber sie gelangte trotzdem dorthin: die Läuse wanderten unter dem Gips mit den Patienten mit. Und ich habe hierüber auch mit finnischen Ärzten gesprochen. Die wundern sich nur."

"Dann, im Frühjahr, als Leningrad wieder Wasser bekam, verschwanden auch die Läuse."

"Ja, ja. Aber vorher?"

"Nun laßt doch endlich eure Läuse!"

"Dafür gibt es keine Erklärung. Man kann sich nur wundern."

"Natürlich gibt es eine vernünftige Erklärung dafür, wenn sie auch phantastisch anmutet. Ein finnischer Arzt hat sie mir gegeben. Er meinte, daß der Läusestamm der Leningrader nicht jene Läuse hereingelassen habe, die die Deutschen hatten."

"Der Abstand zwischen den Kampfstellungen war so groß, daß sie ohnehin nicht hinüberkamen."

"Nein, mein Lieber, wir haben doch Gefangene gemacht, und deutsche Spione in der Uniform der Roten Armee kamen sogar bis nach Leningrad hinein. Die Kinder haben sie erkannt, denn Kinder haben ein sehr scharfes Auge. Also, das ist keine Erklärung."

"Dann lassen wir's ungelöst."

"Na ja."

"Jedenfalls waren die Läuse der Deutschen mit dem Erreger des Fleckfiebers, mit der Rickettsia Prowazek, behaftet, während die Leningrader diesen Erreger nicht hatten."

"Nun denk nicht mehr daran, um Gottes willen!"

"Das war Leningrads Glück."

"Das wohl auch. Aber wißt ihr, Rudolf und Paavo, was mir wie ein Glück vorgekommen ist? – Wenn wir jetzt noch mal davon sprechen wollen ... Daß der Krieg erst im Herbst und der Hunger erst im Oktober und November ausbrach. Die Frauen ertrugen es besser als die Männer. Die Männer erkrankten im Dezember und im Januar an der Wassersucht und der Auszehrung. Die Frauen litten erst im April und Mai darunter. Und die Frauen haben das Leben in Leningrad aufrechterhalten."

"Ich begreife."

"Als die Frauen dem Hungertod zum Opfer fielen, da war es schon warm. Sie brauchten nicht gegen die Kälte anzukämpfen. Dagegen: wenn der Ring sich schon im Juni geschlossen hätte, wären die Männer im Oktober und November krank geworden und die Frauen, die das Leben aufrechterhielten, im Januar und Februar, zur schlimmsten Zeit. Wer hätte sich dann nach Brot für die Kinder angestellt, wer hätte das Zimmer geheizt, wer ... , ja, ich stelle nur so eine Hypothese auf, damit ihr die Mühe der Frauen dieser Stadt richtig –"

Ich verstehe, hebe mein Glas und unterbreche Ljoscha. "Auf die Leningrader Frauen!" sage ich und stehe auf.

"Auf die Leningrader Frauen!" Rudolf erhebt sich.

"Auf die Leningrader Frauen!" Ljoscha erhebt sich.

Die Musik hat aufgehört. Der Gitarrenboy ist offenbar gegangen. Wir haben uns die ganze Zeit über eifrig, ja hitzig unterhalten. Wahrscheinlich sind die Leute am Nebentisch Deutsche, denn ich merke, daß sie hier und da ein Wort von unserem Gespräch verstanden haben müssen. Oder sie verstehen Deutsch, denn sie verdrehen die Augen und starren uns an, als wären wir Phantome der Vergangenheit.

**Auf dem "Lebensweg" des Ladoga spritzt schon  
das Wasser aus den Autospuren**

DIE TOPOGRAFISCHE Abteilung der 42. Armee befand sich in der Nähe des Smolny in der Woinowstraße. Ich war dort Offizier. Wir gabelten die deutschen Geschütze ein, die Leningrad beschossen.

Und während der schlimmsten Zeit der ganzen Belagerung wohnte meine Familie in der Stadt: meine Frau, der dreijährige Sohn, die neunjährige Tochter, meine Mutter, meine Schwester und meine beiden Onkel. Sie bekamen die Rationen für Fürsorgeberechtigte. Wir Offiziere der Topografischen Abteilung erhielten in der schlimmsten Zeit hundertfünfzig Gramm Brot und einen großen Zwieback. Das sollte theoretisch die Dreihundert-Gramm-Ration darstellen, die uns laut Verordnung zustand.

An den Zwieback werde ich mich wohl mein ganzes Leben erinnern. Ich habe ihn niemals gegessen. Ich nahm ihn immer mit nach Hause.

Wenn damals die Leningrader Mütter Ängste und Qualen ausstanden, so auch diejenigen Leningrader Väter, die in der Stadt waren und regelmäßig nach ihrer Familie sehen konnten, so wie ich. Ich erinnere mich an meinen Jungen, wie er aussah, wenn ich nach Hause kam und von Hause fortging. Der eine Zwieback reichte nur in der ersten Not für beide Kinder aus. Weder der Junge noch das Mädchen verstanden, warum Vater wieder fortgehen mußte, Vater, der ihnen den Zwieback gebracht hatte.

Auch ich litt an Unterernährung. Meine Beine schwellen an, mir schwindelte, und im Frühjahr verschwanden die Zähne – Skorbut –, aber meine Familie blieb am Leben, bis sie im Mai über den "Lebensweg" des Ladoga ins Hinterland evakuiert wurde. Nur der eine meiner Onkel starb.

Kommandeur unserer Abteilung war Oberst Nasarow. Seine gesamte Familie verhungerte in jenem Winter. Ich verstehe heute noch nicht, wie ich meine Familie am Leben erhalten konnte. Ich versuchte, alles Erdenkliche zusätzlich für sie heranzuschaffen. Einmal zum Beispiel hörte ich, daß sich im westlichen Teil der Stadt, dicht vor den deutschen Stellungen, im Niemandsland, ein Kraftfuttersilo befand. Eines Nachts ging ich mit meinen Kameraden dorthin. Die Deutschen hatten wahrscheinlich etwas gehört. Sie beschossen das Silo in kurzen Abständen mit Maschinengewehren. Mit Spaten hackten wir gefrorenen Kohl los, und ich brachte meinen Anteil nach Hause. Einmal holte ich in der Nähe der Karelischen Landenge am Finnischen Meerbusen einen Mann unserer Abteilung, der unvermutet lange brauchte, seinen Auftrag dort auszuführen. Das war in Lisi Nos. Der Mann war dageblieben, weil es dort gut zu essen gab. Ich holte ihn, aber ich brachte auch Wurzeln und etwas

Fleisch mit nach Hause. Und am 23. Februar 1942, also in der allerschlimmsten Zeit, wurde der Tag der Roten Armee, der 24. Jahrestag, begangen. Die Menschen aus dem Hinterland hatten Pakete nach Leningrad gesandt, die an Soldaten verteilt werden sollten, die Frau und Kinder in der belagerten Stadt hatten.

Das Paket, das ich für meine Familie erhielt, war im Ural, im Gebiet Swerdlowsk, abgeschickt worden.

Und ich muß sagen, daß dieses Paket meinen Kindern das Leben rettete. In ihm befanden sich

ein Ferkelbraten von drei Kilo

Lachs, roter

Zucker

zehn gekochte Eier

eine große Tüte Zwieback

Zigaretten

Machorka

eine kleine Flasche Wodka und

ein unheimlich langes Ende Krakauer Wurst.

UNSERER TRUPPENABTEILUNG wurde einmal zu Ende des Winters 1942 ein nach der Novelle "Fettklößchen" von Maupassant gedrehter Film gezeigt. Dort kamen viele Nonnen vor, die zu Pferde ritten und die ganze Zeit über aßen. Fortwährend mampften sie die verschiedensten Käsesorten und kramten aus ihren Proviantbeuteln, bodenlosen Proviantbeuteln, ihr "Mitgebrachtes" hervor, ununterbrochen.

Das war eine fürchterliche Pein.

Schließlich hielten es die Nerven unseres Kommissars nicht mehr aus, er stand auf und rief: "Welcher verdammte Idiot hat sich ausgedacht, uns so einen Film zu schicken! Könnt ihr nicht endlich aufhören? Das ist ja eine Quälerei!"

ALS DIE Brotration auf sage und schreibe zweihundertfünfzig Gramm am Tag erhöht wurde, hatten wir fast das Gefühl, ein Fest bräche für uns an.

Wir wurden ja ganz andere Menschen, auch am Theater. Die Grammzahl der Brotration war nicht die Hauptsache bei unserer Freude – wir begriffen, jetzt geht es aufwärts, jetzt haben wir den Tiefpunkt unserer Durchhaltefähigkeit überwunden, das schlimmste Stadium des Hungers, von nun an wird sich alles zum Besseren wenden.

ALS DER Krieg begann, war ich drei Jahre alt.

Es ist schwer zu sagen, wo ich von meinen eigenen Erinnerungen spreche und wo ich das berichte, was meine Mutter mir erzählt hat.

Ja, die Ratten.

Die gab es in Mengen. Große Ratten. Ich war klein.

Damit sind bei mir keine deutlicheren Eindrücke verbunden: nur Ratten auf jedem Flur, in jeder Situation. Also habe ich das, woran ich mich da erinnere, wahrscheinlich selbst erlebt.

Ich entsinne mich nicht einmal des Hungergefühls.

Ein Bild ist sehr lebendig, es kann aus dem Jahre 1943 oder auch 1942 stammen, aber wahrscheinlich aus dem Jahre 1942. Ich weiß heute, daß die Deutschen vor Leningrad die Kinder und die Frau unseres Leiters Maximow lebendig begruben. Maximow selbst konnte entkommen und auch noch Sachen mitnehmen. Ich bekam alle Puppen seiner Töchter.

In jenem Frühjahr ging ich oft im Park des Puschkin-Theaters mit einer Frau spazieren, die Zwillingstöchter in meinem Alter hatte.

Ich erinnere mich – oder bilde mir ein, mich zu erinnern – daß es an einem schönen Tag war.

Die Zwillinge sagten: "Hol deine Puppen."

Ich wollte sie nicht holen, wollte nicht mit ihnen "zusammen" spielen, ich hatte Angst um die Puppen, ich wollte sie schonen.

"Geizhals, Geizhals!" foppten mich die Zwillinge immerzu. Schließlich war ich einverstanden und ging, meine Puppen zu holen. Meine Mutter und ich wohnten damals im Puschkin-Theater. Als ich den Park verlassen hatte, schlug dort ein Geschloß ein. Ich hörte eine Explosion. Der Druck warf mich um. Ich begann zu weinen. Die Granate hatte meine Spielkameradinnen und ihre Mutter getötet. Ich floh. Und als ich die Tür des Theaters öffnete, saß da eine große Ratte auf der Schwelle. Das weiß ich noch. Ich erinnere mich genau. Eine riesengroße Ratte. Die jetzige Frau des Schauspielers Maslennikow nahm mich in ihre Arme.

IM HERBST 1941 stellte die Pharmazeutische Fabrik ihre Tätigkeit ein. Leningrad war ohne Medikamente. Ihre Lieferung auf dem Luftwege war umständlich, teuer und unsicher. Da schlug die Parteileitung der Stadt dem Institut für organische Chemie der Universität Leningrad vor, es solle mit der Herstellung einiger unbedingt notwendiger Medikamente beginnen, und wenn es auch nur im Laboratoriumsmaßstab wäre.

In den Räumen der Leningrader Universität konnte eine solche Arbeit nicht durchgeführt werden: sie wurden laufend bombardiert, sie befanden sich ja in der Nähe der Newa, wo große Kriegsschiffe vor Anker lagen, und bald

war die Universität auch völlig zerbombt. Als Produktionsstätte für die Medikamente wurden dann die Räume der Urizkier Tabakfabrik an der Ecke Sredni Prospekt und 8. Linie auf der Wassili-Insel gewählt. Mit dem Tabak, der in den ehemaligen Räumen des Werks hergestellt wurde, hatten wir nichts zu tun. Wir bekamen die Räume im Hofgebäude und begannen dort Medikamente herzustellen. Unsere Aufgabe war es, Aspirin und Sulfonamide zu produzieren, neue Möglichkeiten für die Gewinnung von Vitaminen zu finden, neue organische Verbindungen zu entwickeln.

Der Deckname des Labors war Sonderabteilung Nummer 3.

Hier entwickelten wir unter primitiven Verhältnissen unter anderem einen Stoff namens Phenomin, der früher in Leningrad nicht bekannt war. Das war ein Stoff, der das Angstgefühl minderte und wurde jedenfalls unseren Piloten verabfolgt.

Weiterhin entwickelten wir verschiedene Mittel gegen Läuse, das Dust-Pulver kannte man ja damals noch nicht. Die Menschen, die sich nicht waschen konnten, hatten unter den Läusen sehr zu leiden. Wenn ich mir manchmal unsere stationären Patienten ansah, so bemerkte ich, daß einige den Kopf so voller Läuse hatten, daß man die Kopfhaut nicht sehen konnte, daß man nicht erkennen konnte, wo die Haare anfangen – in der Läuseschicht oder auf der Kopfhaut.

Weiterhin behandelten wir Tannennadeln mit schwacher Schwefelsäure und entwickelten ein Getränk, in dem reichlich Vitamin C enthalten war. Das wurde dann in vielen Kinderkliniken und Kinderheimen verwendet. Zugleich entdeckten wir, daß Sauerkohlsaft reichlich Vitamin C enthielt. Wir gaben etwas Sacharin hinzu und erhielten daraus ein beliebtes Vitamin-C-Getränk für Kinder; Sauerkohl gab es in den Speichern ja doch noch ziemlich reichlich. Weiter fanden wir heraus, daß man aus einem Stoff, aus dem man Leim macht, Traubenzucker gewinnen kann. Ich weiß nicht, aber ich glaube, wir waren die ersten Forscher, die zu jener Zeit Glukose durch das Verzuckern von Fasern herzustellen versuchten.

SEHEN SIE, die Sache ist doch die: wir wußten, wie sich die Deutschen in den von ihnen besetzten Gebieten aufführten. Sie haben sicher Hunderte von Leningradern berichten hören, daß sie nicht ein einzigesmal daran gedacht haben, was passieren würde, wenn die Deutschen hierher kämen. Solch einen Gedanken gab es gar nicht. Jeder wußte, daß es den Tod bedeutet hätte. Und an so etwas kann der Mensch nicht fortwährend denken.

Und wenn ich Ihnen sage, daß der Mensch, von dem Maxim Gorki in seinem Werk "Unter fremden Menschen" träumt, hier tatsächlich geboren

wurde und das Eindringen der Deutschen in Leningrad verhinderte, dann nimmt sich das in Ihren Ohren vielleicht wie eine Phrase aus. Aber bevor Sie Ihre Schlußfolgerungen ziehen, denken Sie an all das, was die wertvollsten Männer und Frauen dieses Volkes vor der Revolution erhofft hatten. Ich nehme mich selbst als Beispiel. Ich bin in Tomsk geboren, in Sibirien, und habe dort das Abitur gemacht. Mein Vater war zur Zeit Nikolais II. aus politischen Gründen dorthin verbannt worden. Und Menschen wie meinen Vater gab es dort viele. Von der Universität ging ich freiwillig zur Roten Armee und kämpfte 1918/19 mit der Waffe in der Hand. Ich bin immer Revolutionär gewesen. Mein Vater war einer, und schon mein Großvater ist ein Revolutionär gewesen. Und meine beiden Söhne, der eine, der mit sechzehn Jahren in Leningrad verhungert ist, und der andere, der im Januar 1943 an der Leningrader Front gefallen ist, auch sie waren Revolutionäre. Dieses Wort hat in unseren Ohren einen menschlichen Klang, es bedeutet uns vor allem Menschlichkeit. Wie also hätten wir uns der Sklaverei der braunen Pest, die sich vom Herzen Europas ausbreitete, unterwerfen können, wir, die wir schon seit mindestens zwei, drei Generationen eine neue, wahrhaft humanistische Haltung anstrebten! Eine andere Frage ist es natürlich, ob wir das schon erreicht haben. Und bedenken Sie, daß die ganze Intelligenz dieses Landes so dachte.

Erinnern Sie sich, wovon Anton Pawlowitsch Tschechow träumte? Von einem neuen Menschen.

Vielleicht haben wir das noch nicht verwirklichen können, aber wir haben uns aufrichtig darum bemüht.

Anton Pawlowitsch gehörte zur Generation meines Vaters. Leo Tolstoi zu der meines Großvaters.

Sie dort hinter Ihren Grenzen sehen nur, was sich an der Oberfläche dieses Landes abspielt.

Dieses Volk ist ein sehr großer Baum mit tiefreichenden Wurzeln, wie eine Eiche. Sie sehen oft nur, wie seine Blätter die Farbe wechseln. Und wir selbst sehen unser eigenes Volk oft ebenso: als Blätter.

Wenn Sie wissen, wie tief die Wurzeln der Eiche reichen, dann können Sie mich vielleicht besser verstehen, wenn ich sage: wir Leningrader haben nicht einmal daran gedacht, daß die Deutschen in unsere Stadt eindringen könnten.

IM FEBRUAR wurde zusammen mit anderen Angehörigen der Belegschaft des Fünften E-Werkes auch meine Familie evakuiert.

Man stellte uns drei Lastwagen zur Verfügung. Wir brachten unsere Familien auf die Reise über den Ladoga, über den "Lebensweg".

Ich war sehr nervös.

Denn dieser Weg wurde von den Deutschen bombardiert. Ich schickte meine Familie in die Nähe von Nowosibirsk, weil dort der Bruder meiner Frau wohnte. Wegen der langen Reise habe ich anderthalb Monate kein Lebenszeichen von ihnen erhalten.

Als dann ein Brief kam, fiel mir ein Stein vom Herzen: sie waren dein Hunger entronnen.

MEIN MANN war Hauptmann der Reserve und kämpfte an der Front. Zu Hause waren wir in Petroskoi. Zu Kriegsbeginn fuhr ich mit den Kindern nach Leningrad, um meinen Vater und meine Mutter aufzusuchen, um, solange mein Mann im Krieg war, bei meinen Eltern zu bleiben. Ich blieb dann auch in Leningrad. Meine monatliche Unterstützung jedoch wurde an einen verkehrten Ort geschickt – nach Moskau. Ich mußte fast die ganze Zeit der Belagerung über mit zwei Kindern unter fünfzehn Jahren zurechtkommen, und ich hatte nicht einmal Geld für Brot. Aber ich hatte eine gute Axt, eine Säge und einen Schlitten. Ich sägte Holz, brachte es zum Markt und verkaufte es dort. So bekam ich Geld fürs Essen.

In unserem Zimmer befand sich ein richtiger Ofen, ein guter Ofen. Wir hatten es immer warm. Und das rettete denn auch meinen Kindern das Leben.

Auf dem Markt wurden die Milizionäre auf mich aufmerksam, sie sahen mich ja oft dort.

"Sie verkaufen Holz von Berufs wegen?"

"Allerdings!"

"Kommen Sie mit aufs Revier."

Ich ging mit ihnen und schilderte ihnen meinen Fall. Sie kamen zu mir nach Hause, um sich zu überzeugen. Danach kümmerten sie sich um meine Geldangelegenheit.

Ich war vierunddreißig Jahre alt. Mein jüngstes Kind war zu Beginn des Krieges elf Monate alt. Ich hätte es gern weiter gestillt, als die Rationen kleiner wurden, aber meine Milch versiegte. Das war im Oktober. Ich mußte den Jungen an die Hungernahrung gewöhnen. Das war unter jenen Umständen gefährlich. Ich kochte alles ab, was ich ihm gab, und goß es dann durch ein Sieb, damit er keine Ernährungsstörungen bekäme. Und er

ist gut durchgekommen. Abgesehen davon, daß er im August, als die Lebensmittelsituation noch besser war, ein viel lebhafteres Kind gewesen war. Er konnte schon so viel sprechen, wie es dreizehn Monate alte Kinder eben tun, und er konnte schon zwei, manchmal sogar drei Wörter hintereinander sprechen, etwa: Mama kommt, Lidia geht, Vater Krieg, Bombe gefallen, Mutter hat Brot, Lidia hat Brot.

Die Ernährung während der Hungerperiode raubte ihm die Aktivität.

Und merkwürdig: sie raubte ihm auch seine Sprache.

Er vergaß die Wörter, die er im August schon gesprochen hatte.

Er sprach überhaupt nicht mehr.

Und erst, als er über drei Jahre alt war, fing er von neuem an zu sprechen. Wir hatten keine Läuse, weil wir immer Holz hatten und einen Ofen und weil der Weg zum Wasser nicht weit war. Ich wusch den Jungen ebenso wie meine dreijährige Tochter jeden Tag, mich natürlich auch. Die Läuse waren eine große Plage für viele, die sich nicht waschen konnten. Trotzdem erkrankte der Junge an Fleckfieber.

Da ging ich zu einem Arzt.

Der sagte: "Sie wohnen im dritten Stock?"

"Ja."

"Bringen Sie den Jungen her."

"Ich kann ein fieberndes Kind noch nicht einen so langen Weg mit dem Schlitten ziehen!"

"Und ich kann den langen Weg auch nicht zu Fuß laufen und dann noch in den dritten Stock hinaufklettern. Ich kann nicht!"

Das sagte der Arzt.

Ich ging nach Hause, holte meine eigene Brotration und kehrte ins Krankenhaus zurück.

"Geben Sie mir Medizin und sagen Sie mir, wie sie angewandt wird", sagte ich zum Arzt.

Und so wurde der Junge gerettet.

Am 29. März konnte ich zusammen mit meinen Kindern über den Ladoga-"Lebensweg" nach Swerdlowsk, zum Ural, fahren, und das war natürlich unser Glück, denn kurz vor der Abreise hatte ich das Gefühl, daß ich mich nicht mehr auf den Beinen halten könnte. Besonders dann, wenn ich nach Brot anstand und sah, wie einer der Wartenden umfiel.

Fiel einfach so zu Boden und stand nicht wieder auf.

Das passierte besonders Männern und kleinen Jungen.

Und ich hätte wahrscheinlich auch die Evakuierungsreise nicht überstanden und hätte mich dabei vor allem nicht ordentlich um die Kinder kümmern können, wenn ich nicht drei Wochen vor meiner Reise einen

großen Rucksack voll Brot erhalten hätte. Ich war damals mit dem Schlitten unterwegs und suchte Holz.

Ein Oberst kam auf mich zu und sagte: "Mein Rucksack ist so schwer. Könnte ich ihn auf den Schlitten stellen?"

"Das ist ein großer Rucksack. Den kann ich nicht ziehen", sagte ich, denn zu der Zeit konnte ich schon nicht mehr als fünf Liter Wasser auf einmal tragen.

"Ich werde schon ziehen. Ich habe es nicht weit. Ich will nach meiner Frau und meinen Kindern sehen. Laufen Sie hinterher oder setzen Sie sich auf den Schlitten. Ziehen ist leichter als Tragen."

Na, ich überließ ihm den Schlitten und ging hinterher.

"Hier ist es. Die Fenster dort gehören zu meiner Wohnung. Dort wohnen meine Frau und meine zwei Kinder. Der Junge ist dreizehn und das Mädchen noch ein ganz kleines Baby. Warten Sie, ich mache den Rucksack im Haus auf und gebe Ihnen gleich etwas, was ich von der Front mitgebracht habe, als Dank; wir können ihn ja nicht hier auf der Straße aufmachen", sagte der Oberst.

Ich blieb und wartete.

Und er kam auch bald zurück, aber der Rucksack war immer noch voll.

Er setzte sich neben mich auf den Schlitten und begann zu weinen.

"Ich habe weder Frau noch Kinder mehr. Die Nachbarn haben's erzählt. Gestorben, alle sind gestorben. Was soll ich jetzt noch mit diesem Rucksack? Für sie habe ich ihn hergebracht."

Und er weinte lange.

Ich versuchte ihn zu trösten. Ich erzählte ihm, daß auch mein Mann im Krieg sei, daß er Hauptmann sei und auch ich kleine Kinder habe. Aber was für ein Trost konnte ihm das schon sein! Er wiederholte nur immer zwischen seinen Weinkrämpfen: "Gestorben, gestorben, alle sind gestorben." Schließlich stand er auf und wollte fortgehen.

"Ihr Rucksack!"

"Den lasse ich Ihnen. Ich brauche ihn nicht."

Und dieser Rucksack voll Essen reichte uns für zwei Wochen. Ich entsinne mich, wie ich nach Hause kam und zu meiner dreijährigen Tochter sagte: "Jetzt kocht Mutter uns Brotsuppe".

Sie können sich vorstellen, wie sich das Kind freute: Brotsuppe, für viele Tage, und aus richtigem gutem Brot, Vollkornbrot. Ich bröckelte das Brot in kaltes Wasser, gab Salz dazu und kochte es. Und wenn es auch unser Glück war, so erzählte ich der Dreijährigen doch von dem Obersten und seiner Familie. Ich weiß nicht, was meine Tochter damals davon verstanden hat, aber ich mußte es erzählen. Und wenn Sie sie jetzt fragen,

weiß ich nicht, ob sie sich noch an den Augenblick erinnert. Und auch wenn sie sagte, sie erinnere sich, kann es sein, daß sie sich nur an eine Bemerkung darüber erinnert, denn ich habe hinterher oft genug zu ihr davon gesprochen. Das wenigste, was meine Tochter und ich tun können, solange wir leben: verstummen vor der Trauer jenes Obersten.

Ich kannte nicht einmal seinen Namen.

Und wo bist du jetzt, unbekannter Oberst, der du deine Familie in der Maratstraße 46 suchtest? Wenn du dies hörst, wenn du dies liest, melde dich, ich zeige dich meinen Enkeln, damit sie niemals vergessen, damit sie Achtung vor der Trauer eines Menschen haben.

Und als wir dann endlich nach Swerdlowsk kamen, erst dort, nach vielen Monaten, bekam ich wieder meine Periode. Schon im November hatte sie aufgehört. Und so erging es, soviel ich weiß, allen Leningrader Frauen. Ich traf beim Anstehen nach Brot sehr viele Frauen aus unserem Stadtteil.

Es war Ende März.

Man sagte mir: "Sie werden evakuiert. Morgen um 15.00 Uhr fährt ein Zug vom Finnischen Bahnhof zum Ufer des Ladogasees. Sie können dreißig Kilogramm Gepäck pro Person mitnehmen."

Soviel Sachen hatte ich ja gar nicht. Der Junge war erst anderthalb und das Mädchen erst vier Jahre alt. Ich nahm den Schlitten, deckte die Kinder so gut zu, wie es ging, und setzte den Koffer auf den Schlitten.

Mir war gesagt worden, auf dem Finnischen Bahnhof werde uns Brot als Proviant mitgegeben. Aber als wir am Bahnhof ankamen, war das Brot schon verteilt. Wir bekamen nichts mehr. Es half nichts – wir mußten so in den Zug steigen. Der war voll. Ich bekam einen Sitzplatz. Den Jungen setzte ich auf das eine, das Mädchen auf das andere Knie.

Es war eine furchtbare Bahnfahrt für uns: die Menschen, die auf dem Finnischen Bahnhof Brot bekommen hatten, verspeisten jetzt ihren Proviant. Meine Tochter sah das. Sie wollte auch Brot.

Sie begriff nicht, warum wir keines hatten; die anderen hatten doch welches.

Ich beruhigte sie. Ich sagte, wir bekämen welches, wenn wir mit dem Lastwagen über das große Eis gefahren seien. Wir kamen ans Ufer.

Dort warteten zwanzig Lastwagen auf uns.

Soldaten halfen uns hinauf. Ich deckte die Kinder zu, wickelte sie in Decken, legte sie auf die Ladefläche zum Schlafen, legte mich selbst neben sie und zog sie so nahe wie möglich an mich heran. Ich wollte sie mit meinem Körper warm-halten. Und so begann die Fahrt. Eine eisige Fahrt. Neben mir, auf der anderen Seite lag eine junge Frau. Sie hatte

einen großen Koffer bei sich. Wir wurden bombardiert. Die Flugzeuge kamen, heulten und piffen vorüber, dann hörten wir Explosionen, aber die Fahrt ging weiter. Unter den Reifen spritzte hin und wieder das Wasser vom "Lebensweg" des Ladoga. Das Auto fuhr scharfe Kurven, so daß es bedenklich schwankte, aber es blieb nicht stehen.

Zwischendurch massierte ich meine Kinder, damit sie nicht erfrieren. Die neben mir liegende junge Frau wollte sich an mich kuscheln wie an eine Mutter, obwohl ich ja auch nicht älter als vierunddreißig Jahre war. Das war der Kampf gegen den Erfrierungstod. Und als die Bomber kamen und die Explosionen zu hören waren, beugte ich mich über meine Kinder. Ich dachte, ich könnte sie mit meinem Körper schützen. Wenn mir jemand gesagt hätte, daß sie dennoch sterben würden, falls das Auto von einer Bombe getroffen würde, hätte ich es nicht geglaubt. Ich hatte in Leningrad gelernt, daß eine Mutter ihre Kinder schützen muß, und wenn es noch so sinnlos erscheint.

Fragen Sie mich nicht, wie lange die Fahrt gedauert hat! Ich glaube, sie hat eine Ewigkeit gedauert, und ich mußte mitansehen, wie die junge Frau neben mir erfror. Sie versuchte noch mit letzter Kraft, sich an mich zu klammern.

Als wir dann an das andere Ufer des Ladoga kamen, fehlten die beiden letzten Autos. Sie waren voller Kinder gewesen, die aus einem Kinderheim evakuiert werden sollten. Die Bomber hatten ganze Arbeit geleistet.

Aber ich hatte keine Zeit, mich lange ihrem Andenken zu widmen. Ich konnte nicht vom Auto kommen.

Soldaten kamen und halfen.

"Sind dort Kinder?"

"Ja."

Sie halfen dem Mädchen und dem Jungen hinab und begannen sie sofort neben dem Auto zu massieren.

"Ist dort noch jemand? Hier ist ein großer Koffer. Ist das Ihr Koffer?"

"Nein, der gehört der jungen Frau."

Die Soldaten stiegen hinauf, um ihr zu helfen, und sahen, was los war. Die junge Frau brauchte den Koffer nicht mehr.

Man brachte uns in eine warme Baracke.

Die Kinder waren unversehrt geblieben.

Man gab mir ein großes Stück Roggenbrot, richtiges Gottesgetreide. Dann eine zwei Liter fassende Schüssel warme Suppe. Solche Suppe hatte ich ein halbes Jahr lang nicht mehr gesehen. Sie war aus Buchweizen gekocht, und darin schwammen Kartoffeln und Schweinefleischstückchen.

Eine sinnlose, verwirrende Freude überwältigte uns alle. Sie wurde bald zur Qual. Und als ich das sah, erschauerte ich. Ich brachte die Suppe sofort hinaus hinter eine Schneewehe, und als sie so weit erkaltet war, daß das Fett nach oben gestiegen war, schöpfte ich es ab und warf es in den Schnee.

Die Menschen um mich herum, die ihre Suppe hinunterwürgten, verspotteten mich. Ich kümmerte mich nicht darum, ich hörte nicht hin.

Dann goß ich die Suppe in einen Becher, bröckelte Brot hinein und fütterte die Kinder. Ich gab ihnen nur zwei Becher voll. Die Kinder baten um mehr. Besonders das Mädchen. Es war schlimm für sie zuzusehen, wie die anderen Kinder und Menschen um sie herum mit vollem Munde Brot aßen, und sie bekam nichts.

Das Mädchen begann zu weinen. Ich tröstete sie.

Die Leute schauten mich an, waren böse und riefen: "Verrücktes Weib! Geizige Ziege! Jetzt, wo es Essen gibt, gibt sie ihren Kindern nichts, sondern spart alles für sich selber auf. Was für Menschen!"

Ich hörte nicht auf sie, ich wurde nicht böse, ich war gefühllos. Ich wollte mich und meine Kinder am Leben erhalten. Und obwohl die Soldaten die Leute inständig warnten, hörten diese nicht, sondern aßen und aßen.

Und es ist wahr, wenn ich sage, daß schon nach einigen Stunden am Ufer Dutzende Menschen starben.

Man half uns in den Zug, und die Bahnfahrt nach Swerdlowsk dauerte zwei Wochen.

In unserem Waggon waren siebzehn Kinder.

Zwölf Kinder starben. Und alles deswegen, weil ihre Eltern sie am Ladoga-Ufer Brot und die fette Buchweizensuppe hatten schlingen lassen. Schon dort hatte es angefangen. Und da sie im Zug immer mehr Brot hinunterschlangen, hielten ihre Därme das nicht aus.

Diese Kinder standen entsetzliche Qualen aus, bevor der Tod sich ihrer erbarmte.

## Die von den Toten auferstanden

ANFANG APRIL konnten wir die Montagearbeiten beenden. Jetzt begann unser Fünftes E-Werk wieder mit der Arbeit. Das war ein Freudentag! Vor dem Krieg hatte das Werk sechzigtausend Kilowatt erzeugt. Jetzt waren wir in der Lage, bis zu zweiundzwanzigtausend zu produzieren. Das war nicht viel, aber doch so viel, daß die Straßenbahnen wieder verkehren konnten. Das geschah im April. Die erste Linie, die eröffnet wurde, war die von den Bolschewik-Werken zur Wassili-Insel. Und wenn ich mich jetzt noch recht entsinne, dann war die Nummer des ersten Straßenbahnwagens die Sieben. Auch die Wasserversorgung begann wieder zu funktionieren. Ebenso viele Industrieanlagen, die wegen Strommangels stillgelegt worden waren. Unser großer Kessel und zwei kleinere waren jetzt in der Lage, Frästorf zu verbrennen. Den erhielten wir vom Ladoga-Ufer.

FREUDENTAGE GAB es viele. Zu der Zeit konnte man sich über die kleinsten Dinge freuen. Ich glaube, es war im Frühjahr 1942, im April, als die Straßenbahnen wieder fuhren und die Wasserleitungen wieder funktionierten: die Frauen der Stadt veränderten sich, als wenn ein Zauber über sie gekommen wäre. Früher waren sie trübsinnig, grau und müde gewesen. Und vor allem hatte in ihrem Blick, in ihrem Wesen, ihren Mienen etwas sehr Schweres gelegen. Das Wesen der Frauen, ihre Verrichtungen bekamen wieder die frühere Fraulichkeit; Ausdruck des Lebens, den wir Männer an ihnen gewohnt waren – wir hatten ihn stets für eine Eigenschaft gehalten, die das Innere der Frauen widerspiegelt. Für mich persönlich war diese Feststellung erschütternd, eine Erfahrung, die Lebensfreude spendete.

IHNEN DÜRFTE es schwerfallen, unsere Freude zu begreifen, als die erste Straßenbahn auf dem Newski erschien. Die Menschen liefen zusammen, um sie zu lieblosen. Sie wurde mit Blumen geschmückt. Die

Schauspieler holten aus dem Theater ihre Lorbeerkränze und bekränzten sie.

Wenn jetzt ein Elefant auf dem Newski erschiene, eine Herde Flußpferde ... , nein, auch das wäre nicht so verwunderlich; ich finde keinen Vergleich, um unser freudiges Erstaunen auszudrücken.

ES WAR ein großes Fest.

Die Wagen waren noch die alten, treuen Wägelchen! Jetzt erinnert man sich an sie wie an Gestalten aus einem schönen Märchen. Sie hatten auch noch die alte Klingel. Wenn der Schaffner am Band zog, klang es wie Glockengeläut. Ach, die herrlichen Straßenbahnwagen aus der Kinderzeit! Sie riefen die Zeit in Erinnerung, da das Leben noch schön und behütet war.

Das war das erste Anzeichen unseres Sieges.

JA, SIE wundern sich, wieso jeder Leningrader, den Sie getroffen haben, Ihnen gesagt hat, daß die Deutschen niemals hereingekommen wären. Vielleicht darf ich, der ich als Offizier an allen Leningrader Fronten viel herumgegendelt bin, noch etwas hinzufügen. Schauen Sie, die Menschen wußten, wie stark wir den Obwodny-Kanal befestigt hatten. Er verläuft von der Nawa in den Finnischen Meerbusen und bildet so eine natürliche Verteidigungslinie. Jedes Haus am Kanal war zu einer starken Feuerstellung ausgebaut worden. Ich verstehe nicht, wie die Deutschen sich einbilden konnten, daß sie mit den Kräften, die sie zur Verfügung hatten, da durchkämen. Sie wären nicht einmal an den Kanal herangekommen, nicht einmal zu einem Versuch hätte es gereicht. Und an jeder auch nur etwas größeren Straßenkreuzung hatten wir starke Artillerie. Zum Beispiel dort an der gefährlichen Stelle, der Achtowo-Gabelung, hatten wir die Geschütze des Kampfschiffes "Marat" stationiert. Die "Marat" selbst war versenkt, aber ihre Geschütze waren an die Weggabelung gebracht worden.

Ich weiß noch, wie Feldmarschall von Manstein im Sommer 1942 erneut hierher kam. Er brachte damals die Artillerie mit, die vor Sewastopol gelegen hatte. Wir nahmen bei den Kirow-Werken einen Offizier der Luftstreitkräfte gefangen, dessen Maschine abgeschossen worden war. Ich entsinne mich, wie selbstbewußt, wie siegessicher er redete. Er verwies immer wieder auf die Eroberung Sewastopols und die Ankunft Mansteins. Offenbar war er einer ständigen Suggestion ausgesetzt gewesen. Unser Angriff hatte doch von Mansteins Pläne zunichte gemacht!

Dagegen sah die Operation der Deutschen im Herbst 1941 von Tichwin in Richtung Swir, bei der sie mit den Finnen Kontakt bekommen wollten, wirklich gefährlich aus. Ich sagte *sah aus*, weil die Situation im Gelände ganz anders aussieht als auf der Karte. Auch da irrten sich die Deutschen. Sie sahen sich nur die Karte an und vermaßen darauf die Entfernungen. Das Gelände zwischen Tichwin und dem Swir ist waldig und sumpfig. Der deutsche Soldat kommt in so einem Gelände nicht vorwärts. Das haben wir schon im Dezember 1941 in Tichwin gesehen.

Und auch wenn die Deutschen vorübergehend bis an den Swir gekommen wären und tatsächlich mit den Finnen Kontakt bekommen hätten, so hätte diese Blockade doch nur sehr kurze Zeit gedauert. Der Nachschub allein wäre für die Deutschen derartig kraftraubend gewesen, daß sie auf die Linie Tichwin–Swir bald wieder hätten verzichten müssen. Da hätten wir gar nicht dazwischenzugehen brauchen. Die Deutschen haben nach diesem Herbst neue Vorstöße auch nicht einmal versucht. Sie sahen selbst ein, wie aussichtslos ihre Lage war.

Ihre einzige Möglichkeit bestand darin, sich auf die Eroberung Leningrads im Direktangriff von Südosten, Süden und Westen her zu konzentrieren. Und auf Grund dessen, was ich Ihnen über den Obwodny-Kanal erzählt habe, kam uns ihr Versuch herrlich verrückt vor. Das tägliche Artilleriefeuer, das sie seit jenem Herbst auf die Stadt Leningrad richteten, war ebenso Ausdruck ihrer ohnmächtigen Wut wie die brutalen Flugblätter. Sie konnten nichts anderes tun, und da rächten sie sich an den Zivilisten.

Wir hier hatten damals, im Frühjahr 42, als der Schnee schmolz, unsere eigenen Sorgen. Die Stadt starrte vor Dreck. Wir befürchteten Epidemien. Sobald wir die im Schnee liegendebliebenen Leichen begraben hatten, kehrten wir alle Ecken und Enden, Straßen und Höfe sauber. Wir fürchteten besonders die Ratten. Sie können sich nicht vorstellen, wie viele es davon gab. Wir befürchteten, sie könnten die Pest verbreiten. Zum Glück erhielten wir aus dem "großen Land" siebenhundert Leute für den Rattenkrieg.

Im Dezember, Januar und Februar hatte der Tod seine Opfer unter den Männern gesucht. Ab März wurden auch die Frauen betroffen. Jetzt litten auch sie an Hungerödemen, Hungerdurchfall, Hungerdelirien und starben. Irgendwann im November, als die Kälte, der Hunger und der Tod kamen, hatten sich die Frauen zusammengeschlossen: Geschwister zogen in dieselbe Wohnung, um einander zu unterstützen, um gemeinsam für die Kinder zu sorgen.

Die Frauen bildeten große Familien.

Das war ihre Stärke. Indem sie sich zusammenfanden, verteidigten sie sich gegen den Hungertod und retteten ihren Männern, ihren Kindern und ihren Eltern das Leben. Doch schon im März griff der Hungertod auch nach dem stärksten Verteidiger Leningrads, den Frauen. Der Hunger kam in ihre Wohnungen, fesselte sie ans Bett und begann von innen heraus den Schutz zu zerstören, den sie sich aufgebaut hatten: den Geist der Gemeinsamkeit, das Gefühl, eine große Familie zu sein.

Aber auf der Seite der Frauen stand die Sonne. Die elliptische Bahn der Erde hatte sich mit den Leningrader Frauen verbündet.

Schon im März begann die Sonne zu wärmen.

Und besonders über Mittag spürte man ihre Wärme. Der Schnee taute und verschwand. Die Menschen kamen, gestützt auf Stöcke, auf die Straßen, setzten sich auf die Sandkästen und hielten ihr Gesicht der Sonne entgegen. Fenster wurden geöffnet, und in die Zimmer drang warme frische Luft.

Das Eis der Leningrader Kanäle und der Newa wurde schwarz, lange dunkle Rinnsale entstanden darauf – sichere Anzeichen, daß das Eis bald schmelzen würde. Die Straßen wurden von morgens bis abends gesäubert, und unter der von Tag zu Tag dünner werdenden Schneedecke kamen Leichen zum Vorschein – die ganze Macht des schweigenden Winters und des Hungers kam jetzt in der Frühlingssonne zutage. Die Toten unter dem Schnee waren gleichsam die letzten Zeugen dieses Schweigens. Sie wollten der Sonne gleichsam erzählen, was in Leningrad geschehen war, während sie sich nur etwas über das Narwa-Tor erhoben hatte.

IM FRÜHJAHR, als der Schnee schmolz, ging auch ich wieder zur Arbeit, erzählte Klawdia Michailowna Wassilewa, dieselbe Klawdia, die im Winter ihren Vater, zwei Schwestern, ihre dreieinhalbjährige Nichte und ihren zweijährigen Sohn Wiktor verloren hatte.

Ich hatte meine Hand noch in Gips. Als meine Schwester wieder zur Arbeit ging, wünschte ich auch, wir würden Arbeiter-Rationen bekommen. Meine Schwester machte Malerarbeiten. Ich wurde ebenfalls dort angenommen. Wenn ich hoch auf der Leiter zu malen hatte, stützte ich mich mit der eingegipsten rechten Hand. Irgendwie hielt ich in der linken Hand den Pinsel und trug Farbe auf, wie die anderen. Wir Frauen litten jetzt im Frühjahr an Hungerödemen. Abends waren die Beine so angeschwollen, daß wir die Stiefel kaum herunterbekamen. Und wenn man mit dem Finger gegen die angeschwollene Wade drückte, entstand dort eine Delle so groß wie die Fingerspitze und so tief, wie man den Finger eingedrückt hatte.

Aber als der Frühling kam, sprießte frisches Grün aus der Erde. Zuerst kam der Huflattich zum Vorschein.

Huflattich, ein Frühlingsgewächs. Das hatten wir schon als Schulkinder gelernt. Jetzt pflückten wir ihn, kauften auf dem Markt Öl, kochten und schmorten ihn darin.

Dann kamen die Brennesseln.

Das war eine großartige Zeit, als wir Brennesseln pflücken konnten.

Und dann wurde das frische Gras immer kräftiger. Wir rupften es auf dem Friedhof aus, denn dort wuchs es besonders saftig.

Der Hungerdurchfall machte uns zu schaffen, kein Essen wollte im Magen bleiben. Meine Mutter starb am 2. Juni 1942. Als ich an jenem Abend mit meiner Schwester von der Malerarbeit nach Hause kam, war Mutter schon tot. Wir gaben dem Hausmeister ein Pfund Brot, er beschaffte einen Handwagen, und so fuhren wir Mutter zum Leichensammelplatz. Dort wurde mir mitgeteilt, daß sie wie die anderen auf den Friedhof von Piskarjowskoje gebracht würde.

Aber das Leben ging weiter. Wir mußten leben. Mein Mann kam von der Front und brachte fünf Kilo Hafer mit. Wir drehten ihn durch den Fleischwolf, kochten einen Brei und aßen ihn. Das half gegen den Hungerdurchfall.

Meine Schwester und ich, wir hatten den Tod bezwungen, jetzt wußten wir es. Wir waren glücklich – wenigstens zwei von uns waren am Leben geblieben, und solange wir leben würden, könnten wir unseren Bekannten, unseren Verwandten davon erzählen.

Vater, Mutter, zwei Schwestern, ihre beiden Kinder, mein Sohn.

Alle ruhen jetzt auf dem Friedhof von Piskarjowskoje.

Meine Hand mußte amputiert werden. Ich begann noch während der Belagerung zu studieren, denn mit nur einer Hand hätte ich zu körperlicher Arbeit nicht getaugt. Schließlich absolvierte ich die Hochschule und legte zwei Abschlußprüfungen ab.

Jetzt wohne ich in Tallinn. Und immer, wenn ich nach Leningrad komme, gehe ich auf den Friedhof von Piskarjowskoje. Ich weine nicht. Es schnürt mir auch nicht die Kehle zu. Ich kenne keinen Aggressionstrieb. Ich kann niemanden hassen. Ich habe nur das Gefühl, ich lebe ein zusätzliches Leben. Und warum gerade ich? Warum nicht ebensogut meine Schwester oder mein Sohn? Oder die dreieinhalbjährige Walentina? Was wäre wohl aus meinem Jungen Wiktor geworden? Oder ich denke an meinen Vater: er war noch in seinen alten Tagen ein starker, muskulöser Mann, er pfiß immer bei der Arbeit. Er war ein geschickter Tischler. Und wie große,

starke Männer es oft sind, war er auch ein ruhiger und sehr feinfühligter Vater ... Solange ich lebe, lebt der Friedhof von Piskarjowskoje in mir, und das gilt nicht nur für meine Verwandten, die dort ruhen, sondern auch für die vielen Unbekannten, die ich auf der Straße sterben sah. Ich erinnere mich noch gut, wie meine Schwester mich vom Krankenhaus abholte und wir die Sadowaja entlang nach Hause gingen. Sie zeigte mir eine Frau, die auf einem Sandkasten saß, und sagte: "Als ich dich abholen kam, lebte die Frau dort noch." Diese Frau vergesse ich nicht. Auch sie ist jetzt ein Mitglied meiner Familie, eine meiner Verwandten, auch wenn ich sie vorher nicht einmal gesehen habe.

Und dann kehre ich vom Friedhof in die Stadt zurück, erledige meine Angelegenheiten und unterhalte mich dabei mit den Menschen, die ich treffe, wie die anderen Leute auch, aber ich weiß, daß mich etwas von ihnen unterscheidet: In meinem Innersten kann ich nie ganz zu ihnen gehören. Und manchmal fahre ich mitten im Gespräch zusammen – warum bin ich immer noch hier und lebe? Dann empfinde ich Dankbarkeit. Ich weiß, daß sehr viele von uns, die wir die Leningrader Belagerung überlebt haben, dasselbe Gefühl haben und ebenso zusammenschrecken. Die Sorge hat Zugang zum Innersten der Menschen, behauptet Goethe am Ende des zweiten Teils seines "Faust". Sie sprachen ja wohl davon. Ich glaube das nicht. Es sei denn, Goethe meint die Trauer, die den Menschen anklagt und niederdrückt. Aber die Trauer, die wir Leningrader von damals empfinden, ist etwas ganz anderes, viel Tieferes als Fausts Sorge. Sie ist uns immer gegenwärtig. Und sie bedrückt uns nicht, sie befreit uns. Und wenn sie uns vielleicht auch manchmal den anderen Menschen entfremdet – sie merken es nicht. Die Sorge war es, die auch mich, einen erwachsenen Menschen, noch studieren ließ, und das war eine befreiende Trauer.

Sie ist uns, die wir die Belagerung überlebt haben, immer gegenwärtig. Deshalb ist auch unser Fixpunkt im Leben ein ganz anderer als der eines Denissow oder eines Nikolai Rostow. Wir leben ja ein zusätzliches Leben. Wir sind eine Art Pierre Besuchow<sup>18</sup> geworden.

Und am Abend saß ich mit den drei Schwestern Tschechowa an der Fontanka ...

"In jenen Monaten vollzogen sich auf Leningrads Straßen verschiedenartige Schicksale. Sie, die Sie die Belagerung nicht aus eigenem Erleben, sondern erst im nachhinein kennen, könnten daraus vielleicht schlußfolgern, daß der Tod auf der Straße, die eisige Kälte, das

---

<sup>18</sup> Figur in Leo Tolstoj: KRIEG UND FRIEDEN

Artilleriefeuer die Menschen einander völlig gleichgültig werden ließen. So merkwürdig es sich für Sie auch anhören mag und obwohl alle vorgefaßten Schlüsse dagegensprechen, die Belagerung schuf hier eine vollkommen entgegengesetzte Situation."

"Die Menschen wurden hilfsbereiter und menschlicher zueinander als je zuvor."

"Erscheint Ihnen das merkwürdig, Herr Rintala?"

"Ich denke nur nach, Sofia Michailowna, denke nach und wundere mich – woher nahmen sie das?"

"Wir vertrauten einander."

"Gewiß, freilich! Ich habe das gehört, Dutzende von Menschen erzählten mir davon in verschiedenen Worten. In Worten, wie sie die Finnen immer so eifrig verwenden – Vertrauen, Gemeinschaftsgeist, gegenseitige Hilfe ... , die Finnen sprechen vom heiligen Geist der Waffenbrüderschaft, von heiligen Werten. Worte gibt es viele, doch sie berühren nur die Oberfläche, außerdem sind sie schon in allen möglichen und unmöglichen anderen Zusammenhängen verwendet worden, sie haben ihre Expressivität verloren. Hier ist etwas geschehen, wofür es kein Vorbild, keinen Vergleich gibt."

"Hören Sie, Herr Rintala, Ihr Kaffee wird kalt."

Das sagt die Hausfrau, der die Belagerung den Mann nahm, eine Architektin, wie auch ihr Mann es gewesen war. Sein Tagebuch aus den Jahren 1941-1942 liegt vor uns auf dem Tisch.

Wir sind zu viert: drei Frauen und ich. Sie sind Geschwister. Die jüngste, Tanja, war damals gerade siebzehn Jahre alt geworden. Mascha war zwanzig, und Sofia war schon Ehefrau und Mutter.

Es ist Ende März. Die Straßen sind schneefrei, das Fenster geht auf die Straße hinaus, auf die Fontanka, und als ich vorhin, vor einer oder anderthalb Stunden, an Clodts "Rossebändigern" vorbeiging und von der Brücke hinabschaute, war das Eis schon graublau, es sah aus, als werde es bald bersten.

Das Haus ist alt, das Zimmer ist groß und hoch, in einer Ecke steht ein Kachelofen, in einer anderen ein alter Schrank, dann ein schwarzer Flügel und mitten im Zimmer dieser Tisch, darauf Kaffee, Keks, Konfitüre, vier kleine Gläser, eine geöffnete Portweinflasche, unberührt.

Jetzt erst, da wir auf die Gegenwart zu sprechen kommen, steht Mascha auf, ergreift die Flasche und füllt die Gläser, jetzt erst, als ob wir alle gefürchtet hätten, daß diese Bewegung – das Ausstrecken der Hand, der Griff nach der Flasche und das Einschenken der Flüssigkeit in die Gläser –

etwas von der Zartheit der Erinnerungen zerstören könnte. Ich stehe auf und gehe ans Fenster.

Auch die Straßenbeleuchtung draußen ist nun eingeschaltet worden, aber das verdämmernde Tageslicht ist noch immer stärker und durchdringt das elektrische Licht. Es ist gerade so ein Augenblick zwischen Helle und Dämmerung, von dem an solchen Tagen Ende März das Gefühl ausgeht, daß der Winter vorbei ist, daß der Frühling naht – die Wärme der Sonne, die vor einer Stunde untergegangen ist, liegt noch auf den Straßen, auf den Dächern der Häuser, in der Stadt. Auch durch die Fenster hindurch kann man ihren Geruch ahnen. Schräg gegenüber, am anderen Ufer der Fontanka, sieht man das Palais des Grafen Suwalow, restauriert, kolossal. "Kommen Sie her und setzen Sie sich wieder, wir wollen den Wein probieren, stecken Sie sich eine Pfeife an und jagen Sie nicht mehr dem Wind nach."

"Mascha hat recht. Warum wollen Sie mit Gewalt einen Ausdruck für das finden, was mit bloßen Worten gar nicht auszudrücken ist? Geben Sie sich mit denen zufrieden, die wir einfachen Menschen verwenden, wir, die wir es nicht von Berufs wegen mit Sprache und Stil zu tun haben."

"Ich will Sie nicht belästigen damit. Ich weiß ja ganz genau, daß Sie alles das, was solche zum Teil verallgemeinernden und ungenauen Ausdrücke enthalten, praktiziert haben ... , zum Beispiel Glaube an das Leben und geistige Durchhaltekraft oder Wille zur Kultur, Menschlichkeit, Nächstenliebe, Humanismus, heilige Worte, Siegeswille, innerer Mut und so weiter und so weiter – ich weiß ja, daß Sie dies auf die kleinen, konkreten Ereignisse des tagtäglichen Lebens anzuwenden verstanden: Bei Ihnen sangen die Opersänger, tanzten die Ballerinen, spielten die Philharmoniker, führten die Theaterensembles klassische und Gegenwartsschauspiele auf. Das prächtigste Beispiel dafür ist, glaube ich, die Eröffnung der Fußballsaison im Mai 1942 durch Dynamo und dessen 6:0-Sieg, das prächtigste deshalb, weil auch für den einfachen Mann auf der Straße, der sich nicht für Oper, Theater oder Musik interessierte, das Leben normal, wie früher, weitergehen sollte, trotz der Belagerung.

Ich frage mich hier in Leningrad immer wieder, woher Sie damals, während der Belagerung, die Leidenschaft nahmen, mit der Sie Ihren Glauben an das Leben bei den Alltagsverrichtungen in die Tat umsetzten. Obwohl Sie unter dem Druck des Artilleriefeuers und des Hungers lebten, zeigten Sie den Deutschen und den Finnen, daß deren Belagerung Sie letzten Endes auch nicht im geringsten erschütterte. Ein finnischer Schriftsteller (ein sehr guter übrigens) hat einem seiner Werke das Motto

vorangestellt: *Das Leben muß sich auf den Glauben an das Leben gründen.*

Meiner Meinung nach hat das nicht den geringsten Sinn. Meiner Meinung nach muß sich das Leben auf die gewöhnlichen Ereignisse des Alltags gründen, auf die der Mensch diesen seinen Glauben an das Leben richten kann. Sie taten das. Aber welche große Kraft stand dahinter! Im allgemeinen ist es doch so, daß bis aufs äußerste bedrängte Menschen niedergeschlagen werden, und wenn noch Hunger, Krieg und Tod dazukommen, geben sie am Ende die Hoffnung ganz und gar auf. Denken Sie zum Beispiel an die Insassen des Warschauer Ghettos. Ich habe hier in meiner Aktentasche Fotos davon. Einen Moment. Hier! Sehen Sie, wie hoffnungslos, wie apathisch sie sind, alle, alle; schauen Sie sich ihre Gesichter an. Bitte, hier sind Fotos, viele Fotos."

Wir sehen uns die Fotos an, die irgendein unbekannter SS-Mann vom Warschauer Ghetto gemacht hat – Bilder, von denen gesagt wurde, daß nur Rembrandt in der Lage gewesen wäre, den gleichen echten Eindruck hervorzurufen. (Die Geschichte dieses SS-Mannes und seiner Bilder ist nicht bekannt. Die Bilder sind Kunstwerke. Ohne Zweifel hat der Fotograf dieser Bilder sein Leben lang fotografiert und darin eine Meisterschaft erlangt, eine Genialität, deren er sich selbst nicht bewußt war.)

Hier ist *ein* Bild: Eine Straße im Warschauer Ghetto. Man sieht einen Teil des Fahrdammes und den Bürgersteig, dahinter ein Steinhaus. Auf der Straße gehen Menschen. Eine Frau mittleren Alters ist gerade auf den Bordstein gefallen. Ein zehnjähriger Junge (er trägt Ledersandalen, Kniestrümpfe, Kniehosen; der Stoff und die Länge der Kniehosen sagen aus, daß der Junge Kind armer Leute ist: die Hose ist "auf Zuwachs" geschneidert. Dazu trägt er eine Jacke und eine Schirmmütze) hebt der Gefallenen den Kopf hoch. An der Miene des Jungen kann man ablesen, daß es seine Mutter ist. Aus ihrer Nase fließt Blut. Beide sind mager.

Aber das sind nicht die Hauptpersonen in dem Kunstwerk des unbekanntenen SS-Mannes.

Die Hauptpersonen sind die Menschen, die auf der Straße gehen. Ihre Gleichgültigkeit, ihre Apathie; die Not des Jungen und seiner Mutter kümmert sie nicht. Keine einzige von den Personen im Vordergrund scheint stehenbleiben zu wollen, um zu helfen. Jeder geht eilig weiter. Irgendeine Frau sieht auf die Straße. Doch ihr Gesicht ist leer. Nur der Not eines Menschen kann man so gleichgültig zusehen.

Wenn auf der Straße an derselben Stelle ein zusammengeknüllter Papierfetzen, eine tote Maus oder ein großer Qualster wäre, würde man in

den Gesichtern der Vorübergehenden wenigstens etwas Interesse bemerken. Jetzt ist dort ein Junge, der den Kopf seiner Mutter anhebt, und die Gleichgültigkeit der Gesichter der Menschen ist von einer Art, daß nur ein Meister vom Format eines Rembrandt sie hätte darstellen können. (Vielleicht war der Fotograf gar kein SS-Mann, sondern ein polnischer Polizist, die polnischen Rechtskräfte waren ja sehr begeistert von der Einrichtung des Ghettos, oder vielleicht war er einer der Insassen des Ghettos, ein jüdischer Meister.)

Gespräch nach dem Betrachten der Bilder:

*Sofia:* Ich verstehe nicht, wie eine solche Gleichgültigkeit überhaupt möglich sein kann.

Ich: Derartiges habe ich hier nicht erlebt.

*Mascha:* Niemals.

*Ich:* Ich kenne Hunderte von Berichten. Viele von Ihnen haben mir sogar genau geschildert, wie die zu Eis erstarrten Leichen an beiden Uferhängen der Newa und der Kleinen Newa gelegen haben, wo die Menschen mit letzter Anstrengung versucht haben, nach oben zu gelangen, und dann erschöpft zurückgefallen sind. Aus den Stellungen, in denen sie erstarrt waren, kann man schließen, daß sie auch dort noch versucht haben, einander zu helfen.

*Mascha:* Leningrad ist nicht mit Warschau zu vergleichen!

*Ich:* Natürlich nicht.

*Sofia:* Obwohl wir von Dezember bis Ende Februar in Finsternis, bei Frost und Hunger lebten, obwohl wir kaum das Existenzminimum hatten und dadurch dem Wahnsinn nahe waren, so ist uns doch nie in den Sinn gekommen, daß wir den Deutschen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert werden könnten.

*Mascha:* Wir lachten unseren Belagerern ins Gesicht.

*Tanja* (die bisher still gewesen ist) : Hört mal, wißt ihr was – das war bestimmt der erste und größte Versuch einer Gehirnwäsche, den die Weltgeschichte kennt.

*Ich:* Wieso?

*Sofia:* Wirklich! Erinnert euch an Pawlows Hunde.

*Tanja:* Als das deutsche Oberkommando und die Kreise, die das ökonomische und kulturelle Leben in Deutschland beherrschten, merkten, daß die Wehrmacht die Verteidigungsketten der Roten Armee um Leningrad nicht durchbrechen konnte, da wurden den Soldaten Befehle gegeben wie: Deutschland ist nicht daran interessiert, auch nur einen Einwohner Leningrads zu verschonen, alles, was dort lebt, ist durch Artilleriebeschuß umzubringen. Den deutschen Belagerern wurde die

Technik der Gehirnwäsche beigebracht. Ihnen wurde gesagt: Ihr braucht nichts anderes zu tun, als Leningrad zu erwürgen.

Wenn die Belagerung lange dauert, stellen sich in der Stadt Epidemien und Hunger ein.

Dann folgen Hoffnungslosigkeit und Apathie.

Die Physis des Menschen tut ihr Teil.

Die Leningrader magern so ab, daß ihnen die Kleider nicht mehr passen.

All das tötet ihr Gefühl für menschliche Werte.

Und wenn dieses Gefühl aus der Zivilbevölkerung herausgewaschen ist, dann ist keine Rote Armee mehr in der Lage, die Stadt zu verteidigen – die Verteidigung zerfällt von innen her, und wenn die Rote Armee noch so stark ist. Menschen, denen das Gefühl für Werte geraubt ist, werden verrückt.

Das ist die Technik der Gehirnwäsche.

Die versuchte man gegen uns anzuwenden.

Zu dieser Technik gehören noch einige Feinheiten. Auch die beherrschten die Deutschen. Als bei uns die Not am allergrößten war, im Herbst 41 und im Winter 42, beschoß uns ihre Artillerie täglich zu einer bestimmten Zeit. Ebenso die Luftangriffe. Die Absicht der Deutschen läßt besonders der sprachliche Stil ihrer Flugblätter erkennen. Sie warfen zum Beispiel eine Woche lang Flugblätter ab, auf denen zu lesen war: *Wir bombardieren euch heute – morgen werdet ihr begraben.*

In der darauffolgenden Woche lockten die Flugblätter: *Laßt alles stehen und liegen und kommt durch die Stellungen der Roten Armee zu uns! Wir geben euch Essen und Wärme. Kommt! Wir wollen nicht, daß ihr verhungert. Macht Schluß mit dem sinnlosen Leiden!*

Die Deutschen versuchten die Persönlichkeit der belagerten Menschen zu spalten. Und besonders zu Beginn der Belagerung, im Herbst 1941, gab es auch einige solche Fälle.

*Sofia:* Ich erinnere mich an einen solchen Mann. Ich stand nach Brot an. Ich war gerade an der Ladentür. Der Mann ging an den Ladentisch, nahm das Brot herunter, das die Verkäuferin gerade abwog, warf es in die Gegend und rief uns zu: "Nehmt und eßt, es hat doch alles keinen Sinn mehr, wir werden doch alle verhungern!"

Als der Mann merkte, daß wir ihn lediglich bedauerten – wir lasen ganz ruhig die Brotstücke, die er fortgeworfen hatte, wieder auf und legten sie auf den Tisch zurück, ohne uns weiter um sein Geschrei zu kümmern –, da brach er schließlich in ein Weinen aus und wälzte sich auf dem Fußboden, als hätte er epileptische Anfälle.

*Ich:* Eine ganz ähnliche Geschichte habe ich schon einmal gehört. Mir fällt jetzt nicht ein, wer sie mir erzählte. Und wahrscheinlich waren auch diejenigen Menschen, die im September und Oktober, während der Bombardements, Leuchtraketen abschossen, um die Deutschen auf bestimmte Objekte aufmerksam zu machen, von einem derartigen Spaltungsprozeß der Persönlichkeit betroffen.

*Mascha:* Wir standen auf den Dächern, um eventuelle Brandbomben zu löschen. Wir sahen die Leuchtraketen und wunderten uns.

*Sofia:* Sie wurden im Herbst abgeschossen, aber ich erinnere mich nicht, daß sie auch noch im Jahre 1942 zu sehen gewesen wären, denn darüber wäre gesprochen worden, und das hätte ich im Gedächtnis behalten.

*Ich:* Wann ist denn die Wende eingetreten?

*Mascha:* Jetzt verstehe ich nicht.

*Ich:* Historisch gesehen wurde der Belagerungsring an einer kleinen Stelle zum erstenmal im Januar 1943 durchbrochen, und im Januar des folgenden Jahres warf die Rote Armee die Deutschen schon bis hinter Narwa zurück. Aber in Wirklichkeit wurde der Ring schon damals durchbrochen, als die Einwohner merkten, daß sie stärker waren als die Deutschen, schon damals, als die Belagerer moralisch gebrochen wurden, also schon damals, als sich diese Technik der Gehirnwäsche, die das Oberkommando der Wehrmacht und die hochgebildeten Stabsoffiziere gegen Sie angewandte, gegen ihre eigenen Soldaten richtete und der Prozeß der Persönlichkeitsspaltung bei ihnen einsetzte, der – so verwunderlich es auch ist – heute noch in der deutschen Seele zu merken ist.

*Tanja:* Jedenfalls damals, als der Winter zu Ende ging, die Sonne zu wärmen begann, die Leute auf die Straßen kamen und sich vor die Häuser setzten, als der Schnee schmolz, das vermoderte alte Gras verschwand und neues, frisches Grün zu sprießen begann, damals jedenfalls dachte ich: Jetzt haben wir alles überstanden, was Menschenggeist gegen uns planen kann, wir haben jetzt alles durchgemacht und es überstanden. Schlimmeres können sie sich nicht mehr ausdenken.

*Mascha:* Ich erinnere mich an die Zeit, als der Frühling kam. Ich erinnere mich an einen völlig neuen Ausdruck in den Gesichtern der Menschen. Die Straßen wurden gereinigt. Und dann verkehrten wieder die Straßenbahnen. Ich spürte: ich lebe, habe den Herbst und den Winter überlebt und lebe immer noch, und Schlimmeres als jenen Herbst und jenen Winter kann es nicht geben.

*Sofia:* Mein Mann war gestorben, mein Kind war gestorben, aber ich entsinne mich: als der Sommer begann, suchte ich meinen Lippenstift und

meinen Puder hervor. Alle meine weiblichen Architektenkollegen schminkten sich schon lange wieder, und da mußte ich es auch tun, ich wollte gepflegt sein wie sie.

"Das war der *Wendepunkt* in meiner Belagerung – falls Sie solche Wendepunkte suchen, Herr Rintala. An jenem Tag hatte ich den Belagerungsring der Deutschen durchbrochen. Natürlich umgab er mich noch, historisch gesehen, aber er bedrückte mich nicht mehr im tieferen Sinne. An diesem Tag hatte ich, eine gewöhnliche kleine Architektin, die ganze Heeresgruppe Nord unter dem Kommando Feldmarschall von Küchlers weit bis ins Kurland und bis nach Berlin zurückgeworfen."

Mascha nimmt ihr Glas und erhebt es. "Diese Zeit ist jetzt vorbei. Da können wir wohl das Glas erheben."

"Auf Sofias Wohl", sagt Tanja.

"Auf das Wohl der drei Schwestern, die Tschechows Traum verwirklichten", sage ich. "Auf das Wohl der zarten kleinen Architektin, die schon im Frühjahr 1942 alle Küchlers, Lindemanns, Buschs, Guderians und Mansteins weit bis nach Berlin zurückgeworfen hat."

"Würdest du uns etwas vorspielen, Mascha?" Das sagt die Hausfrau "Oder wollen wir zusammen singen? Oder soll ich das Lied von dem kleinen blauen Schal singen, das wir damals sangen? Da daa ... da dida dadaa!"

"Moment, wer sprach da vorhin – oder war ich es selber – von der Technik der Gehirnwäsche der deutschen Generalobersten und der deutschen Intelligenz, die sich dann gegen die deutschen Belagerer selbst wandte?"

"Sie selbst haben davon gesprochen. Aber lassen wir das. Singen wir! Übrigens: als Schostakowitschs Siebente hier aufgeführt wurde, drangen ihre Melodien so tief ins Volk, daß sogar die kleinen Jungen auf der Straße sie piffen, wie in Italien Verdis Opern."

"Einen Augenblick noch. Mascha, wußten die Leningrader, ahnten Sie, daß die geistigen Kräfte des deutschen Belagerers zu schwinden begannen, daß in seiner Persönlichkeit jene Spaltung einsetzte, von der Tanja vorhin sprach?"

"Sie selbst sprachen davon, Sie, nicht ich."

"Gut, gut, also ich habe davon gesprochen. Aber wußten Sie hier, daß der Belagerer innerlich verzagte? Ich weiß das natürlich aus einigen Büchern, die ich gelesen habe, obwohl nur wenig Deutsche davon berichten, nur diejenigen, die sich damals ihre Persönlichkeit bewahrt hatten, und das sind sehr wenige, aber immerhin gibt es sie. Sie berichten, wie niederschmetternd sich die Tätigkeit der Sonderkommandos auf die Soldaten auswirkte, der ständige Terror, die ewige Unsicherheit, der

Widerspruch zwischen dem Soldatenalltag und der von den Generalobersten geschaffenen Welt von Illusionen; sogar die Unterhaltungsveranstaltungen, die organisiert wurden, um die Soldaten aufzumuntern, machten sie nur noch niedergeschlagener. Töchter des großdeutschen Kleinbürgertums, die die Organisation *Kraft durch Freude* zusammengesammelt hatte, reisten da herum, schwenkten ihre Beine und zeigten ihr Fleisch – nach der Devise *Je mehr ihr den Soldaten zeigt, desto besser*. Auch das Ideal von den *ordentlichen Mädchen* bürgerlicher Häuser war dahin.

Und ich weiß, daß sich das alles schon im Dezember 1941 nur fünfzehn Kilometer von dieser Stelle abgespielt hat, an der wir jetzt sitzen. Aber wußten Sie davon?"

"Unser Radio informierte die Deutschen unter anderem über das Leben in Leningrad. Es wurde ihnen direkt gesagt, daß die Zivilbevölkerung durchhält. Dann wurde klassische Musik gespielt. Und als die Siebente Symphonie fertig war, wurde auch sie für die Deutschen gesendet."

"Und als Dynamo das Eröffnungsspiel der Fußballsaison gewann, wurde ihnen die Reportage des Spiels per Lautsprecher direkt über die Front geschickt."

"Das doch wohl nicht, Tanja?"

"So habe ich es in Erinnerung."

"Wie konnte ein Reporter an der Front sein und gleichzeitig das Spiel sehen; da bist du zu weit gegangen, Tanja!"

"Mag sein, aber das Spiel wurde ihnen auf jeden Fall aus Lautsprecherwagen über die Front gesendet."<sup>19</sup>

"Aber ich singe jetzt das alte Lied: daa daa... da diidaa da daa ... DAA DAA ... DA DIIDAA DA DAA!"

Ich stehe auf und gehe wieder ans Fenster. Draußen ist es dämmerig geworden.

Sagte ich vorhin, daß sie den Traum von Anton Pawlowitsch verwirklicht hätten? Ja? Jedenfalls haben diese drei Schwestern den Traum Leningrads verwirklicht – sie sind am Leben geblieben.

AM 23. Februar 1942 wurden in der Baskower Querstraße Kampfflieger von Leningrad mit Medaillen ausgezeichnet.

Dort scheint eine Abteilung des Stabs der Luftstreitkräfte stationiert gewesen zu sein.

---

<sup>19</sup> Alexander Chertov, *Fußball während der Blockade. Leningrad 1941-1944*, in: Dittmar Dahlmann u.a. (Hrsg.) ÜBERALL IST DER BALL RUND. ZUR GESCHICHTE UND GEGENWART DES FUßBALLS IN OST- UND SÜDOSTEUROPA - DIE ZWEITE HALBZEIT, Essen 2008, S. 45-64.

Ich spielte bei der Veranstaltung Cello.

Es war auch ein General der Luftstreitkräfte anwesend, ich erinnere mich nicht mehr an seinen Namen.

Nach der Veranstaltung war ein Essen.

Gebratenes Schweinefleisch.

Bratkartoffeln.

Und Brot gab es ohne Einschränkung, man durfte essen, soviel man wollte.

Und der General selbst goß mir Wodka ins Glas.

Meine Kollegen Andrej und Sjomä waren ebenfalls dabei.

Und ich werde nie vergessen, wie wir dann ins Haus des Rundfunkkomitees zurückkehrten – wir hatten so viel auf einmal gegessen, daß es nicht gut ausgehen konnte.

Morgens, als ich aufwachte, rief ich: "Andrej, lebst du noch?"

"Gott sei Dank, daß du auch noch lebst", antwortete Andrej.

Dann dachten wir: Wir sind nicht vor Hunger gestorben

und auch nicht, weil wir uns überfressen haben.

Wie ich schon sagte, stellte das Rundfunksymphonieorchester am 27. Dezember 1941 seine Tätigkeit ein. Die Stille währte fast drei Monate. Erst im März gingen die restlichen Musiker, die am Leben geblieben waren, zum Rundfunk und wollten wieder anfangen.

Wir waren damals zusammen fünfzehn Musiker.

Wir gaben im Rundfunk bekannt, alle Orchestermitglieder, die am Leben geblieben sind, sollten ins Haus des Rundfunkkomitees in die Malaja Sadowaja kommen. Und dann kamen denn auch einige angekrochen: Sawitnowski, Konzertmeister, Makarluk, BÜgelhorn, Jelessarow, zweite Violine, sowie einige andere, ich erinnere mich jetzt nicht an alle Namen.

Der Dirigent unseres Orchesters, Karl Iljitsch Eliasberg, war damals so schwach, daß er nicht laufen konnte. Er war hier in diesem *Hotel Astoria*, wo wir jetzt sitzen, zur Pflege. Es war zu einer Art Sanatorium umgebaut worden. Und weil auch viele unserer Orchestermitglieder so abgemagert und erschöpft waren, daß sie nicht auf ihren Instrumenten spielen konnten, eröffnete man für uns eine Verpflegungsstelle im jetzigen Haus des Theaters von Towstonogow, dem Maxim-Gorki-Theater. Dort gab man uns Brei.

Und Brei bedeutete damals soviel wie Leben.

Als wir uns gesundheitlich soweit erholt hatten, probten wir Konzerte und säuberten Straßen. Damals war ja die Zeit der Schneeschmelze, die Straßen waren verdreckt, unter dem Schnee kamen Leichen zum

Vorschein. Es bestand eine große Gefahr: wenn der Schmutz und die Leichen nicht schnell genug fortgeräumt wurden, konnten fürchterliche Epidemien in der Stadt entstehen. Und wir waren wirklich glücklich, als die Stadt allmählich wieder sauber wurde.

Am 5. April 1942 fand im Puschkin-Theater das erste Symphoniekonzert nach dem Hunger und der Kälte statt.

Mit diesem Tag war die symphonische Musik nach Leningrad zurückgekehrt, auch wenn wir zu Anfang noch keine größeren Orchesterwerke aufführen konnten, weil wir zum Beispiel nicht genug Bläser hatten. Doch die symphonische Musik war aus Hunger, Stille und Tod wieder auferstanden.

Das wirkte nach außen, auf das Publikum, sicher gar nicht wie eine große Auferstehung: wir waren nur fünfundvierzig Musiker, trugen phantastisch zerrissene Wattejacken, Wattehosen und Handschuhe, von denen die Fingerspitzen abgeschnitten waren – es sah aus, als ob in Lumpen gehüllte Skelette marschierten, aber dennoch war es eine Auferstehung. Und die Hauptsache war, daß unser Publikum, von dem ein Teil die gleiche Kleidung trug wie wir, diesen Augenblick ebenfalls als Auferstehung erlebte. Der Beifall war nämlich mehr als nur ein Applaus – er war Ausdruck bewegter Dankbarkeit.

NACH DER alten Zeitrechnung war es Ostern; ich verbrachte die Osternacht in Leningrad. In jener Nacht hatte ich das Gefühl, daß das Dostojewskische "Heilige Rußland" zum Leben erwacht wäre.

Die orthodoxe Kirche feierte ihr Osterfest, und die ganze Nacht hindurch ertönte aus Leningrads Kirchen ein monotoner Gesang:

*Christus ist von den Toten auferstanden;  
indem er starb, bezwang er den Tod.*

Die Menschen hielten Kerzen in der Hand.

Ich war in der Kirche auf dem Smolensker Friedhof und hörte die Ostermesse. Jene alte, salbungsvolle Litanei, die vom Popen ständig wiederholt wurde, ist mir im Gedächtnis geblieben. Ich ging von der Petrograder Seite über die Kirow-Brücke. Ich dachte an Mila. Sie war diesen Weg mit ihrer Spielkameradin damals, zum Jolkafest, gegangen. Damals waren die Kirchen nachts offen, den ganzen Winter über. In ihnen stand immer heißes Wasser bereit, für die, die es brauchten. Und Christus wurde um Schutz angefleht. Derselbe Christus, auf den die finnischen Militärggeistlichen in Beloostrow, in Lempaala und am Swir schworen; derselbe Christus, mit dessen Unterstützung die Militärggeistlichen der Hitler-Wehrmacht ihre Divisionen anspornten, Shorshik, Walentin, Wiktor

und Tanja verhungern zu lassen. War es wirklich derselbe Christus, hier in der Kirche auf dem Smolensker Friedhof und in der Nikolauskathedrale und dort in Beloostrow und Urizki? Christus ist von den Toten auferstanden; indem er starb, bezwang er den Tod. Ja, ja, aber warum? Das klingt mir immer noch in den Ohren, und ich dachte damals, zu Ostern, in der Osternacht, als es still geworden war in Leningrad und ich von der Kirow-Brücke nach Süden schaute: Nicht Christus, sondern der Leningrader Mensch.

Das war im Jahre 1967. Ostern war Ende April.

Der Morgen dämmerte schon herauf, aber die Große Newa unter mir sah schwarz aus, unbeweglich. Wenn man nicht gewußt hätte, daß dort ein mächtiger Strom fließt, man hätte es nicht ahnen können.

Und auch an diesem Osterfest, in dieser Osternacht, als ich mit Rudolf aus dem Osternachtsgottesdienst in der atemberaubend schönen Nikolauskathedrale am Gribojedow-Kanal zurückkehrte, hat mich jene alte schöne Litanei ergriffen; ich hörte sie noch im Geiste und sagte laut: "Nicht Christus, sondern der Leningrader Mensch."

"Was sagst du?"

"Christus ist von den Toten auferstanden; indem er starb, bezwang er den Tod. Ich dachte daran vor einem Jahr auf der Kirow-Brücke. Immer, wenn ich das hier höre, setze ich an Christus Stelle den Leningrader Menschen. Ich kann nicht anders. Ich weiß, daß ich an allen Osterfesten, die mir in diesem Leben noch beschieden sein werden, immer denken werde: Nicht Christus, sondern der Leningrader Mensch ist von den Toten auferstanden nach dem Winter 1942. Ich verstehe nicht, warum die Kirche das nicht direkt sagt, nicht einmal hier, wo es geschehen ist."

**Und Generalfeldmarschall von Manstein  
liebäugelt noch immer mit Leningrad**

Und so wurde es auch in den Stellungen der Belagerer wieder Frühjahr. Die Abende wurden lang und hell. In den deutschen Lazaretten wütete das Wolhynische Fieber, und die Männer in den Stellungen spürten die Unruhe des Frühlings, die von der ganzen Landschaft um Leningrad, zwischen der Newa, dem Ladogasee und dem Finnischen Meerbusen, Besitz ergriffen hatte. Noch vor einem Augenblick hatten sie verwundert auf die Kraft gestarrt, die in einer Nacht das Eis auf Newa und auf Schelon, auf Lowat und Polist gebrochen hatte. Sie sahen jetzt, wie die Erde hervordrängte, grün und duftend, wie eine Explosion, unerwartet, und große Schwärme von Staren zogen über ihnen von Feld zu Feld ihre Kreise.

Hitler verteilte Medaillen an sie. Sie wurden ihnen waggonweise aus Berlin geschickt, und sie nannten sie "Gefrierfleischorden".

Die Frühlingssonne schien auch auf den Blockadering aus Stahl, Blei und Eisernen Kreuzen – von Woronja Gora, in der Nähe von Duberkow, von wo aus die Artillerie ständig Leningrad beschoß und Häuser in Schutt und Asche legte, Menschen mordete. Nur ein paar junge Leutnants hörten im April heimlich das Leningrader Symphoniekonzert und freuten sich darüber, daß Leningrad wieder sendete, daß man auch für sie klassische Musik spielte. Aber die Frühlingssonne konnte die motorisierten, eisenbeschlagenen Kommandeure der Artillerie nicht auftauen, ihre Wärme drang nicht in das Innere des SS-Mannes. Die deutsche Seele dieser Männer, ihr auf Goethe und Friedrich den Großen eingeschworenes Kulturbewußtsein war noch immer vereist. Die Sonne vermochte die Nazizirrhose nicht fortzuschmelzen.

Als der Frost aus dem Erdboden wich und das Gras sproß und der Spaten wieder leicht in ingermanländische Erde drang, da konnten sie die schaurigen Pfähle, die Todespfähle, aufstellen, in Urizki, Puschkino, Staraja Russa.

Und im Dorf Ligowo bei Urizki, zehn Kilometer westlich von Leningrad, in Ingermanland, nach Petrodwores zu, erteilten diejenigen, die die Macht dazu hatten, ihre Befehle, und sie empfingen den Frühling und grüßten den herannahenden Sommer, indem sie fünf zwölf- bis fünfzehnjährige ingermanländische Jungen erhängten. Und die Leichen der Jungen

schwankten im Frühlingswind, als Boten des Frühlings, schwankten dort, bis sie zu stinken begannen.

Und von den Todespfählen der SS-Polizeidivisionen ging ein Wind aus, der Hoffnungslosigkeit in die Seele der Männer der 58. Infanteriedivision trug. Allein die Hoffnungslosigkeit vermochte die motorisierten Regimenter, die Eisernen Kreuze, die Ostmedaillen zu durchdringen; und der wahre Charakter des großen Kulturkrieges wurde den Soldaten allmählich offenbar. Das süßlich-sentimentale Soldatenlied "Lilli-Marlen" erhielt einen neuen Text. Es wurde zähneknirschend in schlammigen Laufgräben, in von Läusen "wimmelnden Unterständen und unter freiem Himmel, begleitet vom Gesirre der Mücken, gesungen, ohne daß die Kommandeure es hörten. Das war eine Version mit "neuen Worten zum vielgesungenen Soldatenlied":

"Ich diene hoch im Norden  
In deutsch' Infanterie,  
Und einen Sohn zu Hause  
Erwartet hab ich nie.  
Da war ich vorne Tag und Nacht,  
Und ein SS-Mann hat's gemacht  
Mit dir, Lilli-Marlen.  
Im gottverlassnen Norden  
Der Krieg hat keinen Zweck.  
Warum soll ich krepieren  
Für Hitler hier im Dreck?  
Das hab ich alles überlegt,  
Und Waffen habe ich gestreckt  
Darum, Lilli-Marlen.  
Wie viele Jäger starben  
Am kalten Ladog'-Strand,  
Ich will nicht weiter darben  
Fürs falsche Vaterland.  
Ich mache mit dem Kriege Schluß,  
Weil ich nach Hause kommen muß  
Zu dir, Lilli-Marlen.

Sogar die Hyänen, die zum Jahreswechsel aus Dänemark, Norwegen, Holland und Frankreich hierhergekommen waren – die SS-Legion Flandern und das Freikorps Dänemark und die Norwegische SS-Division Wiking und die Nachfolgerin der Legion Condor, die spanische Blaue Division –, sogar diese jungen Herrensöhne "ehrenwerter" Leute, Söhne von Müttern und Vätern der Oberschicht, Kreuzzügler eines freien Kultureuropas schreckten zusammen und verdrückten sich stillschweigend; aus der Leningrader Beuteverteilung schien nichts zu werden. Es führte kein Weg zu dem großen Aas. Der verdammte Bolschewik, der Untermensch, starb überhaupt nicht! Nicht einmal die Winterkälte und der Hunger hatten ihn umgebracht! Woher sollen wir so

viel Bomben nehmen, um sie alle umzubringen? Da ließ das ganze Freikorps Dänemark die Ohren hängen und pißte sich in die Hosen. (Und erst in den letzten Jahren haben sie ihren soldatischen Geist wieder aufgerichtet. Nun singen sie wieder ihr einstiges Lied vom Nazi-Humanismus, in Direktorensesseln und an Universitäten erinnert man sich wieder an den edlen Krieg, an der Brust die Freiheitskreuze, die Eisernen Kreuze – in Finnland, Westdeutschland, Norwegen, Dänemark und Spanien.)<sup>20</sup>

Und im nördlichen Teil des Belagerungsringes, am Swir, am Lempaala-See und in Beloostrow, lag der finnische Soldat in einem dreijährigen Rausch, in der Sackgasse. Er hätte schon im letzten Sommer nach Hause müssen, zur Ernte, aber da lag er nun immer noch, ohne die Sonne zu sehen, ohne zu hören, wie die Blätter an den Bäumen knospten. Und er war auch gar nicht mehr darauf erpicht, zu sehen und zu hören. Er fügte sich drein, lungerte herum, dieser finnische Soldat, der nördlichste Avantgardist der europäischen Kultur, wohnhaft in Pudasjärvi, er sang nur vor sich hin: "... ein lustig Leben ist das hier in den Laufgräben ..."

Und als er nicht mehr in der vordersten Linie Wache stand, mußte er auf Befehl von General Pajari im Dorf Mainila hölzerne Paläste bauen, weil er mit der Axt umzugehen verstand. Und als die Bauleidenschaft des Generals einen offenen Streit zwischen ihm und dem Kommandeur verursachte, glaubte der General es immer noch nicht. Er sandte einen Brief in Mannerheims Hauptquartier, in dem er begründete, warum er Kirchen und Filmpaläste und andere hölzerne Paläste auf Mainilas Hügeln in Ingermanland, auf sowjetischen Territorium, erbauen ließ: "Das alles soll ein Museum der bahnbrechenden Taten meiner Männer werden – zum Andenken für die nachkommenden Generationen."

Und der finnische Held, der Soldat Kuukkeli, Flieger, schnitzte auf General Pajaris Befehl nach nordischer Art in seiner Freizeit an einer Knochenskulptur, und die übrige Zeit suhlte er sich in seinem Dreck, trällerte vor sich hin und schützte die Nazi-Koskenniemi-Kultur vor dem Leningrader Untermenschen.<sup>21</sup>

Er zeigte sich sorglos, soff manchmal, wenn er Schnaps zu fassen bekam, sang und schwang die Axt. Sein Major und sein Oberst, die auf das Ende Leningrads wie auf den Aufgang eines neuen Mondes warteten, bemerkten die bitteren Züge um den Mund des Soldaten nicht.

Der finnische Oberst brauchte seine Hoffnung auf die Eroberung Leningrads in diesem Sommer noch nicht ganz zu begraben. Diese

---

<sup>20</sup> Nur in den westlichen Ländern?

<sup>21</sup> Kuukkeli ist die finnische Bezeichnung für den Unglückshäher (Perisoreus), der regional als Bote von Unglück gilt.

Eroberung wurde geplant. Sie erhielt einen prächtigen Namen: Operation "Feuerzauber". Das sollte ein neuer genialer Versuch der Generale der Hitler-Wehrmacht zur Eroberung Leningrads sein. Der Plan dazu war schon im Frühsommer fertig, auf den Schreibtischen des OKH. Danach wurde beschlossen, die 11. Armee des im Winter zum Generalfeldmarschall beförderten Erich von Manstein nach Leningrad zu verlegen. Von Manstein hatte die Aufgabe, im Sturm die Newa zu überqueren und Verbindung zu den finnischen Divisionen 10, 18 und 2 auf der Karelischen Landenge nördlich von Leningrad, in der Gegend von Beloostrow und der Ohta, aufzunehmen.

Als Erich von Manstein Sewastopol erobert hatte, verlegte er im Juli 1942 seine Artillerie, mit der er auch Sewastopol zertrümmert hatte, und achthundert neue Rohre schwerer Artillerie nach Leningrad.

Generaloberst von Richthofen sollte mit seiner Luftflotte einen Terrorangriff auf Leningrad starten; die Festungsartillerie und die schwere Artillerie sollten ihn dabei unterstützen. In diesem Herbst, im September, sollte endlich geschehen, was im Herbst des Vorjahres ungeschehen geblieben war: Leningrad sollte durch Artilleriebeschuß und Luftbombardements völlig zerstört werden.

Und zur selben Zeit, da Feldmarschall von Manstein Agressionspläne schmiedete und die Artillerie und die Luftstreitkräfte sich auf den Massenmord vorbereiteten, schaute der Feldmarschall selbst von Puschkin aus durch den Feldstecher auf die Stadt. Manchmal war sie in Nebel gehüllt, aber an klaren Tagen konnte er sogar mit bloßem Auge das Admiralsgebäude, die Peter-Pauls-Festung und die Kuppel der Isaakkathedrale über dem Horizont sehen. Auf der Newa lagen große Kriegsschiffe vor Anker. Der Feldmarschall kannte den 10 000-t-Panzerkreuzer, den die Sowjetunion 1940 von Deutschland gekauft hatte. 1931 war Erich von Manstein im Zarskoje Selo (heute Puschkin) Katharinas der Großen gewesen. Jetzt tat es ihm angeblich leid, daß "die russische Artillerie es durch ihr Feuer zerstört" hatte.

Das war eigentlich schon der letzte Seufzer Feldmarschall von Mansteins, eine kleine Lüge in jenem Ring von Lügen, der sich seiner Meinung nach erst nach dem Krieg allmählich schloß. (Und er log nicht bewußt; er dachte wirklich so, denn ein großer Soldat muß manchmal eine traurige Miene aufsetzen wegen der Zerstörung von Kulturstätten. Warum? Damit die Tippelskirch und Konsorten wenigstens ein wenig Gefühl, etwas Bedauern in ihre protzigen Kriegsbeschreibungen bekommen.)

Feldmarschall von Manstein dachte in dem Augenblick, als er auf Leningrad schaute, noch nicht daran, daß dies der Schwanengesang

seiner militärischen Laufbahn werden sollte, Generalfeldmarschall von Mansteins Leningrader Schwanengesang. Denn von jetzt an sollten seine Operationen mißlingen.

Aber an den "Feuerzauber" glaubte er noch. (Ein Jahr später plante er das Unternehmen "Zitadelle", die deutsche Offensive bei Kursk, nur noch Hitler zuliebe.) Er war den Winter über fort gewesen, weit im Süden, und er wußte nichts von der Veränderung in den Hirnen des Belagerers. Er konnte nicht ahnen, daß die Gehirnwäsche, die der Belagerungsring und der ständige Mord durch die Artillerie bezweckten und die die Persönlichkeit der Leningrader zerbrechen sollte, sich gegen die Pläneschmieder selbst gewendet hatte: sie spaltete die Persönlichkeit des eigenen, belagernden deutschen Soldaten. Wie hätte denn auch einem Mann vom Range eines Feldmarschalls der neue Text zu "Lilli-Marlen" zu Ohren kommen sollen? Er glaubte an das Gelingen der Operation "Feuerzauber". Er brauchte doch nur die Newa zu überqueren und dreißig Kilometer im Sturm zu bewältigen, und dort stünden dann schon die Finnen bereit, ihn zu empfangen. Aber nachdem der Deutsche im Herbst 1941 mit seinen Panzern nach Süden gezogen war, lernte er nun bei der Belagerung allmählich den kennen, den er zu belagern hatte, den russischen Menschen.<sup>22</sup> (Als ein Jahr zuvor, Anfang Juli 1941, die 6. Panzerdivision überraschend vernichtet wurde, nach dem die Kommandeure auf die T-34-Wagen gestoßen waren, begründeten sie – von Manstein unter ihnen – diese Erscheinung kurzerhand damit, daß ihnen neue, bisher unbekannte Panzer gegenübergestanden hätten. Sie konnten damals nicht ahnen, daß in den neuen Panzern der Iwan saß, der Iwan selbst, Majakowskis Iwan. Die deutschen Belagerer von Leningrad hatten ihn erst im Laufe des Winters kennengelernt.) Das aber wußte ja Erich von Manstein nicht. Als er durch den Feldstecher auf Leningrad schaute, sah er das Admiraltätsgebäude, die Kuppel der Isaakkathedrale, den Troizki Sobor sowie die Panzerschiffe auf der Newa, aber er konnte mit seinem Feldstecher nicht die Menschen sehen, die auf dem Newski Prospekt gingen. Allenfalls unterschied er mitunter Menschengruppen, die sich angesammelt hatten und auf die Straßenbahn warteten, Menschen, die die Feuerleiter seiner Artillerie so unbarmherzig beschießen ließen –, das war alles. Der Leningrader Mensch war nicht in Reichweite dieses Feldstechers.

Von Manstein wußte natürlich, daß es in der Stadt viele Zivilisten gab. Die sollte Generaloberst von Richthofen mit seinem Fliegergeschwader ja gerade umbringen, und auch ihretwegen hatte er die Festungsartillerie, die

<sup>22</sup> "Der russische Mensch"? Ist das auch der, der aktuell die Ukraine überfällt und dort Zivilisten foltert und ermordet? (MvL)

Sewastopol zerschlagen hatte, vor die Stadt verlegt. Der Befehl vom 7. Oktober des Vorjahres, der von Jodl unterschrieben worden war, war noch immer nicht in die Tat umgesetzt. Feldmarschall von Manstein war jetzt aus dem Süden mit seiner 11. Armee gekommen, um ihn endlich auszuführen: Leningrad war von der Landkarte auszuradiieren, durch Artilleriefeuer und Luftbombardements.

Nur einige Leutnants der Artillerie, die auf den Hügeln von Woronja Gora den Leningrader Rundfunk gehört hatten, ahnten, daß Jodls Befehl für immer unrealisiert bleiben würde, aber sie waren ja auch Musikkenner; sie konnten sich vorstellen, welche Anstrengungen es bedurft hatte, um nach dem verflorbenen Winter ein Symphonieorchester zusammenzubekommen.

Von Mansteins Feldstecher sah nicht das Fahrrad der Marke Latwela, auf dem Karl Iljitsch Eliasberg fuhr, der den ganzen tiefen Winter hindurch im "Astoria" zwischen Tod und Leben geschwebt hatte. Er sah auch nicht, wie emsig das Latwela-Rad von einem Stadtteil zum anderen fuhr, wie Karl Iljitsch trat und trat. Und wenn es der Generalfeldmarschall gesehen hätte, er hätte nicht begreifen können, was das bedeutete.

Mansteins Feldstecher reichte nicht bis zu Arkadi Jefimowitsch Obrant. Arkadi Obrant hatte zusammen mit dem Komponisten Dunajewski im Pionierpalast einen Ballettzirkel für Jugendliche geleitet. Aus diesen Jugendlichen sollten begabte Ballettänzer werden. Aber der Krieg unterbrach die Proben. Arkadi Obrant kämpfte als Truppenführer und Kompaniechef bis zum Winterausgang in Urizki und Kolpino. Dann begann ihn das Schicksal seiner jungen Schützlinge zu bedrücken. Viele von ihnen waren ja noch in Leningrad, aber wie viele und in welchen Verhältnissen? Obrant suchte den Chef der Politischen Abteilung der Leningrader Front, Kiril Kulik auf, und bat um Erlaubnis, nach Leningrad zu fahren und seine jungen Leute zu suchen. Und Arkadi, unser Ballettmeister, kehrte nach Leningrad zurück und begann sie zu suchen: die Ballettarbeit mußte trotz der Belagerung weitergehen.

Wie hätte Mansteins Feldstecher auch Arkadi Obrants Emsigkeit auf der Petrograder Seite verfolgen können, wo Arkadi als erste seine alte Schülerin Nelly Rautsep wiederfand. Nelly, ihre Mutter und ihre Schwester sparten Brot, um ihren Vater beerdigen zu können. Aber Nelly folgte Arkadi. Danach fand er Walja Kleiman und seine Eltern. Sie waren alle drei schwerkrank, aber der Junge bekam trotzdem die Erlaubnis, mit Arkadi Obrant zu gehen. Und das war Waljas Rettung. Er lag mit Hungerödemen im Bett.

"Da kommt ja Arkadi Jefimowitsch", sagte er wie ein Greis, als er Arkadi sah. Aber er konnte nicht einmal bis zum gemeinsamen Sammelplatz laufen.

Gennadi Korenewski hackte gerade Holz, als Arkadi Obrant kam. Und als Gennadi seine lederne Fliegermütze vom Kopf nahm, um seinen Lehrer aus Friedenszeiten zu begrüßen, löste sich mit der Mütze ein Teil des Haares.

Wie hätte Mansteins Feldstecher auch beobachten können, wie Obrant seine zusammengesuchten Jugendlichen nach Rybazkoje Selo, dem Kinderdorf, in Pflege brachte, wie sie dort wieder zu Kräften kamen, wie die Ballettproben wieder begannen; und diejenigen, denen noch die Mittelschule fehlte, lernten nach den Ballettproben. (Aus diesen Jungen und Mädchen, die Ballettmeister Obrant rettete, entwickelte sich eine Ballettgruppe, die schon zu Herbstbeginn vor den Soldaten und der Zivilbevölkerung und nach dem Ende der Belagerung in der ganzen Sowjetunion auftrat. Insgesamt dreitausend Ballettaufführungen bis Ende 1945)<sup>23</sup>

Als Feldmarschall von Manstein anzugreifen versuchte, begann der Angriff der Russen von den Sümpfen Sinjawinos her. Dort wurden die Hoffnungen des großen Strategen Deutschlands, Leningrad einzunehmen, begraben. Hitler und sein Nazi-Hauptquartier hatten Manstein oft spöttisch einen "Pinkelstrategen" genannt, und obwohl dieser Spott besser für die Spötter selbst zutraf, war die Operation "Feuerzauber" schon bei ihrer Geburt mißlungen. Es war eine wirklichkeitsfremde Schreibtischoperation, eben Pinkelstrategie.

All dies kam mir im November 1967 in Leningrad in den Sinn. Erich von Manstein wurde zu dieser Zeit achtzig Jahre alt. Die militärische Führung der westdeutschen Bundeswehr veranstaltete ihm zu Ehren in der Lüneburger Heide eine Militärparade. Zum Thema der Feier war die Losung "Niemals außer Dienst" gewählt worden. Die Kriegstrompeten schmetterten, und die großen Trommeln donnerten den Zapfenstreich zu Ehren des Generalfeldmarschalls. Als ich mir das Bild ansah, auf dem General Ulrich de Maizière Feldmarschall von Manstein gratuliert und das Orchester ihm die Ehre erweist, dachte auch ich: Niemals außer Dienst. Niemals außer Dienst. Niemals darf auch nur der geringste menschliche Gedanke die Entscheidungen des Feldmarschalls beeinflussen. Ein Soldat darf keinen Widerspruch zwischen Gewissen und Strategie kennen. Ulrich de Maizière war Stabsoffizier der 18. Schlesischen Motorschützendivision

---

<sup>23</sup> <https://www.yadvashem.org/research/research-projects/soldiers/arkady-obrant.html>

(I b), damals, als diese Division im Dezember 1941 in Tichwin die Flucht ergreifen mußte. Wenn überhaupt einer, müßte er sich doch erinnern, was der Division beim Rückzug über den Wolchow geschah, was ihren Regimentern JR 51 und JR 30 geschah, wie die Gehirnmasse den Soldaten unter dem Stahlhelm gefror und neuntausend von ihnen, die mit der Division ausgezogen waren, Tichwin zu erobern, in Frost und Schnee umkamen.

Aber auf dem Bild vom Jahre 1967 schütteln sich die beiden Belagerungsveteranen von Leningrad die Hand unter der Losung "Niemals außer Dienst", niemals etwas anderes als Militär und Strategie, nie auch nur eine Bewegung, ein Stich im Herzen wegen der siebenhundertfünfzigtausend Leningrader Menschen, die die Opfer der militärischen Genialität dieses großen Strategen wurden. "Niemals außer Dienst", ein General darf niemals an das Leid seiner Opfer denken.<sup>24</sup>

Ja, ja! Und alles Gute zum Geburtstag, alter großer Stratege! Möge der Zapfenstreich heroisch in deinem Herzen klingen. Möge er dir die Zeiten in Erinnerung rufen, da du am Vorabend der Operation "Feuerzauber" durch den Feldstecher auf Leningrad schautest und noch glaubtest, du werdest es erobern. Immerhin war es dein Schwanengesang, und es berührte dich feierlich. Mögest du dich an nichts aus der Leningrader Zeit erinnern. Ich kann dir doch nichts Unangebrachtes wünschen – du brauchst niemals auch nur daran zu denken, daß es in Leningrad Menschen gab, daß deine Artillerie sie umbrachte. O nein. Alles Gute zum Geburtstag! Niemals außer Dienst!

Und ich betrachtete das Bild und dachte an Walentina Uwarowa, die an einem Märztag 1942 die Tür ihrer Wohnung schloß und fortging, weil zu Hause niemand mehr am Leben war, und ich dachte an Tamara Laas, die ebenfalls ihre ausgestorbene Wohnung verließ. Walentina war eines der Leningrader Waisenkinder, das Arkadi Obrant schließlich fand und unter seine Fittiche nahm. Walentina war vielleicht glücklicher als viele andere, die nicht mehr wußten, wohin sie gehen sollten. Walentina konnte ihre Ballettarbeit wieder aufnehmen.

Aber an einem schönen Sommertag des Jahres 1942, als Walentina, das siebzehnjährige, vom Hungertod gerettete Mädchen, auf dem Bahnhof Rybazkoje die Strecke entlanghopste, als die Sonne schien, als die Vögel sangen und Walentina sogar das Gezirpe der Heuschrecken vernahm; als ihr klar wurde, daß die Artillerie wieder den Bahnhof beschoß – sie schoß

---

<sup>24</sup> <https://www.spiegel.de/politik/fleisch-von-seinesgleichen-a-b9327dc5-0002-0001-0000-000046050020>

von sehr weit und selten, es war schwere Artillerie, ein Schuß hier und da, und Walentina hatte sich schon daran gewöhnt, die Jugend hatte den Tod vergessen –, da geschah es, an einem schönen Sommertag. Ob es nun eines von den achthundert schweren Geschützen oder eines von den Festungsgeschützen, die Sewastopol zermalmt hatten, oder eines der schweren Geschütze der Tosnoer schweren Batterie war, das werde ich niemals erfahren. Ich weiß nur, daß dabei Walentina Uwarowas Bein verletzt wurde. Die Wunde zog sich von der Hüfte bis zum Knie. Ich weiß, daß ihr erster Gedanke war: Ich wollte Ballettänzerin werden, wie soll ich jetzt tanzen?

"Und wie es heißt, daß der Mensch, wenn es ans Sterben geht, sein ganzes Leben als schnelle Folge von Bildern und Empfindungen durchlebt, so sah auch ich plötzlich mein Leben in Streiflichtern: Ich sah die Zeit vor dem Krieg und sah den Winter 1942 und den Tod meiner Angehörigen. Ich erinnerte mich an meinen Bruder. Ich sah meinen Vater, sah meine Mutter."

Das ganze Leben, Feldmarschall von Manstein!

Entschuldigung. Verzeih, ich will dir die Freude über deinen achtzigsten Geburtstag nicht vergällen, indem ich zu dir vom Leben rede. Das Leben. Ein leeres Wort. Dir bedeutet das Leben doch nichts. Nur Strategie und militärisches Denken.

Ich gratuliere. Lassen wir die Trommeln dröhnen. Hören wir uns den Zapfenstreich an!

Ich saß in meinem Zimmer im Hotel "Astoria", im zweiten Stock, der grünen Etage, im Zimmer 310, dessen Tür sich genau neben dem Tisch des Etagenportiers befand, eines jener freundlich lächelnden Alten, die man hier in der Etage sieht. Ich war gerade gekommen, die Alte hatte mir zugelächelt; damals wußte ich nicht ..., erst später, gegen Ende des Winters erfuhr ich, daß auch sie ...

Hier trifft man in jeder Stunde mindestens einen Menschen, der damals dabei war und dem irgendein Angehöriger vor Hunger gestorben ist, jedenfalls ich traf so viele. Und doch waren sie freundlich, zu allen.

Ich saß am Fenstertisch und legte den "Spiegel"<sup>25</sup> aus der Hand. Mansteins und de Maizières Händedruck blieb auf dem Tisch liegen. Ich stand auf. Ich schaute aus dem Fenster. Die Isaakkathedrale. (Wie viele Male sollte ich noch aus jenem Fenster auf die Isaakkathedrale schauen und auf das links hinter ihr sichtbare ehemalige Gebäude der Botschaft

---

<sup>25</sup> SPIEGEL 21/68, S. 31 f.

des Deutschen Reiches. Hier, in diesem Hotel, wollten sie Leningrads Leichenschmaus halten. Die Einladungen waren gedruckt. Die Tischordnung war festgelegt. Ob wohl auch die Speise- und die Getränkekarten schon geschrieben waren?) Auf dem anderen Tisch stand eine Wodkaflasche, voll, ungeöffnet. Ich drehte den Blechverschluß auf und goß mir ein. Ich betrachtete die Isaakkathedrale durch das Glas hindurch. Die Wodkaflasche, die Ljoscha mitgebracht hatte. Ich wartete. Ich setzte mich und stand wieder auf. Endlich kam Rudolf. "Hast du schon angefangen mit dem Trinken?"

"Wer hat hier den ganzen Herbst von Faust gesprochen?"

"Du. Immer wenn du eine Wodkaflasche aufmachst, fängst du von Faust an. Du hast schon im vorigen Frühjahr in Moskau davon gesprochen."

"Mit dem Gerede von Faust hätte schon vor hundert Jahren Schluß gemacht werden müssen. Die germanische Seele hat nichts Faustisches an sich. Finsterster metaphysischer Dunst", sagte ich und forderte mich also selbst auf, mit dem Faust-Gerede Schluß zu machen. (Ich wußte nicht, daß darüber noch den ganzen Januar und Februar und März gesprochen werden sollte. Er sollte immer wieder, in den verschiedensten Zusammenhängen auftauchen.) "Die Handlungsweise der deutschen Intelligenz im zwanzigsten Jahrhundert wird man nie verstehen können, wenn man den Faust damit in Zusammenhang bringen will. Das führt in die Irre", erklärte ich. "Du selbst walzt es ja immerzu aus."

"Ja, aber nicht mehr."

"Natürlich! Immer, wenn du Wodka siehst!"

"Aber jetzt weiß ich Bescheid. Die deutsche Intelligenz ist höchstens eine brutalisierte Version des Faust. Überleg mal: Faust zeigte auf seine alten Tage wenigstens ein bißchen Reue, er beschloß, sich von Mephisto loszusagen.

Faust merkte selber, daß er sich Mephistos Zauberkraft unterworfen hatte, um sie für sich auszunutzen, um seine Ziele zu erreichen. Die deutsche Intelligenz dieses Jahrhunderts hat das nicht gemerkt. Bedenke einmal: in Deutschland waren vor 1941 ein starkes Handels- und Industriekapital, eine unantastbare Verwaltungs- und Rechtsbürokratie und eine diese beiden begünstigende, sich ihnen fügende Kirche und ein Offizierskorps sowie ein niederes Beamtenurn an der Macht. Diese Kreise verbündeten sich mit den Nationalsozialisten, um sich ganz Europa zu unterwerfen. Sie stürzten Deutschland und alle seine Verbündeten ins Verderben. Und was ist nun? Man hört keine kritische Stimme dazu. Es trat etwas ein, viel erstaunlicher als der explosive Totalitarismus der Nazis in den dreißiger Jahren: diese selbe Gesellschaftsschicht ist heute in Westdeutschland

ebenso mächtig, und die eine Hälfte der Welt bringt ihr eine Welle von Achtung und Sympathie entgegen, als ob überhaupt nichts geschehen wäre, als ob die Geschichte vom Aufstieg des braunen Rattenfängers nur ein Grimmsches Märchen wäre. Nein, Rudolf, diese Deutschen sind weit entfernt von Goethes Faust. Nicht einmal Goethes Mephisto konnte so rücksichtslos sein wie die deutsche Intelligenz. Zum Teufel noch mal! Was muß ich von der deutschen Intelligenz reden, wo bei uns in Finnland die herrschende Gesellschaftsschicht nach dem Krieg genauso gehandelt hat. Zuerst führte sie das Volk in den Krieg und ... Aber lassen wir das! Ich mag nicht, ich kann nicht."

"Hör mal, du bringst dich doch selber in Rage! Ich habe dich jedenfalls nicht aufgefordert, Selbstgespräche zu führen, aber sowie du eine volle Wodkaflasche vor dir siehst, fängst du damit an. Zieh dir den Mantel an. Matti kommt jeden Augenblick, dann fahren wir nach Staraja Russa."

"Nach Staraja Russa?"

"Was glaubst du denn? Wohl in eine Dollarbar?"

"Nein, ich hatte nur in Erinnerung, daß Staraja Russa morgen auf dem Programm stünde, aber gut, dann eben jetzt. Staraja Russa. Dostojewski.<sup>26</sup> Und dabei kommt mir immer die 30. Infanteriedivision General von Tippelskirchs in den Sinn. Männer aus Schleswig-Holstein. Die Infanterieregimen-ter 6, 26 und 46 und das 30. Artillerieregiment. Blitzkrieg in Polen, Siegesparade in Paris, Angriff auf die Südseite des Ilmensees, Demjansk 1942-1943, Überfall aufs Baltikum, der hoffnungslose Krieg in Kurland und die Kapitulation in Lijepaja."

Und ich begann zu singen, das einzige Lied, das ich kann:

Eines schönen Tages befahlen uns unsere Obern,  
die kleine Stadt Danzig für sie zu erobern."<sup>27</sup>

Matti kam. "Aha, Paavo ist wieder hier."

"Der rasselt hier Regimentsnummern runter wie ein Lexikon. Ich kann bloß nicht nachprüfen, ob er uns blufft oder ob sie tatsächlich stimmen."

"Du, es lohnt sich nicht, das nachzuprüfen. Der ist ein Museum dafür, in seinem Bauch ist alles notiert. Hast du schon 'n Auto nach Staraja Russa?"

"Das wird schon warten."

"Eines schönen Tages befahlen unsere Obern, Rußland für sie zu erobern!"

---

<sup>26</sup> Er lebte 1878-80 in Staraja Russa (etwa 250 km südlich Leningrad).

<sup>27</sup> Brecht: *Deutsches Miserere*

"Na, Paavo, nun zieh schon deinen Mantel an, gehen wir!" Ich zog meinen Mantel an, wir gingen, ich schloß die Tür zu, reichte den Schlüssel meiner ewig lächelnden alten Freundin, wir stiegen die Treppe hinab, gingen durch die Drehtür. Draußen dämmerte es schon. Die Scheinwerfer um die Isaak-kathedrale waren eingeschaltet, sie beleuchteten die Pfeiler. "Staraja Russa", sagte Rudolf zum Fahrer.

Nach Staraja Russa? Dorthin begab sich auch die Schleswig-Holsteinische Division von Tippelskirchs.

Der Führer hatte beschlossen, das Schicksal des deutschen Volkes und des deutschen Reiches in die Hände der Soldaten zu legen. Ein Kommuniqué des Außenministeriums hob diese Erklärung des Führers hervor. Darin wurde auf die Gefahr des Bolschewismus hingewiesen, die die ganze Welt bedrohe, und es wurde erklärt, das deutsche Volk wisse, daß es berufen sei, die zivilisierte Welt vor dieser Gefahr zu retten und einem wirklichen gesellschaftlichen Aufstieg den Weg zu bahnen. Die bolschewistische Todesgefahr sei im zweiten Weltkrieg grauenhafte Wirklichkeit geworden. Und schon damals, als sich der Krieg an der Ostfront hingezogen habe und härter geworden sei, sei der deutsche Soldat davon überzeugt worden, daß er wirklich für Deutschland und die abendländische Kultur kämpfe. – Das etwa schrieb derselbe Tippelskirch in seiner Geschichte des zweiten Weltkriegs.

"Die tollsten Gauner des zwanzigsten Jahrhunderts."

"Was brummelst du da vor dich hin?"

"Matti und ich kehren aber jetzt nicht mehr um, um deine Wodkaflasche zu holen!"

"Nein, ich hätte gern das Bild, auf dem Ulrich de Maizière Herrn von Manstein gratuliert."

"Sieh mal an, der ist aber gerieben!"

"Ich würde es in Staraja Russa auf einen Tisch legen und mir noch Tippelskirch dazudenken, allerdings nur zu Füßen Mansteins und Maizières und viel, viel kleiner und erbärmlicher – so wie die kleinen Teufel auf den mittelalterlichen Gemälden gemalt sind –, aber ich würde ihn mir trotzdem dazudenken und ihnen dann allen dreien gemeinsam gratulieren. Es ist ihnen nämlich – jedenfalls in Finnland – gelungen, die Sympathie vieler Menschen zu gewinnen, dafür, daß sie hier gewöhnliche Zivilisten verhungern ließen. Ich kenne viele Finnen, einfache Menschen, die heute noch das Deutschland dieser Leute nur deswegen verehren, weil es von der finnischen Intelligenz verehrt wird – sie ahmen ihre Umwelt nach."

"Nein, Paavo! Für uns denkt der einfache Mann in Rovaniemi nicht deswegen so, wie er jetzt denkt, weil die Herrschaften von Rovaniemi so sind, wie sie nun mal sind. Weißt du, Aapo und seine Brüder sind da schlauer."

"Ich verallgemeinere ja auch nicht. Ich sagte doch nur, daß ich viele einfache Leute kenne, in denen sich die Denkweise der Umwelt widerspiegelt."

"Paavo, sprich nicht mehr von Faust!"

"Tu ich doch gar nicht. Faust ist sicher nach Asien oder auf den Mond gezogen, in Europa ist er seit Goethes Zeiten nicht mehr gewesen."

"Nein, aber fang nicht wieder davon an, denk nicht mehr daran, nicht einmal das! Weißt du, wenn du von Faust anfängst, dann assoziiert das bei dir automatisch Rußland, du kommst auf die Leningrader Belagerung, dann auf Skandinavien, auf dessen Rechtskräfte, dann auf Finnland, auf Finnlands Rechtskräfte und von da auf den einfachen Mann in Finnland, und dann fangt ihr, Matti und du, an euch über Aapo aus Rovaniemi zu streiten. Ich kann euch da nicht folgen, ich bin nicht einmal in Finnland gewesen."

"Gut, gut."

"Jungs, wir sind in Puschkin!"

"Hier hat Manstein damals durch den Feldstecher geguckt."

"Ich weiß nicht. Aber wohl nicht. Wahrscheinlich hat er dort irgendwo auf den Hügeln des Observatoriums von Pulkowo gestanden und gestiert."

"Nema wodka, nema piwo,  
nema piwo, nema wino,  
do swidanija, Kolpino, do swidanija, Puschkino."

"Jetzt fängt Matti auch noch an zu trällern!"

"Nema gurka, nema brot,  
do swidanija, Peterhof! –

Hör mal, Rudolf, warum sagen die gar nichts von Pulkowo?"

"Das hätte sich nicht gereimt. Oder was weiß ich!"

"Die hatten es wohl plötzlich so eilig, hier fortzukommen, daß sie keine Zeit mehr hatten, genügend Reime zu dreheln."

Es ist alles vorüber, es ist alles vorbei;  
drei Jahre vor Leningrad und nix ponimai.

Weißt du, Matti, für einen Soldaten ist es so leicht, so daherzugrölen."

"Ja, und es sei ihm auch gegönnt."

*Es ist so schön, Soldat zu sein!* sang auch das Ilmener Kabarett in seinem Programm "Masurenstiefel" für die Leningrader Belagerer, aber das war alles andere als Verherrlichung des Soldatenlebens: es war voller Bitterkeit und Verzweiflung. Und die Nazis brachten das Kabarett dann ja auch zum Schweigen. Als der Soldat, der Leningrad belagerte, zu begreifen begann, daß er selbst eigentlich der Belagerte war, vollkommen ausgeschlossen war von Menschlichkeit und Humanismus, wurde er sofort einfach *zum Schweigen gebracht*.

"Auf dieser Straße kommen wir doch an den Ilmen? Ja, Rudolf?"

"Von hier sind es zunächst bis Tschudowo knapp neunzig Kilometer und von da fast noch einmal soviel zum Ilmen. Ach nein, die Straße biegt bei Nowgorod ab, wir sehen den See überhaupt nicht auf dieser Fahrt, wir fahren nur um ihn herum."<sup>28</sup>

---

<sup>28</sup> Der Ilmensee (russisch Ильмень Озеро, Ilmen osero, finnisch Ilmajärvi) ist ein See in Nordwestrussland zwischen Moskau und Sankt Petersburg. Am Ilmensee liegt die alte Stadt Weliki Nowgorod. Südöstlich des Ilmensees waren im Kessel von Demjansk im Zweiten Weltkrieg seit Anfang 1942 etwa 100.000 deutsche Soldaten fast ein Jahr lang von der Roten Armee eingeschlossen. Dank massiver Versorgung aus der Luft gelang es, die Stellung zu verteidigen, bis deutsche Truppen durch einen Entsatzangriff wieder Verbindung mit der Besatzung aufnehmen konnten. (Wikipedia)

## Die Leningrader Symphonie

Die Geschichte der Leningrader Symphonie beginnt schon am 22. Juni 1941, und ihr Ende ist noch nicht abzusehen. Sie dauert mindestens so lange, solange auch nur ein Mensch, der die Belagerung miterlebt hat, am Leben ist. Sie klingt in ihm.

Die Geschichte der Leningrader Erstaufführung der Siebenten Symphonie von Schostakowitsch hängt mit der Lebensgeschichte Karl Iljitsch Eliasbergs zusammen. Er war Oberkapellmeister des Leningrader Rundfunksymphonie-orchesters.

Am Sonntag, dem 28. Dezember, probte er noch im Leningrader Studio mit den Orchestermittgliedern, die sich noch bewegen konnten, "Die Flieger" von Walerian Bogdanow-Beresowski.

"Der liebe Karl Iljitsch glich einem Skelett. Aber er ließ einen Abfall des musikalischen Niveaus der Probe nicht zu. Er spornte die Spieler an und ermunterte sie, die mit Mühe und Not ihren Bogen über die Saiten strichen und mit ihren letzten Kräften in die Mundstücke bliesen. Ich bin sicher, daß diese erste Probe meiner Komposition die letzte bleibt. Weder das Orchester noch Karl Iljitsch haben die Kraft, weiterzuproben." Das schrieb Bogdanow-Beresowski in sein Tagebuch, und die Probe blieb auch die letzte. Karl Iljitsch und seine Frau, die Pianistin Nadeshda Bronnikowa, mußten sich ins Bett legen. Nadeshda befand sich schon im Hungerdelirium, zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit, und wie die Leningrader hinterher einstimmig festgestellt haben, bedeutete es damals fast ausnahmslos den Tod, wenn man sich ins Bett legen mußte. Aber Mitte Januar erhielt der Vorsitzende des Leningrader Rundfunkkomitees, Wiktor Anto-nowitsch Chakarenko, irgendwie zwei Plätze auf der Station für Unterernährte im Hotel "Astoria": die Geschichte war noch nicht zu Ende.

"ZU JENER Zeit kam man nicht aus eigener Kraft hierher. Die hier einen Platz bekamen, wurden mit dem Schlitten hergebracht, selbst konnten sie nicht mehr gehen. Meine Frau und ich bekamen ein Zimmer im sechsten Stock dieses Hauses. Auch hier war es kalt und dunkel, aber doch nicht so kalt und öde wie zu Hause. Und hier waren noch andere Menschen! Das bedeutete damals viel. Da waren Wissenschaftler, Künstler, Ballettänzer. Da war die Waganowa. Und Orbeli. Da war Sofranizki, der großartige Professor und Pianist. Und nicht zu Unrecht meint der Russe: Wenn andere Menschen in der Nähe sind, fällt selbst das Sterben nicht so schwer.

Hier starben damals jeden Tag Menschen. Obwohl diejenigen, die hierher gebracht wurden, außer der üblichen Ration ein kleines Stück Butter und

einige Stückchen Zucker bekamen und obwohl die Ärzte sie beobachteten und ihnen Vitamine gaben, so waren sie doch bei ihrer Ankunft schon so schwach gewesen, daß sie nicht mehr gerettet werden konnten."

"Und ich muß sagen, daß mir das ‚Astoria‘ grauenvoll vorkam, als man uns hierher brachte", fügt Nadeshda Bronnikowa hinzu. "Hier war so ein merkwürdiger Geruch. Die Kanalisation funktionierte nicht richtig. Das Wasser im Glas und im Waschbecken des Badezimmers wurde zu Eis. Das WC war manchmal gestrichen voll. Diese prächtigen dicken Hotelteppiche und die grün- und rotsamtenen Roko-kosofas knisterten hier damals vor Kälte. Das war mein erster Eindruck. Aber die Krankenschwestern hier waren offenbar aus dem Hinterland gekommen, denn sie sahen so frisch aus. Und als Karl Iljitsch und ich hier ankamen, hatte unsere Schwester irgendwo heißes Wasser aufgetrieben. Sie wusch uns und bettete uns in saubere Laken, in ein sauberes Bett. Und als dann noch zwei Professoren an unser Bett kamen, Blinow und Scherman, uns untersuchten und trösteten, da weinte ich zum erstenmal während des ganzen fürchterlichen Winters. Ich war bewegt von der Güte der Menschen. Bis zum 27. April waren wir im *Astoria*. Anfang Mai begann wieder unsere musikalische Arbeit."

"Nein, nein, überhaupt nicht, meine Frau nennt Ihnen jetzt völlig falsche Daten", unterbricht Karl Iljitsch. "Unser Orchester arbeitete ja schon, während wir noch hier im Hotel wohnten. Ich kann ganz genau sagen, daß unser Orchester das erste Konzert nach dem Todeswinter am 5. April 1942 im Puschkin-Theater gab. Und ich entsinne mich genau, daß wir damals noch hier im *Astoria* wohnten."

"Na, das hab ich doch erzählt, daß wir noch hier im *Astoria* waren!" sagt die Frau.

"Ganz recht. Ich erinnere mich, daß wir sogar stolz waren, daß unser erstes Konzert, noch einige Tage bevor die Straßenbahnen wieder fuhren, stattfand."

"Verzeihung, Karl Iljitsch und Nadeshda Bronnikowa, mag es nun mit den Zeiten gewesen sein, wie es will, aber mich würde sehr interessieren, was Sie damals im *Astoria* taten, denn Sie waren doch eine lange Zeit hier."

"Meistens lagen wir im Bett. In der ersten Zeit kämpften wir mit dem Tod, und den Rest der Zeit bemühten wir uns, ins Leben zurückzufinden," sagt Karl Iljitsch.

"Mein Mann war lange Zeit so aufgedunsen, daß er nicht aufstehen konnte. Und mich hielt man für einen hoffnungslosen Fall. Ich entsinne mich, daß man mir verschiedene Vitamine spritzte. Ich hatte

Hungerhalluzinationen, in denen die Vergangenheit sich mit Brot und Sehnsucht nach ewiger Ruhe verband."

"Und später gingen wir schon auf den Korridoren spazieren."

"Und Professor Sofranizki kam oft an unser Bett und jagte uns hoch: *Sie müssen laufen, Sie müssen laufen. Leben ist Laufen! Ich habe Ihnen drei Zigaretten mitgebracht. Ich hab sie der Waganowa gemopst. Sie bekommen die Zigaretten, wenn Sie aufstehen und umhergehen.* Ich höre manchmal noch seine leise Stimme."

"Und in einem Appartement stand ein Klavier. Ich begann regelmäßig darauf zu spielen. Das Personal und ein Teil der Patienten hörten mir zu. Besonders die Ärzte und die Schwestern waren begeistert. Man gab mir dann sogar eine zusätzliche Portion Suppe, aber als die anderen Patienten davon erfuhren, traten sie in den Hungerstreik und beendeten ihn nicht eher, als bis mir der zusätzliche Teller Suppe wieder gestrichen wurde.

Na ja, so war das. Die Musik, diese richtige Leningrader Musik, erklang erst viel später. Oder eigentlich begann es mit einem Klopfen an die Tür unseres Zimmers. Es war Ende März, und es klopfte, wie gesagt, an die Tür unseres Zimmers. Herein kam eine in Lumpen gehüllte Gestalt. Sie kam geradewegs aus der hungernden Stadt. Zuerst erkannte ich den Mann nicht. Er trug noch eine Sturmlaterne in der Hand, denn in unserem Zimmer und auf allen Korridoren des *Astoria* herrschte Dunkelheit. Er stand dort in der Tür wie eine Personifizierung der Physiologie des Hungers. Es war Feschetschko, ein Geiger, sein Gesicht glich dem eines Toten, unter dem Schmutz konnte man die Erschöpfung in seinen Zügen ahnen. Dennoch bewegte er sich in der Stadt. Der Leiter der Abteilung Kunst, Boris Iwanowitsch Sagurski, hatte ihn ausgeschickt, mich überall in Leningrad zu suchen. Ich kannte Boris Iwanowitsch gut. Wir hatten seinerzeit zusammen im selben Studienjahr am Konservatorium studiert, wenn er auch viel älter war als ich. Und jetzt hatte er diesen begabten Geiger losgeschickt, mich zu suchen.

*Boris Iwanowitsch sucht Sie. Und jetzt, wo Sie gefunden sind, möchte Boris Iwanowitsch anfragen, ob Sie noch kräftig genug sind, zu ihm zu kommen, um mit ihm über die neue Zusammenstellung des Symphonieorchesters zu sprechen.*

Ich versprach, es zu versuchen.

Am folgenden Tag kam Feschetschko noch einmal. Er hatte einen zweiten Mann bei sich. Sie kamen, um mich zu Boris Iwanowitsch zu bringen. Das war um zwölf Uhr mittags. Sie stützten mich unter den Armen, als wir vom sechsten Stock hinabstiegen. Da merkte ich, daß es viel schwerer ist,

Treppen hinabzusteigen, als sie hinaufzuklettern. Treppensteigen erfordert Herz und Lunge. Die waren bei mir ziemlich in Ordnung. Aber beim Treppenhinabsteigen braucht man Beinmuskeln. Und die Beine funktionierten ja bei mir nicht. Der Abstieg dauerte seine Zeit. Schließlich gelangten wir hinaus. In Leningrad war ein klarer Frosttag. Ich atmete zum erstenmal seit zweieinhalb Monaten frische Luft ein. Das machte mich direkt schwindlig.

Die Abteilung Kunst, in der Boris Sagurski arbeitete, befand sich damals im Großen Dramatischen Theater, Fontanka 65, das Towstonogow jetzt hat. Als wir endlich am Ziel waren, brachte der Geiger mich in ein kleines Zimmer im zweiten Stock. Dort stand ein Bett, und darin lag ein Mann, mit einem Soldatenmantel zugedeckt. In der Ecke glühte ein eiserner Ofen. Der Mann setzte sich auf. Ich erkannte in ihm Sagurski.

*Wie geht es Ihnen, Karl Iljitsch? Welch ein Glück, daß Sie leben! Bald beginnt Leningrad wieder zu klingen!*

Wir beschlossen herauszufinden, welche Musiker noch am Leben waren. Und als ich nach einigen Tagen wieder zu Boris Sagurski kam, wartete dort der technische Leiter des Orchesters, Alexander Iwanowitsch Presser. Er hatte die Mitglieder des Rundfunkorchesters in Leningrad suchen lassen. Auf dem Tisch hatte er eine Liste von ihnen. Ich habe das Papier noch so lebendig vor Augen, als ob ich es gestern zum letztenmal gesehen hätte. Die Namen der Lebenden waren mit Rotstift angestrichen. Die Namen der Toten waren von einem schwarzen Karo umgeben. Es waren sechszwanzig. Dann waren da einige Namen, die überhaupt nicht angestrichen waren. – Da waren Leute, die noch kräftig genug wären zu spielen.

Dann ging es los.

Wir verfaßten eine kurze Mitteilung und baten den Leningrader Rundfunk, sie täglich durchzusagen. Darin forderten wir alle Musiker, die noch in Leningrad waren, auf, in die Abteilung Kunst zu kommen und anzugeben, welches Instrument jeder spielt. Und sie kamen. Auf Anordnung des Stadtkomitees der Partei wurde im selben Hause eine Verpflegungsstelle eröffnet, die Spieler mußten wieder zu Kräften kommen. Die erste Probe hielten wir in einem kleinen Studio ab, weil das Orchester anfangs noch ziemlich klein war. Die Spieler hatten dort selbst einen eisernen Ofen aufgestellt. Zur Beleuchtung nahmen wir Talglichter. Die Proben waren kurz. Nicht einmal die Streicher konnten es längere Zeit aushalten, von den Bläsern ganz zu schweigen. Wir probten zu Anfang also jedesmal vierzig bis fünfzig Minuten, und täglich wurden die Proben um zehn bis fünfzehn Minuten verlängert. Ich hätte gern mit den Proben zur Ouvertüre

der Oper *Ruslan und Ljudmila* begonnen, aber mein Konzertmeister, Arkin, bat mich, darauf zu verzichten; es würde die Kräfte der Spieler übersteigen, meinte er. Sie hat ja ein flottes Tempo, und das erfordert allerhand Geschicklichkeit, gerade von den Streichern.

Und so begannen wir mit den Proben zur *Schwanensee-Suite*.

Wir spielten sie recht und schlecht. Aber allmählich kam Leben in uns, denn Buikows berühmte Speisegaststätte wurde eröffnet. Der Name Buikow sagt Ihnen nichts, aber uns damaligen Leningrader Musikern sagt er viel. Dieser Buikow war übrigens auch sonst eine außergewöhnliche Erscheinung. Schon 1919/20 und in den darauffolgenden schweren Hungerjahren war Buikow Gaststättenleiter in Leningrad gewesen. Er hatte damals die Schüler des Leningrader Konservatoriums gepflegt. Und jetzt, als er Leiter unseres Restaurants wurde, legte er los : das Essen war gut und nahrhaft. Ich kann immer noch nicht begreifen, wie er es fertigbrachte, etwas heranzuschaffen. Aber er war eben ein toller Kerl."

"Damals kannte man Buikow überall in Leningrad. Die Musiker nannten die ganze Gaststätte Buikow. Und auch ich, die ich kein Orchestermittglied war und deswegen nicht in das Restaurant hineinkam, schwärmte davon. Ich war Pianistin beim Rundfunkkomitee, wir mußten in einem anderen Restaurant essen, aber wir alle träumten davon, daß auch wir einmal das Glück haben würden, bei Buikow eingelassen zu werden."

"Ja, Sie kennen die Geschichte unseres ersten Konzerts ja schon. Es war am 5. April. Hier haben Sie das Programm.

Wie Sie sehen, ist es möglichst einfache, leicht spielbare Musik.

1. *Festliche Ouvertüre*, Alexander Glasunow
2. *Die Jungfrau von Orléans*, Peter Tschaikowski (Das war eine Opernarie, Nadeshda Welter sang sie.)
3. Walzer und Csárdás aus *Schwanensee*
4. Sussanins Arie aus Glinkas Oper *Iwan Sussanin* (Die sang Kastorski. Und dann:)
5. Ouvertüre zu *Ruslan und Ljudmila*, Michail Glinka.

So einfach war also das Programm unseres ersten Konzerts. Und schon am 1. Mai veranstalteten wir unser nächstes Konzert im Saal der Leningrader Philharmonie. Dort spielten wir schon eine ganze Symphonie, Tschaikowskis Fünfte.

Ich erinnere mich jetzt nicht mehr, wer hier zuerst auf den Gedanken kam, Schostakowitschs Siebente Symphonie aufzuführen. Wir hatten in der Zeitung gelesen und im Rundfunk gehört, daß sie ihre Uraufführung in

Kuibyschew erlebt hatte, wo das Orchester des Bolschoi-Theaters sie spielte. Ich erinnere mich wirklich nicht, wer von uns zuerst die Idee hatte, daß auch wir es versuchen sollten, sie aufzuführen, ich weiß nur noch, daß wir sofort davon begeistert waren, als der Gedanke ausgesprochen wurde. Wir baten um die Partitur. Sie wurde mir mit einem Flugzeug geschickt, das Medikamente brachte.

Als ich sie aufschlug, bekam ich Angst: die Symphonie war für doppelte Bläserbesetzung geschrieben, also Hörner, Trompeten und Posaunen mußten in doppelter Anzahl vorhanden sein. Ich begriff sofort, daß die Kräfte der paar Leningrader Symphoniker nicht ausreichten, um die Siebente Symphonie von Schostakowitsch aufzuführen.

Ich teilte dem Stadtkomitee der Partei mit, daß die Leningrader aus eigener Kraft nicht in der Lage wären, die Symphonie aufzuführen, die von ihrem Leben handelte. Ich bat um Hilfe. Ich stellte eine Liste der erforderlichen Musiker auf und gab sie Generalleutnant Glasunow, damit er sich an die Leningrader Front wenden konnte. Mir gab man ein Fahrrad der Marke "Latwela", damit ich mich in der Stadt bewegen konnte, um meine Symphonie-Angelegenheit zu regeln. Ich krepelte die Hosenbeine hoch und strampelte und strampelte. Meine Radfahrerei wurde nur vom Artilleriefeuer und von den Bombenangriffen der Deutschen gestört. Zu Sommersanfang 1942 war es besonders arg. Ich mußte manchsmal vom Rad springen und ‚die Erde küssen‘. Sonst hätte ich die Symphonie nicht dirigieren können."

*Wann hört ihr, liebe Frauen, auf,  
Gräber zu schaufeln?*

Flugblatt, abgeworfen über Leningrad von der Luftflotte Generaloberst von Richthofens nach einem Bombenangriff im Juli 1942. -

"So ein Flugblatt habe ich, als ich mit meinem ‚Latwela‘ durch die Gegend strampelte, von der Straße aufgelesen", sagt Karl Iljitsch. "Aber das Orchester spielte wieder. Und der Sommer war auch sonst eine Zeit der Wiederbelebung. Die zu Kräften gekommenen Leningrader verliebten sich wieder und wurden wieder eifersüchtig. Und das konnten die Flugblattabwerfer einfach nicht begreifen. Wenn sie es verstanden hätten, hätten sie wohl nicht solche Banalitäten verstreut."

"Ich begreife nicht, warum sie das überhaupt taten. Das rief doch nur Verachtung hervor. Sie setzten sich selbst herab, verloren in unseren Augen alle menschlichen Werte, als sie noch im Sommer 1942 solche *Botschaften* abwarfen. Das waren für uns einfach keine Menschen mehr."

"Die Verfasser der Flugblätter und diejenigen, die sie abzuwerfen befahlen, glaubten damals, sie könnten euch umbringen, euch von der Landkarte ausradieren. Darin liegt vielleicht die Erklärung. Oder was meinen Sie, Karl Iljitsch und Nadeshda Bronnikowa? Die hatten eine so starke Gehirnwäsche hinter sich, daß sie glaubten, daß ihr neben den Juden die größte Gefahr für die europäische Kultur wärt. In diesem Sinne schreibt auch heute noch ein Tippelskirch, ein Guderian seine Memoiren. Aber lassen wir sie sein, lassen wir die Gespenster geistern; sie sind tot, tot wie ein Stein, wie das Hakenkreuz."

"Ja, wer weiß das? Manchmal sind die Gespenster wiedergekommen aus ihrer Geisterwelt und haben die Menschen aufgehetzt."<sup>29</sup>

"Lassen wir doch die Gespenster! Erzählen Sie, Karl Iljitsch und Nadeshda Bronnikowa, wie in Leningrad wieder Musik erklang, wie Sie Schostakowitschs Siebente aufführten."

"Wie ist der Name Ihres Vaters?"

"Otto."

"Sehen Sie, Pawel Ottowitsch, darüber haben Ihnen schon so viele erzählt, daß es sich für mich kaum noch lohnen wird, darüber zu berichten, ich hätte ja doch nicht viel zu ergänzen. Am 8. August hatten wir Generalprobe, zu der die ganze Musikwelt Leningrads kam, und am nächsten Tag wurde die Symphonie dann aufgeführt."

"Könnten Sie nicht doch irgend etwas erzählen?"

"Ich weiß noch, daß am Morgen des 9. August sehr starkes Artilleriefeuer einsetzte. Und es hielt den ganzen Tag an.

Unsere schossen. Wir kannten damals nicht den Grund dafür. Wir konnten uns ja nicht vorstellen, daß die Artillerie der Leningrader Front zu Ehren der Erstaufführung unserer Symphonie schoß. Erst zwanzig Jahre später wurde uns das klar, denn General Goworow war ein so feinfühliges Mensch. Ja, was soll ich darüber erzählen? Die Musik der Symphonie ist so einfach, daß jeder, der sie hört, versteht, worum es darin geht. Ihnen gegenüber ist sicher auch besonders hervorgehoben worden, daß ich einen Frack trug. Nun, ich habe nie ein Konzert ohne Frack dirigiert, ob er nun richtig saß oder nicht. Sogar damals im Dezember, als ich mich wirklich am Rande des Todes bewegte, dirigierte ich im Frack."

---

<sup>29</sup> Heinz Guderian wurde am 17. Juni 1948 aus der Kriegsgefangenschaft entlassen. Nach Angaben des britischen Geheimdienstes gehörte er 1950 zur "Bruderschaft", einer Vereinigung von Altnazis um den ehemaligen Hamburger Gauleiter Karl Kaufmann, die die Bundesrepublik Deutschland unterwandern wollten. Bis zu seinem Tod arbeitete er als Schriftsteller und Berater für das "Amt Blank" (Gründungsorganisation des Verteidigungsministeriums). In dieser Zeit schrieb er das Buch ERINNERUNGEN EINES SOLDATEN, in dem er das Bild der "sauberen Wehrmacht" kolportierte, die stets anständig geblieben sei und ehrenhaft gekämpft habe. Die "Organisation Gehlen" (der spätere Bundesnachrichtendienst, BND. Langjähriger Leiter war Generalmajor a. D. Reinhard Gehlen, in der NS-Wehrmacht Chef der Abteilung Fremde Heere Ost, FHO) führte Guderian als "Sonderverbindung ehrenhalber". (Nach Wikipedia) (MvL)

"Bei der Stelle, wo die Aggression geschildert wird und die mit einem Pianissimo beginnt, zitterte mein Mann. Ich sah das und bekam Angst. Ich spielte den Klavierpart der Symphonie. Ich fürchtete, daß seine Kraft nicht ausreichen würde, daß er umfiele – er wurde so bleich."

"Noch mal zum Inhalt der Symphonie. Ich sagte vorhin, daß jeder sie verstand, und das ist wahr, denn alles darin ist so klar. Es ist der Angriff der Deutschen, ein Angriff von Hunnen, da gab es gar keinen Zweifel. Das war für die Leningrader ein Teil ihres Lebens, auch für diejenigen, die sich nie etwas aus Musik gemacht haben."

"Für mich verbindet sie sich stets auch mit der alten russischen Musik", sagt Nadeshda Bronnikowa. "Und auf eine sehr schmerzliche Weise. Damals, als wir im Hotel *Astoria* unter Hungerhalluzinationen litten, war dort eine Frau, deren Name mit der russischen Musik verbunden ist, die Frau des Sohnes von Rimski-Korsakow, Julia. Und der Sohn dieser Julia, der Enkel Rimski-Korsakows, der letzte Rimski-Korsakow, ist in Leningrad verhungert. Als Mutter Julia von ihrem Sohn hörte, floh sie aus dem Hotel *Astoria*, um ihren Jungen zu suchen.

Sie kam aber nicht weit. Sie fiel in eine Schneewehe und erfor. Julia Weisberg war eine sehr begabte Komponistin.<sup>30</sup> Das größte Unglück war, daß ihr Sohn damals schon gestorben war. Wir alle hier im Hotel *Astoria* versuchten es vor ihr geheimzuhalten, denn sie hatte so schwache Nerven. Sie konnte nur mit größter Mühe diese Korridore auf und ab laufen. Aber damals war es hier kalt und dunkel. Und so gelang es ihr, zu flüchten und sich auf die Suche nach ihrem Jungen zu machen."

DIE GENERALPROBE war am Sonnabend, dem 8. August. Der Saal sah aus, als wäre gar kein Krieg, strahlend weiß, und der karmesinrote Samt der Sitze leuchtete. Das älteste Mitglied des Orchesters der Philharmonie, Arseni Arsenijewitsch Petrow, hatte seine Philharmonie den Hungerwinter hindurch mit äußerster Sorgfalt gehegt und gepflegt. Bewegt hörte ich die Anfangstakte des einstimmigen Themas der Streicher, dann die einzelnen Themen. Unser Karl Iljitsch ließ sie wirklich kraftvoll und leidenschaftlich erklingen. Im Tempo ist der erste Teil ein Allegretto, aber vorn Ausdruck her ein Largo maestoso. Ein breites, wildes Détaché. Ganz neu für mich waren die letzten beiden Sätze des Werkes, die entstanden sind, nachdem Dmitri Schostakowitsch Leningrad verlassen

---

<sup>30</sup> Vejsberg (Weisberg), Julija Lazarevna (\* 6. Jan. 1879/25. Dez. 1878 in Orenburg, † 4. März 1942 in Leningrad). Bühnenwerke: *Rusaločka* (Die kleine Meerjungfrau; Sofija Parnok nach Hans Christian Andersen), Oper (komponiert 1923); *Skazka o mǎrtvoj carevne* (Das Märchen von der toten Prinzessin; Aleksandr Puškin) (komponiert 1937); *Guslebedi* (Gänse und Schwäne; Samuil Maršak), Kinderoper (1937; 1938 Moskau); *Zajkin dom* (Meister Lampes Haus; V. Veltman), Kinderoper (1937; 1938 Moskau)

hatte. Die ersten Sätze hatte er mir selbst ja noch an einem Abend im September während eines langen Bombenangriffs vorgespielt. Obwohl ich sie noch deutlich im Ohr hatte, schienen sie mir nun, als ich sie wieder hörte, ganz neu. So ungewöhnlich und neu war ihre Instrumentierung, besonders im mittleren Teil des ersten Satzes, in dem Ostinato der Kleinen Trommeln, ebenso in dem Halbgeflüster der Streicher zu Beginn des zweiten Satzes, auf deren Hintergrund man dann die Soli der Oboe und des Englischhorns hört.

Ich kann mit keinem Wort den Eindruck beschreiben, den die Symphonie auf mich machte. Sie hat mich erschüttert. "Beeindruckt" wäre ein banales Wort dafür. Mir war, als empfänden nicht nur die Zuhörer, sondern auch die Musiker diese Erschütterung, obwohl sie das Werk schon lange geprobt hatten und obwohl dies erst die Generalprobe war. Wie würde es den Künstlern morgen ergehen, wenn sie schon jetzt in ihren Notenheften die lebendige Geschichte ihres eigenen Lebens zu lesen meinten!

ALS DIE Leningrader Symphoniker von der Uraufführung der Leningrader Symphonie von Schostakowitsch in Kuibyschew hörten, bekamen auch sie Lust, das Werk einzustudieren. Aber wir hatten nicht genug Spieler. Alle guten Musiker, die sich an der Leningrader Front noch befanden, wurden uns von ihren Kommandeuren zur Verfügung gestellt. Dieses Werk hat ja Schwierigkeiten, die eine Symphonie gewöhnlich nicht bietet; während man für eine normale Symphonie drei Trompeten braucht, brauchten wir hier sechs, anstelle von vier Bügelhörnern brauchten wir jetzt acht, und auch die drei Posaunen reichten nicht, jetzt brauchten wir sechs. Von den Streichern ganz zu schweigen!

So wurden für unser Orchester Soldaten abkommandiert. Einer der Musiker, Smaljak, der noch am Leben ist und hier wohnt, bekam folgendes Schreiben: "Sie werden hiermit Karl Iljitsch Eliasberg für die Aufführung der Siebenten Symphonie von Dmitri Schostakowitsch zur Verfügung gestellt."

Die Proben zur Symphonie verlangten von Eliasberg unglaublich viel Arbeit. Denken Sie nur einmal an die außergewöhnliche Besetzung des Orchesters, aber unser Karl Iljitsch hielt durch. Und am 9. August 1942 erklang dann im Weißen Säulensaal der Leningrader Philharmonie zum erstenmal diese zum Teil in Leningrad komponierte Musik, die vom Leben der Leningrader erzählt.

Das Kristall der Kronleuchter des Saals war schon im Sommer in Sicherheit gebracht worden. Nur das Bronzegerippe war noch da. Aber als dann die Lichter eingeschaltet wurden und das Orchester auf die Bühne

kam, litt die Schönheit des Saals in keiner Weise. Niemand dachte daran, daß das Kristall fehlte. Die atemlose Erwartung und Begeisterung des Publikums ersetzten es völlig. Der Saal atmete eine Schönheit, die keine Kristallkronen der Welt hätten schaffen können. Wir hatten durchgehalten, unsere Menschlichkeit hatte überlebt und gesiegt! Schlimmeres würde man uns niemals, unter keinen Umständen antun können! Und jetzt waren wir da in dem Saal, um der Menschlichkeit die Ehre zu erweisen. Es herrschte Stille. Es war jener feierliche Augenblick der Erwartung vor dem Beginn einer großen Erstaufführung. Alle warteten auf den Dirigenten. Das kann man mit Worten nicht ausdrücken. Das kann nur jemand verstehen, der sein Leben lang in einem Symphonieorchester gespielt hat. Und die Schönheit dieses Augenblicks ließ den Saal jetzt heller erglänzen, als alle Kronleuchter der Welt hätten strahlen können. Wir Spieler hatten alle mögliche Kleidung an, ebenso das Publikum. Da kam Karl Iljitsch Eliasberg. Er trug einen Frack, als einziger von uns – wenn ich mich recht entsinne –, aber er trug einen, er mußte einen tragen, obwohl er so mager war, daß der Frack an ihm herab schlotterte. Er hob die Hand. Der Taktstock hob sich mit ihr. Die Symphonie erklang. Leningrad lebte wieder von Musik.

ICH ERHIELT eine Karte für die Erstaufführung der Leningrader Symphonie.  
Ich bin nicht gerade ein Musikkenner.  
Der Saal war voll.  
Ich höre sonst nicht oft Musik.  
Es fällt mir sehr schwer, mehr davon zu erzählen.  
Ich kann nur sagen: als ich das hörte, erlebte und spürte ich, daß sehr viele Stellen in der Symphonie gerade von meinem Leben in der belagerten Stadt erzählen.  
Wie soll ich das jetzt erklären? Ich kann das nicht genauer erzählen, weil ich kein Musikfachmann bin.

DIE AUFFÜHRUNG war zu Ende. Der Beifall hielt an. Gratulationen. Ansprachen an den Dirigenten, Worte an das Orchester, der Musik geltende Worte, in diesem Augenblick, einem einzigartigen Augenblick, hier und jetzt. (Der Autor kann ihn nicht mehr erreichen, nicht mehr rekonstruieren, diesen Augenblick, der vom Erdball erst dann verschwinden wird, wenn auch der letzte, der dabei war, stirbt und die Erinnerung mit sich nimmt. Ich denke an C. G. Jung. – Ähnliches mögen die Baumeister der Gotik zusammen erlebt haben, wenn sie eine Arbeit

abgeschlossen hatten; die Arbeit ist geblieben, wir können sie fortan betrachten, aber das gemeinsame Erlebnis der Erbauer – im Jungsehen Sinne – können wir im nachhinein nur erahnen.)

Da stand schließlich General Goworow auf. Er dankte dem Orchester, dem Dirigenten, dankte für die Musik, bewegt vom Gefühl des gemeinsamen Erlebnisses wie die anderen Gratulanten.

Dann sagte er: "Auch wir haben bei diesem Konzert mitgewirkt."

Die Zuhörer verstanden das in diesem Augenblick nicht, auch das Orchester nicht, aber mehr sagte General Goworow nicht.

Erst hinterher, zwanzig Jahre später, 1964, am 20. Jahrestag der Beendigung der Leningrader Blockade, erfuhren die Orchestermitglieder, daß Goworow seiner Artillerie befohlen hatte, während des Konzerts die deutschen Stellungen zu beschießen, damit es ungestört stattfinden konnte.

WAR ES Ende des Sommers 1942, als wir gebeten wurden, an der Front aufzutreten? Wir fuhren sehr lange mit dem Auto. Mir wurde ganz mulmig. Ich sagte auch noch zu den andern: "Jetzt, Jungs, fährt man uns wohl direkt den Faschisten in die Arme!"

Die Ballettmädchen wurden schon nervös, weil die Fahrt immer noch weiterging und wir schon durch eine Verteidigungslinie hindurchgefahren waren.

Dann kamen wir in eine Gegend, wo an den Baumstämmen hier und da Schilder hingen, auf denen stand: "Entsichere deine Maschinenpistole!"

Endlich hielt das Auto. Ein junger Soldat im Range eines Oberleutnants empfing uns. Ich stürzte auf ihn zu und rief freudig: "Tag, wo ist denn nun unser Auftrittsort?"

"Leiser, leiser!" sagte der Oberleutnant.

"Wo ist unser Auftrittsort? Hier ist doch sicher eine Bühne?"

"Leiser! Eine Bühne gibt es nicht. Dreihundert Meter entfernt von hier befinden sich die Stellungen der Finnen."

"Und unsere Gesangsnummern, wie sollen wir die vortragen?"

"Halblaut nur."

"Halblaut? Na, gut, dann eben halblaut!"

"Bitte folgen Sie mir."

Wir folgten dem Oberleutnant. Das Gelände war von jungem Birkenwald bewachsen. Wir kamen an den Aufführungsort. Einen solchen Saal hatten wir noch nicht gesehen. Man hatte einfach Birken an den Kronen zusammengebunden und so einen großen überdachten Raum geschaffen, einen Saal, der nach Birkengrün duftete. An seinem einen Ende hatte man

Sperrholzplatten ausgelegt. Das war unsere Bühne. Die Soldaten saßen schon im Zuschauerraum. Also gut. Aber wo war in diesem Konzertsaal das Klavier?

So etwas gab es nicht so dicht vor den Stellungen der Finnen. Auch noch ein Klavier!

Schließlich fand sich eine Ziehharmonika.

Unsere Pianistin Kallardt konnte darauf nicht spielen.

Die Soldaten wußten dem abzuhelpen : die Ziehharmonika wurde auf einen Baumstumpf gelegt, zwei Soldaten zogen den Blasebalg, und unsere Pianistin operierte nun mit den Tasten der Harmonika wie auf einem Flügel.

Ein Soldat bediente die Bässe.

Und diese ganze Begleitung und das dabei vorzutragende Lied wurde halblaut gebracht. Ein Erlebnis!

Dann kam der Tanz. Ich sollte mit dem Steppen anfangen. Das war schon wesentlich schwieriger "halblaut" zu machen, denn das Steppen auf den Sperrholzbrettern machte einigen Lärm, obwohl ich mir sehr viel Mühe gab, "halblaut" zu steppen. Man hörte es schon viel weiter als das "halblaut" gesungene Lied.

Ich glaube, daß sich der dreihundert Meter entfernt zuhörende finnische Artilleriebeobachter über das merkwürdige Geräusch wunderte. Der hatte ein solches Geräusch wohl vorher noch nicht gehört.

Jedenfalls verursachte mein Steppen ein so starkes Gepolter, daß auf der Gegenseite Granaten in die Rohre gesteckt wurden, und bald war auch ihr Pfeifen und Explodieren zu hören. In unserem Saal stand irgendein Major auf und forderte Vorführende wie Zuschauer auf, die Plätze zu wechseln. Wir gingen drei-, vierhundert Meter weiter. Dort war ein ähnlicher Konzertsaal errichtet worden. Wir begannen von neuem. Bald wiederholte sich dieselbe Situation, Pfeifen und Explosionen, dann Umzug in einen neuen Konzertsaal. Fünfmal wechselten wir den Ort, bevor wir das Programm zu Ende führen konnten. Ich erinnere mich noch genau, daß als letzte Korolkewitsch und die Boldyrewa auftraten. Auch ihr Auftritt wurde unterbrochen, denn ein Wachhabender kam von draußen in den Saal gelaufen und teilte mit: "Fliegeralarm, eine Junkers 88 nähert sich von links."

Wir liefen hinaus. Wir hörten Flugzeuggedröhn, dann sahen wir den schwarzen Vogel schon über uns. Er warf keine Bomben ab und schoß nicht einmal mit dem Maschinengewehr auf uns. Er flog nur über uns hinweg und zwang uns, in Deckung zu gehen.

Vielleicht dachten die Flieger: Auf euch kommt's ja gar nicht an, früher oder später geratet ihr sowieso in unsere Hände!

So deutete *ich* ihre Geste.

DAS WASSER der Newa und der Stadtkanäle stand sehr hoch, ungewöhnlich hoch. Es war Herbst, er ist hier sonnig und hell.

Der Himmel war so klar, so klar wie nur selten in diesem Winkel des Finnischen Meerbusens.

Auch die Sicht war klar, tödlich klar.

Ich war Ballettsolistin, Primaballerina. Neben meiner Arbeit war ich Schwester im *Hotel Jewropeiskaja*, das in ein Lazarett umgewandelt worden war.

Es war Sonnabend oder Sonntag – ich erinnere mich nicht mehr –, aber wir nennen diesen Tag noch heute den Blutsontag. Wir spielten gerade "Weit dehnte sich das Meer" ("Raskinulos more schiroko"), ich hatte darin die Rolle des Jungen Matrosen.

Es war ein Sonntag, ein Herbstsonntag, ein klarer Sonntag. Und die Deutschen hatten Beobachtungstürme rings um Leningrad aufgestellt. Sie hatten die Richtwerte der Artillerie für jede Straßenecke vorausberechnet. Der Feuerleiter brauchte nur ein paar Zahlen durch Telefon oder Funk zu sagen, und der Tod hatte freien Lauf.

Feuerleiter, wer warst du, was für ein Mensch bist du, wenn du noch lebst? Hast du nie eine zwölfjährige Tochter gehabt, hast du nie eine Mutter gehabt? Hast du niemals zwölf- bis vierzehnjährige Mädchen gesehen? Glaubtest du, das seien Raubtiere?

Dieser Feuerleiter sah durch seinen Feldstecher, daß sich an der Ecke des Newski und der Sadowaja an jenem Tag mehr Menschen als gewöhnlich angesammelt hatten. Es war ja Sonntag. Die Menschen waren auf der Straße. Sie warteten auf die Straßenbahn an der Ecke des Newski und der Sadowaja. Irgendwo war die Linie vorübergehend unterbrochen worden. Deswegen warteten dort so viele. Hunderte von Menschen.

Und vor allem Mädchen. Mädchen, die noch zu Hause bei ihrer Mutter lebten. Mädchen, die noch nicht im arbeitspflichtigen Alter waren. Mädchen, die sich zusammen mit ihrer Mutter den ganzen Hungerwinter nach Brot angestellt, Wasser aus der Newa und aus den Kanälen geholt hatten. Holz gehackt hatten. Mädchen, die das Leben in Leningrad aufrechterhalten hatten. Mädchen, junge Mädchen, die der Tod verschont hatte. Mädchen, die spürten, wie der junge Busen wieder seine frühere Form annahm, wie die Hüften wieder runder wurden, daß das Leben noch

vor ihnen lag, und so war es ja auch. Mädchen, die jetzt für ihre Mutter etwas erledigten, die von ihrer Mutter in die Stadt geschickt worden waren. Mädchen beim Brotholen. Mädchen beim Grützeholen. Mädchen, die ihren alleinstehenden Verwandten Suppe brachten. Mädchen, die Medikamente für den kleinen Bruder holten.

Und die Deutschen mit dem grausamen Herzen peilten von ihren Feuerleittürmen aus diese Mädchen an und riefen eine Folge von Ziffern in die Telefone, Ziffern des Dezimalsystems, von Null bis neun, Ziffern, Todesziffern.

Die Aufführung von "Raskinulos more schiroko" brauchte nicht unterbrochen zu werden. Einige Schauspieler und Zuschauer rannten auf die Straße, an die Ecke Newski/Sadowaja. Auch Mascha Mittelglik, Tanja Dondre und ich. Zerfetzte Leichen junger Mädchen, abgetrennte Glieder und Blut. Die nächstgelegene Station für erste Hilfe war im *Jewropeiskaja*. Zuerst transportierten wir ein etwa zwölf-, dreizehnjähriges Mädchen dorthin. Sie weinte die ganze Zeit bitterlich. Sie weinte, weil sie während des Artilleriefeuers ihre Brotkarten und den Ring vom Finger verloren hatte. Sie hatte Angst, ihre Mutter werde sie zu Hause wegen der verlorenen Brotkarten ausschelten. Mutter hatte sie ja Brot holen geschickt.

Dem Mädchen fehlte eine Hand. Aber sie merkte das gar nicht. Sie weinte nur wegen der verlorenen Brotkarten. Und ich, die ich immer Angst vor Blut gehabt habe, so sehr sogar, daß ich mich nicht einmal impfen ließ, ich begriff erst hinterher, daß ich blutende Mädchen auf Bahren und von den Bahren auf den Operationstisch gehoben hatte.

Im Rinnstein des Newski Prospekts floß Menschenblut. An jenem Tag mußte auch ich das erleben und mitansehen.

Ein anderes Mädchen, das wir ins *Jewropeiskaja* trugen, hatte keine Augen mehr. Aber unsere Aufführung mußte weitergehen. Mein Tanz, der Tanz des Jungen Matrosen, lag am Ende des ersten Teils. Man kam und holte mich, drängte mich auf die Bühne.

An der Ecke Newski/Sadowaja wurde es still. Das Blut auf der Straße gerann.

Als dann später eine deutsche Gefangenenkarawane in Viererreihen den Newski Prospekt entlanggeführt wurde, konnte ich mich nicht beherrschen. Ich erinnerte mich an die jungen Mädchen, und ich stürzte, erfüllt von einem einzigen primitiven Schrei, auf die Gefangenen zu und hätte sicher um mich gebissen, wenn die Wachsoldaten mich nicht daran gehindert hätten.

Auch Jewgenija Issachowa Weinschenker, die fünfundvierzigjährige Chemikerin, Tochter eines berühmten Physikers, betrachtete die deutschen Gefangenen. (Sie war diejenige, die in ihrem Labor aus dem Rohstoff Leim Glukose, Traubenzucker, herstellte, wahrscheinlich als eine der ersten der Welt, die Glukose durch Verzuckerung von Fasern herzustellen versuchten.)

WENN ICH ehrlich sein soll, würde ich so anfangen: Ich komme mir wie eine Art Pierre Besuchow vor. (Schon der zweite Leningrader, der von Pierre Besuchow spricht!)

Ich denke und fühle wie er.

Solch einen Menschentyp gibt es, auch ich bin so einer. Meine Gefühle waren die gleichen, wie sie Pierre Besuchow während der Schlacht bei Borodino hatte. Ich habe ja schon 1919 an der Schlacht gegen Denikin teilgenommen. Ich entsinne mich: als wir damals aus dem Zug stürmten, setzte ein mächtiges Artilleriefeuer ein, und der Angriff begann! Mein erster Gedanke war: Was sie jetzt machen, ist grausam; sie bringen ja jetzt ihre eigenen Leute um! – Nicht etwa deswegen, weil ich nicht gewußt hätte, wer Denikin<sup>31</sup> und was Revolution war; natürlich wußte ich das. Ich wußte, daß das Wort Genosse zu jener Zeit Menschlichkeit über alle Nationalitätengrenzen hinweg bedeutete, den ursprünglichen Gorkischen Humanismus, aber dennoch fühlte ich: Die bringen ja jetzt ihre eigenen Leute um!

Während dieses zweiten Weltkrieges sah ich einmal einen Deutschen in einem abgeschossenen Flugzeug. Sein Oberkörper hatte sich aus der Pilotenkanzel herausgeschoben. Der Junge war vielleicht zwanzig Jahre alt. Und ich dachte: Er hat doch auch eine Mutter. Und aus irgendeinem Grunde sprach ich mit mir selber deutsch, begriff ich das ganze Grauen, von dem die Mutter dieses Jungen erfaßt werden würde, wenn sie jetzt hier stünde und alles sähe. Sie würde doch denken: Herr Gott, mein Sohn ist ermordet worden! Ich hatte nicht das Gefühl, daß der junge Mann ein Schurke sei. Ich konnte nie so ein Gefühl hegen, niemals.

Auch damals nicht, als ich auf dem Newski die Gefangenen sah.

Ich kannte in den zwanziger Jahren viele Deutsche und bin auch selbst in Deutschland gewesen. Wenn Hitler auch die große Masse mit seiner Tollwut angesteckt hat, so dürfen wir doch nicht das ganze deutsche Volk mit Hitler gleichsetzen. Es ist leicht, seinen Haß hervorbrechen zu lassen

---

<sup>31</sup> Anton Iwanowitsch Denikin war Generalleutnant in der kaiserlich-russischen Armee und einer der wichtigsten Kommandeure der Weißen Armee, die im Russischen Bürgerkrieg gegen die Herrschaft der Bolschewiki und die Machnowschtschina kämpfte. (MvL)

und in allen Deutschen Schurken zu sehen. Dazu braucht man ja nur seinem eigenen Aggressionstrieb freien Lauf zu lassen: Wenn überhaupt jemand, so hätten wir Leningrader allen Grund, die Deutschen zu hassen, aber ich kann nicht so denken. Das wäre viel zu einfach.

Das nächstemal schrakten die Leningrader im Januar zusammen, am 18. Januar 1943. Das Artilleriefeuer begann schon am frühen Morgen. Es hörte sich an wie damals im August, wie der Krach, der am 8. August morgens begann, der die Generalprobe zur Leningrader Symphonie schützte, nur hörte es sich jetzt im Januar viel gewaltiger an. Auch die Schiffe auf der Newa schossen aus allen Rohren.

An jenem Morgen ging ich wie immer zur Arbeit in die Sonderabteilung Nr. 5, ins Eckhaus Sredni Prospekt –12. Linie auf der Wassili-Insel. Ich betrat mein Arbeitszimmer, zog meinen Mantel aus und hängte ihn an den Kleiderhaken. Gerade als ich mir den weißen Laborkittel anziehen wollte, ging es los. Ich flog gegen die Wand. Die Fensterscheiben klirrten. Splitter fielen auf den Fußboden. Der Druck war so heftig, daß ich glaubte, der Einschlag müsse irgendwo in der Nähe gewesen sein.

Aber es war gar kein "Einschlag". Die beiden Ufer der Newa und die ihnen naheliegenden Häuser bebten. Das granitene Gewand der Newa zitterte. Die ganze Newa schoß. Die Kollegen liefen zu mir ins Zimmer und schrien alle auf einmal. Ich war noch ein wenig durcheinander. Ich hörte nur ihre Freude heraus: "Unsere Schiffe schießen! Alle Geschütze der Newa-Schiffe geben Feuer!"

Es dauerte eine Weile, ehe ich meine Gedanken sammeln konnte, und ich dachte: Dies ist nicht *irgendein* Feuer, dies bedeutet etwas!

*DER VOGELHÄNDLER*, natürlich, es war *Der Vogelhändler!*<sup>32</sup> Wir spielten damals gerade den *Vogelhändler*. Mitten in der Vorstellung hörte man hinter den Kulissen Getöse. Menschen liefen hin und her.

Der Regisseur kam auf die Bühne, hob die Hand und unterbrach die Vorstellung.

"Liebe Genossen, Schauspieler und Zuschauer! Die Vorstellung wird unterbrochen, sie wird sowieso abgebrochen; ich will euch nur sagen: eben, gerade vor einem Augenblick, hat die Belagerung aufgehört. Die Leningrader Truppen unter dem Kommando des Generals Goworow und die Truppen unter dem Kommando von General Merezkow haben den

---

<sup>32</sup> Operette von Carl Zeller (MvL)

Belagerungsring durchbrochen und die Verbindung hergestellt. Bald werden wir wieder mit dem Zug von Leningrad nach Moskau fahren."

Keiner wollte seine Worte bis zu Ende anhören. Die Schauspieler und die Zuschauer rannten auf die Straße.

Der Leningrader Himmel war hell von Leuchtraketen. Sie wurden von jedem Haus in der Innenstadt abgefeuert.

Ich rannte auf den nächstbesten Menschen zu, alle machten es so. Wir küßten einander, wir achteten nicht darauf, wer es war, wir wußten, daß es auf jeden Fall einer von uns war, einer von uns, denen sich der Weg zur Außenwelt wieder aufgetan hatte.

Wir schlugen Purzelbäume auf der Straße und fielen dem nächstbesten Menschen um den Hals. Irgend jemand begann zu singen, irrsinnig fröhlich, ohne Worte, ohne Melodie.

Ich sah, wie ein Mann einen alten Leitungsmast umarmte und immer wieder dessen eiserne Wange küßte.

AM ABEND berichtete der Rundfunk, daß ein Feuerwerk stattfinden werde.

Ich hatte nicht die Kraft, bis ans Ufer der Newa zu laufen. Ich ging hinaus und blieb auf der Straße stehen. Ich schaute zum Himmel hinauf. Einen solchen Augenblick erlebt der Mensch nur einmal in seinem Leben, und nur wenige Menschen erleben ihn. Wer viel verloren hat, kann auch tiefe Freude erleben. Plötzlich berührte mich jemand, drückte seinen Kopf gegen meine Schultern und weinte. Es war die Frau des Nachbarn. Ihr Mann war an der Leningrader Front gefallen, ebenso ihr ältester Sohn, sie aber hatte mit den jüngeren Kindern ausgehalten.

Ich gratulierte ihr dazu, daß sie am Leben geblieben war, diesen Augenblick erleben konnte.

ICH STAND auf dem Newski und schaute den Menschen zu. Von der Newa her wurde ununterbrochen geschossen. Der Leningrader Himmel stand in Flammen, aber es war ein Freudenfeuer. In die Belagerung war ein Loch geschlagen worden. Zwar nur eine fünfunddreißig Kilometer lange Strecke, aber groß genug für mich. Das gab mir das Gefühl geistiger Zugehörigkeit, geistiger Nähe zur ganzen Welt. Und plötzlich hatte ich es eilig, nach Hause zu kommen, an meinen Schreibtisch; ich spürte, daß sich ein Gedicht ankündigte, daß ich ein Gedicht schreiben mußte, ich, Sänger an einem ganz gewöhnlichen kleinen Operettentheater, der sein Leben lang kein einziges Gedicht geschrieben hatte! Es war mir, als ob die ganze zivilisierte Welt sich mit uns freute.

## BEVOR ICH LENINGRAD VERLASSE

## AN LJOSCHA UND RUDOLF

Wir gingen am Ufer der Newa entlang, auf der Petrograder Seite, wir kamen an die Kirow-Brücke und schauten auf die sommerliche Stadt.

"Da und da waren Grünanlagen – damals. Und dort auch. Jedes Fleckchen, wo auch nur etwas Erde zu sehen war, wurde zum Gemüseanbau verwendet."

Das hast du erzählt, Ljoscha.

Aber die Ufer der Newa sind mit Granit umsäumt.

"Die Newa hüllet sich in Stein;

Die Wasser überspannen Brücken,  
Und dunkelgrüne Gärten schmücken

Der Inseln malerische Reihn", zitierte ich auf finnisch.

"Puschkin", sagte Rudolf.

"Puschkin. *Da nennt ein jeder mich nach seinem Sprachgebrauch: der Slawen stolzer Sohn, der Finne ...* Und wißt ihr, warum? Puschkin antwortet selbst darauf in dem Gedicht, in dem er sich selbst ein Denkmal setzt. Das Volk wird ihn lieben, weil er in ihm die guten Gefühle geweckt und unbeirrbar seinen Freiheitswillen und seine Liebe gepriesen hat. Und wißt ihr: es hat sich alles bewahrheitet!"

"Was will Paavo eigentlich in uns wachrufen?" –

Erinnert Ihr Euch? Das Gespräch brach ab, als Ljoscha an der Kirow-Brücke ein Taxi anhielt, ein Taxi vom zweiten Taxistand. Wir stiegen ins Auto und setzten unser Gespräch über den deutsch-sowjetischen Krieg und das Leid der Leningrader, das wir schon vorher begonnen hatten, fort. Und als der Wolga auf dem Platz vor der Isaakkathedrale anhielt, vor dem *Hotel Astoria*, begann der Taxifahrer, der die ganze Zeit geschwiegen hatte, zu erzählen:

"Als um diese Stadt gekämpft wurde, war ich ein gewöhnlicher Unterfeldwebel. Jetzt bin ich hier. Fahre Herren und Narren. Vor ein paar Tagen stieg ein Genosse in den Wagen. Er fragte: *Welcher Jahrgang?* 1915, sagte ich und fügte hinzu: *Genosse General!* Denn ich merkte gleich, daß er einer war.

Er sagte: *Ich bin 1913 geboren. Immer, wenn ich einen Mann von unserer Generation sehe, freue ich mich. Es sind also doch noch welche von uns am Leben.* So ist das, liebe Genossen, lieber Herr.

Ich empfinde es auch so, als ob mir das Leben noch einmal geschenkt worden wäre. Ich hätte eigentlich damals fallen müssen. In den Jahren 1941 bis 1945 sind ja die meisten meiner Genossen, meiner Bekannten,

meiner Freunde gefallen, und ihre Frauen, Kinder und nächsten Anverwandten sind hier zu einem großen Teil verhungert."

Wir gingen in den großen Saal des *Astoria* und gaben unsere Bestellung für das Mittagessen auf. Ich war ganz still geworden. Ihr spracht davon, daß der braune Rattenfänger zwar gestorben, daß seine Flöte aber nicht verschwunden sei. Ihre Töne könnten auch heute noch Menschengruppen, Gesellschaftsklassen in ihren Bann ziehen, wie man es jetzt in Vietnam, Afrika, sogar im Herzen Europas gesehen habe. Und es war Sommer, ein herrlicher Sommer. Es ging schon auf den Herbst zu. Es war die Zeit, da Kohl und Kartoffeln wachsen, wie damals, 1942.

Ich fragte einmal meinen Freund und Jagdkameraden, einen finnischen Kleinbauern, von dem ich wußte, daß er im Herbst 1941 in Shelesnogorsk gewesen war: "Du hast doch gesehen, wie Leningrad nachts brannte. Wie war das?"

"Es brannte prächtig", sagte er – und er ist ein kluger, humaner Mann.

"Ist dir nicht ein einzigesmal der Gedanke gekommen, daß dort Menschen wohnten?"

"Nein, kein einzigesmal."

Und er ist wirklich ein kluger und humaner Mann.

Und ein andermal in diesem Sommer, als ich mit dem Schiff im Finnischen Meerbusen war und die Lichter von Tallinn betrachtete, sagte mein Freund, ein Ingenieur: "Aber damals, als wir von Sormenkärki aus Leningrad betrachteten – das war ein anderes Feuer! Aber nach Tallinn ist es ja auch dreimal so weit. Und es brennt nicht."

"Damals dachtest du wohl nicht daran, was da brannte?"

"Nein, daran dachte ich nicht."

So ist das. – Wir schauten noch lange über den Finnischen Meerbusen auf die Lichter von Tallinn. Es war Anfang August, auch der Augusthimmel ist klar. Wir schauten über den Finnischen Meerbusen, als betrachteten wir den Hunger Afrikas, die Flammen Asiens, das Brodeln Europas. – Wir sind voll von Informationen, von Daten, von Statistiken und Geschichte, aber wir *"denken nicht daran"*. – *"Nein, daran dachten wir nicht."* Ich auch nicht. *Erinnert ihr euch?*

Die Soljanka wurde serviert, der ausgehende Sommer verdunkelte den Abend. Der Kohl wuchs draußen auf dem Platz vor dem *Astoria* und rings um das Reiterstandbild Nikolais II. – damals, 1942. Aber jetzt füllte sich der große Saal mit frohen Stimmen, und Ljoscha und ich nahmen einen kräftigen Schluck zum Essen.

"Warum sagt denn Paavo gar nichts?"

"Der hat die Sprache auf der Kirow-Brücke verloren."

"Ich bin tatsächlich noch bei dem *Denkmal* von Puschkin. Dann kam mir etwas anderes in den Sinn, und jetzt bin ich etwas durcheinander."

"Na, zum Wohl!"

"Ich mußte von vorn beginnen."

"Nun versuche mal, dich mit den sto gramm zufriedenzugeben, die Ljoscha bestellt hat!"

"Laß uns noch mal von vorn anfangen, Ljoscha, bei den Briefen, die die Leute hier aus den Taschen der deutschen Gefallenen kramten und dir brachten, beim Volk in seiner Puschkinschen Bedeutung."

"Du bist tatsächlich durcheinander."

"Das kann man auch wieder nicht sagen, Rudolf, das ist keine *Information* oder *Statistik* oder *Geschichte*. Das ist etwas, was zum Anliegen eines Schriftstellers gehört. Dafür gibt es in keiner Sprache einen festen Begriff. Wenn überhaupt irgendwo, so spiegelt es sich in dem wider, was der Schriftsteller gestaltet."

Erinnert ihr euch, Ljoscha und Rudolf?

Der Abend war lau, ein Abend Ende August. Und der Kohl, die Möhren und die Kartoffeln wuchsen – damals, vor sechsundzwanzig Jahren, wuchsen so stark, daß der Boden knisterte. Ich spüre es jetzt noch.

Ljoscha und Rudolf, mir fehlen jetzt die Worte dafür. Wie soll ich euch das sagen? Nach all dem, was gestern war. Nach Leningrad. Nach allem, was heute war. Und nach allem, was morgen sein wird. Es geht nicht. Hören wir, wie der Kohl wächst. Und wie die Möhren wachsen. Und wie das Volk wächst. Aus Kenntnissen, Statistiken, Informationen auszuwählen fällt uns schwer. Warum also sollten wir nicht den Dichter befragen, Puschkin? – Ich danke euch.

#### AN GRIGORI BAKLANOW<sup>33</sup>

Vor genau hundert Jahren schrieb Leo Tolstoi in seinem Buch über das Haus, in dem ich mit Dir saß, über die damaligen Besitzer und die damaligen Gäste. Nun saß Tolstoi selbst als Denkmal auf dem Hof des Hauses und paßte auf, daß kein Anatol Kuragin Natascha rauben konnte. Es war im Dezember 1967, und auf Leo Tolstois Haupt fielen große weiße Flocken vom dunkel und ruhig gewordenen Moskauer Himmel.

Grusinische Gärtner hatten ein Flugzeug gechartert, es mit Freilandgurken beladen, mit vielen Zwiebeln und Gemüse, und alles nach Moskau transportieren lassen. Der Salat, der daraus zubereitet worden war, stand vor uns in jenem Saal, wo der alte Graf Rostow seinerzeit haltmachte, um

<sup>33</sup> Grigori Jakowlewitsch Baklanow (1923-2009) war ein sowjetischer Schriftsteller. Trat aktiv ein für die demokratischen Ideale der Perestroika.

nachzusehen, wie das Tischdecken für achtzig Personen voranging, und wo er seinem Mitenka immer dasselbe sagte: "Ja, ja, Mitenka, sieh nur zu, daß alles recht hübsch klappt. – Aha, aha".

Entsinnst Du Dich, Grigori? Wir warteten auf Rudolf und Herrn Kossurukow, fragten uns, ob sie nicht endlich aus dem Wirtschaftsgebäude (ich sage "Wirtschaftsgebäude", weil es zu den Zeiten von KRIEG UND FRIEDEN so genannt wurde) kämen und uns Gesellschaft leisten würden, damit wir mit der gemeinsamen Mahlzeit beginnen könnten. Wir wollten Gurkensalat mit Zwiebel essen, eine Flasche Wodka öffnen und zu viert das Glas erheben.

Und als wir vorhin ankamen, zeigtest Du mir die Zimmer und Säle des Hauses, wo Tolstoi in KRIEG UND FRIEDEN die eine Szene aus dem Leben der Rostows spielen läßt. Und jetzt erfüllten mich Nataschas, Nikolai Rostows, Denissows und Sonjas Stimmen und die all der anderen, die damals in diesem Hause wohnten. Es fiel uns schwer, davon loszukommen, von den Stimmen der Vergangenheit, und in die Gegenwart zurückzukehren: zum Gurkensalat mit Zwiebel, der auf dem Tisch stand, zum Kaviar und zur ungeöffneten Flasche Stolitschnaja. Wir schwiegen und blinzelten zu der Tür hin, von der Tolstoi erzählt hat, daß sie in "Blumen- und Dienerzimmer" führte. In dieser Tür erschien damals immer Graf Rostow, das "Aha, aha!" auf den Lippen. Endlich – ich kann nicht mehr sagen, wieviel Zeit vergangen war – brach ich unser Schweigen.

"Hör mal, Grigori, entsinnst du dich? Letztes Frühjahr, Anfang April, saßen wir bei dir zu Hause, und jemand von uns fragte – entweder du oder Walentina Morossowa –, wer welchen russischen Schriftsteller am liebsten hat."

"Das war ich."

"Ja, natürlich. Denn Walentina Morossowa antwortete als erste: *Tschechow*. Dann sagte Rudolf: *Tschechow*. Und dann sagte ich: *Tschechow*. Und dann sagtest du – "

"Ich sagte: *Leo Tolstoi*."

"Und ich sagte darauf : ‚Aha, das hätten wir uns auf Grund deiner Briefe auch denken können!'

Und Du antwortetest: "Wo Rudolf nur bleibt, mein Deutsch reicht nicht aus. Fangen wir an zu essen!"

Und während ich mich in literaturtheoretischen Erörterungen über die ruhig-ausgewogene Wiedergabe der Totalität der Zeit im Werk Leo Tostois und über unsere eigenen kleinen, bruchstückhaften Versuche erging, fülltest Du die Gläser.

"Jetzt warten wir nicht länger, Paavo. Auf das Gelingen deiner Arbeit!"

Auch ich hob mein Glas. Ich konnte nichts anderes sagen als "Danke!", obwohl ich hätte sagen sollen: Danke, Freund, danke, daß du heute hierher gekommen bist und für mich gesprochen hast – als Privatperson und als Schriftsteller. Wir leerten das Glas. Bald kamen auch die anderen. Wir begannen mit dem Essen. Du erzähltest aus Deiner Vergangenheit, von Eurem Krieg, Deinem Krieg, davon, was Du in Deinen Büchern darüber geschrieben hast. Und von vielem anderen mehr. Rudolf und der junge Kossurukow hörten zu. Du sprachst davon, was Du erlebt hast, ich wiederum nur von dem, was ich in meinem Buch erst noch erleben wollte. Ich kannte ja die Leningrader Menschen nur aus einigen Büchern, und ich sprach auch hauptsächlich von den Deutschen, davon, wie ich über sie schreiben würde. (Ich habe sie zwar auch nur als elf- bis vierzehnjähriger Junge damals in Oulu erlebt, aber – wie Du weißt – ein Schriftsteller hält selten Zug um Zug das fest, was er erlebt hat. Das siehst Du auch hieran.) Ich versuchte Euch zu erklären, warum ich über die Belagerung Leningrads schreiben wollte, warum es mir in den Fingern juckte, aber es fiel mir schwer zu sprechen. Und obwohl Rudolf mir Mut machte, mich aufforderte, weiterzuerzählen, von unseren Plänen zu berichten, verhedderte ich mich nur. Ein Schriftsteller ist eben kein Redner, kein Staatsmann und kein Historiker, der mit Worten große Zusammenhänge umreißt. Der Schriftsteller lebt in den kleinen Leuten, in ihren Hoffnungen, Leiden, Niederlagen und Siegen. Mir ging damals im Kopf herum, was U Thant im Sommer zuvor auf der IV. Weltkonferenz der Quäker in Philadelphia gesagt hatte, dies:

"Kein Mensch kann sich selbst, sein Land und sein Volk retten, wenn er sich nicht bewußt mit der ganzen Menschheit identifiziert und für sie arbeitet."

Ich wollte es jedoch nicht mit diesen Worten U Thants sagen. Sie hätten, weil sie viel zu feierlich, zu groß gewesen wären, an jenem Donnerstagnachmittag in dem kleinen, trauten Kreis die Atmosphäre zerstört, zu der sich Deine dunklen Erinnerungen verdichtet hatten. Auch hätte Tolstoi auf dem Hof mit den Ohren gewackelt, so daß die Schneeflocken von seiner Stirn gefallen wären. Ich hätte wohl nur ein bißchen über diesen Gedanken sprechen wollen, hätte nur irgend so etwas stammeln sollen wie: Es ist sehr schwer, man hat Furcht vor seinem Unvermögen, aber ich will es trotzdem versuchen – unsereiner hat ja keine andere Möglichkeit als seine literarische Arbeit, und ich weiß, daß das nicht viel ist, aber dennoch –, es ist irgendwie roh, in die Vergangenheit Leningrads hinabzusteigen, die Leiden der Menschen hervor-zuzerren, sie dazu zu bringen, daß sie ihren Erinnerungsschatz preisgeben. – *Jähe*

*Schlängenbisse – gespannter Stunden Bitternisse*, sagte Puschkin in der ERINNERUNG. Oder war es ein anderer? Und dennoch sind wir jetzt grausam, Rudolf und ich! Aber nicht nur aus historischem Interesse, sondern auch um der Gegenwart willen, wir tun es für Rudolfs Kinder, für Deine Kinder oder meine ... Oder vielleicht sage ich es schon wieder falsch ... Jedenfalls hat mir das schon die letzten neun Jahre unter den Nägeln gebrannt. Ich bin glücklich, daß ich jetzt die Möglichkeit habe, es wenigstens zu versuchen.

Grigori, damals konnte ich das, was mir da so bruchstückhaft im Kopf herumspukte, nicht recht zum Ausdruck bringen. Du hattest von Deinen Erinnerungen aus den Jahren 1941-1945 erzählt, und zum Schluß sagtest Du: "Von den Jungen aus unserer Klasse, von denen, die an der Front waren, sind mit mir nur zwei am Leben geblieben."

Jetzt ist es mir gelungen, das auszudrücken, was mich damals bewegt hat. Bevor dieses Buch in die Druckerei geht, füge ich ihm diese Schilderung jenes gemeinsam verbrachten Nachmittags hinzu, so wie ich ihn damals erlebte.

Ich setze sie hierher, als einen Brief an Dich.

Das Buch, von dem ich damals zu sprechen versuchte, bildet den Anfang dieses Briefes.

Tschüß! Paavo Rintala

## Schlußbemerkung des Autors

Die Menschen in diesem Buch, die die Belagerung Leningrads erlebt und uns in russischer Sprache, auf finnisch, karelisch und ingermanländisch von Hunger und Hungertod berichtet haben, fanden wir in Leningrad, Tallinn und Petroskoi. Es sind dies:

Die Schülerin Irina Alexejewskaja, heute Ingenieurin in Leningrad, wohnhaft in derselben Straße wie damals, der Twerskaja.

Die Arbeiterin Naimi Arbussowa, geb. Hjärppe, infolge der Ereignisse von 1918 aus Finnland geflohen nach Leningrad, heute Rentnerin, wohnhaft nach wie vor Wassili-Insel.

Der Ingenieur Anatoli Aspissow, damals wie heute Fernmeldeingenieur in Leningrad.

Der Ballettmeister Leonid Beisselman, Rentner, leitet einen Ballettzirkel im Kulturpalast "Lenschowjet", Leningrad.

Antonina Bogdanowa, während der Belagerung beschäftigt in der Org.-Abteilung des Leningrader Kreises Primorskoi, jetzt wohnhaft in Tallinn.

Der Operettensolist Konstantin Bondarenko, Theater der Musikalischen Komödie Leningrad.

Die Operettensolistin Jekaterina Brill, Theater der Musikalischen Komödie Leningrad, jetzt Rentnerin.

Die Pianistin Nadeshda Bronnikowa, Gattin des Dirigenten Eliasberg, Leningrad.

Bronislawa Bronnikowa, damals Leiterin des Operettenensembles "Lengosestrada", jetzt Rentnerin, Leningrad.

Jekaterina Danini, damals Leiterin des Versuchslabors der Molkerei, heute Dozentin an der Hochschule für Kühlanlagen-technologie in Leningrad.

Der Dirigent Karl Eliasberg, Leningrad.

Nikolai Greisman, damals Matrose der Baltischen Flotte, jetzt stellvertretender Leiter des Hauses der Seeoffiziere in Tallinn.

Der Dramatiker Konstantin Gusynin, Leningrad.

Veera Heikkinen, geb. Pökönen, damals Buchhalterin in der Wohnungsverwaltung des Smolny, Petroskoi.

Die Operettensängerin Walentina Christianowa, Leningrad.

Irina Indenbaum, damals noch ein kleines Kind, jetzt Studentin an der Theaterhochschule Leningrad.

Der Biologe Nikolai Iwanow, arbeitete während der Belagerung im Biologischen Forschungsinstitut, in dem er heute Leiter der Abteilung Getreidekulturen ist, Dr. agr., Leningrad.

Konstantin Jakowlew, Offizier der Topographischen Abteilung der 42. Armee an der Leningrader Front, wohnt heute in Tallinn.  
Der Volkskünstler der RSFSR Nikolai Janet, damals geschäftsführender Leiter des Theaters der Musikalischen Komödie, Leningrad.  
Isaak Jasenjowski, Konzertmeister der Zweiten Violinen, Leningrad.  
Kira Kalmakowa, Mathematiklehrerin, Leningrad.  
Der Lagerverwalter Grigori Kamkin, Leningrad.  
Die Konzertmeisterin Galina Kauger, Leningrad.  
Die Operettensängerin Nina Kolnogorowa, Leningrad.  
Jewdokija Komarowa, ehemalige Angehörige der Volkswehr (der Opoltschenije), wohnt heute in Tallinn.  
Der Ingenieur Iwan Krolikow, Leiter des Fünften Elektrizitätswerks in Leningrad.  
Maria Korsak, Masseurin in einem damaligen Lazarett, wohnt heute in Tallinn.  
Die Studentin Tamara Laas, heute Lektorin für Russisch in Tallinn.  
Der Oberfeldwebel Leonid Lagunin, heute Taxifahrer in Leningrad.  
Die Backwarenverkäuferin Eeva Laitinen, Leningrad.  
Natalia Leevi, Deutsch-Dolmetscherin des Rundfunkkomitees Leningrad.  
Die Balletttänzerin Lidia Lidina, Leningrad.  
Die Schauspielerin Jelena Ljubtschenko, Maly-Oper Leningrad.  
Eeva Lopja, damals Hauswart, wohnt heute in Petroskoi.  
Olga Makarenkowa, Arbeiterin in den Kirow-Werken Leningrad.  
Der Schauspieler Alexandr Maslennikow, Leningrad.  
Der Komponist Michail Matwejew, Leningrad.  
Der Operettensolist Jewgeni Michailow, Leningrad.  
Die Balletttänzerin Maria Mittelglik, Leningrad.  
Jewdokija Morosowa, Angestellte des Leningrader Finanzamtes.  
Sohja Myschinskaja, geb. Vasten, Buchhalterin in einer Leningrader Bäckerei.  
Die Schülerin Warta Naumowa, arbeitet heute im Karizki-Werk in Leningrad.  
Der Ballettmeister Arkadi Obrant, Leningrad.  
Der Schauspieler Alexander Orlow, Leningrad.  
Die Biologielehrerin Maria Ostoncn, war während der Belagerung Hausfrau in Leningrad, wohnt jetzt in Petroskoi.  
Der Architekt Wladimir Owtschinnikow, Leningrad.  
Der Schüler Kirill Owtschinnikow, heute Chemiedozent an der Universität Leningrad.  
Der Grafiker Alexei Pachomow, Leningrad.

Die Land- und Forstarbeiterin Iida Pellinen, wohnt heute in Petroskoi.  
Die Primaballerina Nina Pelzer, Leningrad.  
Der Dozent Alexandr Pergament, Leningrad.  
Die Lehrerin Emilia Pertels, wohnt heute in Tallinn.  
Katri Petrowa, war Partisanin im deutsch besetzten Gebiet Leningrad-Pichkowa, wohnt jetzt in Petroskoi.  
Lidia Posdnjakowa, Vorsitzende des Theatergewerkschaftskomitees Leningrad.  
Der Soldat Jewgeni Roshdestwenski (Vater des Jungen Shorshik), an der finnischen Front verwundet, stellte mir die Briefe Shorshiks zur Verfügung, die nicht im Leningrader Museum aufbewahrt werden, wohnhaft in Leningrad.  
Der General a. D. Grigori Rybakow, Leningrad.  
Die Schülerin Tamara Ryshkowa, heute Fachärztin für Innere Medizin, Leningrad.  
Der Cellist Andrei Safonow, Leningrader Philharmonisches Orchester.  
Der Schauspieler Alexander Stschelin, während der Belagerung an der Leningrader Front, jetzt am Finnischen Theater in Petroskoi.  
Der Oberpfarrer Michail Slawnizki, damals Pfarrherr der Wladimirkirche, heute Pfarrherr der Smolensker Kirche, Leningrad.  
Der Solist Anatoli Slonimski, Theater der Musikalischen Komödie Leningrad.  
Kaisa Suvanen, während der Belagerung Hausfrau in Leningrad, wohnt heute in Petroskoi.  
Uljas Suvanen, Arbeiter im "Electric"-Werk, diente bei der Volkswehr an der Leningrader Front, wohnhaft in Petroskoi.  
Liisa Tomberg, jetzt Schauspielerin am Finnischen Theater in Petroskoi.  
Die Schülerin Natalia Truchmanowa, heute Dozentin an der Akademie für Nachrichtenwesen Leningrad.  
Die Schülerin Walentina Tschaussowa, jetzt Arbeiterin im Werk "Metallist", wohnt heute in Tallinn.  
Sulo Tuorila, diente an der Leningrader Front, wohnt in Petroskoi.  
Die Arbeiterin Greta Ustinowa, jetzt Ingenieurin am Forschungsinstitut für Nachrichtenwesen Leningrad.  
Die Schülerin Walentina Uwarowa, Sachbearbeiterin, Leningrad.  
Klawdija Wassilewa, war während der Leningrader Blockade Arbeiterin und Mutter eines zweijährigen Jungen, ihr Mann war an der Front, sie wohnt heute in Tallinn.  
Lidia Vasten, sang im Chor und arbeitete in verschiedenen Frontensembles in der Kirower Division, Leningrad.

Eduart Weil, war Leiter des Theaters der Komödie der Baltischen Flotte im Verteidigungskreis Kronstadt, jetzt an der Maly-Oper Leningrad.

Jewgenija Weinschenker, stellvertretende Direktorin der Sonderabteilung Nr. 3, Leningrad.

Die Opernsängerin Nadeshda Welter, Leningrad.

Die Schülerin Ljudmila Zimbalowa, Lektorin für Deutsch, Leningrad.

In dieser Liste finden sich viele Schülerinnen von damals, aber nur wenig Schüler; die Jungen im Entwicklungsalter waren nicht so widerstandsfähig gegen den Hunger wie die Mädchen. -

Diese Menschen haben mir auf Tonband von ihren Erlebnissen um den Hunger erzählt. Die durchschnittliche Länge ihrer Berichte beträgt sechzig bis neunzig Minuten. Aber es sind auch Aufzeichnungen darunter, die bis zu drei Stunden durchlebter Geschichte des Hungertodes enthalten. Die Bandaufnahmen hat mit Genehmigung des sowjetischen Schriftstellerverbandes mein Moskauer Freund und Kollege Rudolf Sykiäinen in diesem und im vergangenen Jahr in Leningrad, Tallinn und Petroskoi gemacht.

Er bat mich, darauf hinzuweisen, daß die Befragten ihrer Nationalität nach hauptsächlich Russen und Juden sind, der kleinere Teil besteht aus Finnen, Kareliern, Ingermanländern, Ukrainern, Armeniern und Esten. Ich halte eine solche Anmerkung durchaus für angebracht.

Außerdem haben mir viele Leningrader für dieses Buch ihre Tagebücher und Briefe von damals zur Verfügung gestellt. Von ihnen möchte ich vor allem nennen:

Professor Walerian Bogdanow-Beresowski, der mir seine wöchentlichen, oft sogar täglichen Notizen aus der Belagerungszeit zur Einsichtnahme überließ; diese sind nicht nur gewissenhaft, sondern verraten auch große literarische Begabung.

Kapitolina Maslennikowa, die Frau des Schauspielers Alexandr Maslennikow, die vom Tod ihres Sohnes Walentin eine ergreifende Schilderung hinterließ. Später ist auch sie in einer Nervenklinik an den Folgen ihrer qualvollen Erlebnisse gestorben; sie konnte nicht damit fertig werden, daß ihr Sohn Walentin verhungert und ihr Sohn Schurik an der Front gefallen ist.

Vorgelegen haben mir auch die Briefe Tatjana Meiers aus der belagerten Stadt an ihre ins "große Land" evakuierte Schwester, die Briefe Anna Ostroumowa-Lebedewas und die Briefe aller Leningrader Kinder aus der Evakuierung in die belagerte Stadt oder auch aus dem hungernden

Leningrad an ihre Angehörigen im "großen Land" und an der Front. Von diesen letzteren möchte ich vor allem die des Jungen Shorshik an seinen Vater, den Soldaten Jewgeni Roshdestwenski, erwähnen.

Bei der Beschaffung des dokumentarischen Materials haben meinen Kollegen Rudolf Sykiäinen und mich unterstützt:

die Verwalterin der Urkundensammlungen des Leningrader Historischen Museums, Tamara Awakumowa,

die Leiterin des Theatermuseums, Inna Klich,

der Schriftsteller Roald Nasarow,

Professor Efim Edkind sowie

Isolda Geller aus Tallinn und

Orvo Björninen aus Petroskoi.

Mit ihrer Hilfe haben mein Kollege und ich interessante Menschen aus den verschiedensten Lebensbereichen kennengelernt, die uns viel zu berichten hatten.



Paavo Rintala im September 1962  
mit seiner Tochter Rauna Maria.  
(Quelle: Wikipedia)

## Nachwort (2022)

Während des Zweiten Weltkrieges wurde die sowjetische Stadt Leningrad (nach 1990 wieder: Sankt Petersburg) 871 Tage lang von deutschen Truppen belagert. In der Zeit der Belagerung vom 8. September 1941 bis zum 27. Januar 1944, in der die Wehrmacht auf Befehl Hitlers keine Eroberung Leningrads versuchte, sondern stattdessen die Stadt systematisch von jeglicher Versorgung abschnitt, starben über eine Million Zivilisten. Eine geheime Weisung des Oberkommandos der Wehrmacht vom 23. September 1941 lautete: "Der Führer ist entschlossen, die Stadt Petersburg vom Erdboden verschwinden zu lassen. Es besteht nach der Niederwerfung Sowjetrusslands keinerlei Interesse am Fortbestand dieser Großsiedlung." Ab Frühjahr 1942 wurde das historische Ingermanland, zu dem ein Großteil des Gebietes von Leningrad gehörte, dann als "deutsches Siedlungsgebiet" in die Annexionspläne des Generalplans Ost mit einbezogen. Das implizierte die intendierte Ermordung der etwa drei Millionen Einwohnern Leningrads, die in dieser "Neuordnung des Ostraums" keinen Platz mehr gehabt hätten.

In der Zeit der deutschen Belagerung Leningrads konnten Nahrungsmittel zur Versorgung der Millionenstadt nur unter großen Gefahren per Flugzeug oder im Winter über den vereisten Ladogasee per Eisenbahn und Lkw ("Straße des Lebens") nach Leningrad gebracht werden. Die Route über den See lag im Schußfeld der Wehrmacht, im Schnitt kam von drei gestarteten Lastkraftwagen einer in Leningrad an. Besonders dramatisch war die Situation im Jahr 1941. Durch Luftangriffe wurde ein Großteil der Nahrungsmittelvorräte vernichtet, zudem brach der Winter ungewöhnlich früh ein. Der Abwurf gefälschter Lebensmittelbezugsscheine aus Flugzeugen der Wehrmacht tat ein Übriges. Die Rationen sanken im Oktober auf 400 Gramm Brot für Arbeiter, 200 Gramm für Kinder und Frauen. Am 20. November 1941 wurden sie auf 250 Gramm respektive 125 Gramm reduziert. Zudem herrschten Temperaturen von bis zu -40 Grad Celsius in einer Stadt, in der Heizmaterial äußerst knapp war. Allein im Dezember 1941 starben rund 53.000 Menschen.

Während der Belagerung wurden etwa 150.000 Artilleriegeschosse auf die Stadt abgeschossen, etwa 100.000 Fliegerbomben fielen. Bei Versuchen der Roten Armee, die Belagerung zu sprengen, kamen etwa 500.000 sowjetische Soldaten ums Leben. Versuche 1941 und 1942 scheiterten, erst am 18. Januar 1943 gelang es, wieder eine Versorgungslinie in die Stadt zu etablieren. Die Offensive, welche die Stadt befreien sollte, begann am 14. Januar 1944 und konnte am 27. Januar 1944 zum Abschluß gebracht werden.<sup>34</sup>

Bis in die 1980er Jahre wurde die Leningrader Blockade von Historikern nicht in Zusammenhang mit der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik gesehen. Dies stand zweifellos im Zusammenhang mit der politischen Propaganda Sowjetrußlands, bei der der massenhafte Tod von Bürgern durch den Hunger marginalisiert wurde.<sup>35</sup> Im Vordergrund der Darstellung sollte der heldenhafte Kampf der Leningrader\*innen stehen, nicht das (als Hilflosigkeit interpretierte) Leid verhungender Menschen. Sowjetische Veröffentlichungen über die Blockade Leningrads durften das durch den Hunger hervorgerufene Leid nur sehr peripher darstellen. Daran orientierten sich lange Zeit auch westliche Veröffentlichungen.<sup>36</sup>

Erst der gegenwärtigen historischen Forschung wird der Charakter der Blockade als "Genozid" herausgearbeitet, der kein schicksalhaftes Ereignis im Rahmen einer angeblich völkerrechtskonformen Kriegführung darstellte, sondern auf Basis einer "rassistisch motivierten Hungerpolitik", verbunden mit selbstgeschaffenen

<sup>34</sup> Bis hierher direkt nach der deutschen Wikipedia.

<sup>35</sup> Heutzutage wird davon ausgegangen, daß nur 3% der umgekommenen Leningrader\*innen durch Bomben- und Granatenbeschuß starben; die restlichen 97% starben an Hunger, (Rusische Wikipedia, 25.11.22, 15:40)

<sup>36</sup> Sowjetische Veröffentlichungen waren beispielsweise Vera Inbers Büchlein *FAST DREI JAHRE. AUS EINEM LENINGRADER TAGEBUCH* (SWA-Verlag Berlin 1947) und von Ales Adamowitsch/Daniil Granin: *DAS BLOCKADEBUCH* (deutsch Berlin/DDR 1984/87). - Während der *Nürnberger Prozesse gegen die Hauptkriegsverbrecher* wurde als Zeuge zur Leningrader Blockade nur der Erzdekan der Kirchen von Leningrad gehört, Nicolai Iwanowitsch Lomarkin. Der Fragende, Oberjustizrat L. N. Smirnow, Stellvertretender sowjetischer Ankläger, fragte nahezu ausschließlich nach Zerstörungen der Leningrader Kirchen, die der Zeuge ausführlich referierte. Das Leid verletzter und getöteter Menschen wird vom Lomarkin zwar eindrücklich dargestellt - allerdings werden auch in diesem Zusammenhang nur die Bombenangriffe erwähnt. Das Wort "Hunger" taucht zweimal auf, jeweils in Nebensätzen. (Textausgabe Nürnberg 1947, fotomechanischer Nachdruck Delphin Verlag München/Zürich 1984; Band 7-8; hier: Band 8, S. 368-371, 374-376).

Sachzwängen integraler Bestandteil des deutschen Vernichtungskrieges gegen die Sowjetunion war.<sup>37</sup>

Vielleicht die erste Dokumentation zur Blockade Leningrads, in der das Augenmerk vorrangig auf dem Leid der hungernden Bevölkerung liegt, ist dieses 1968 in Finnland erschienene Buch des finnischen Schriftstellers Paavo Rintala.<sup>38</sup> Eine ähnlich Konzeption hatte das von den sowjetischen Autoren Daniil Granin und Ales Adamowitsch ab 1977 zusammengestellte BLOCKADEBUCH (erschienen 1982), das jedoch für Leningrad zunächst verboten wurde und dort erst 1984 verbreitet werden konnte.<sup>39</sup>

Paavo Rintala (1930-1999) war ein in Finnland offenbar sehr bekannter und angesehener Schriftsteller, Autor von Theaterstücken und Romanen. Später wirkte er mit an Dokumentarfilmen. Sein Wikipedia-Artikel betont die humanistische und religiöse Grundhaltung, seine Orientierung an Leo Tolstoj (die auch im vorliegenden Buch deutlich wird). Im sowjetisch-finnischen *Winterkrieg* verlor Paavo seinen Vater. Die Situation Finnlands und der finnischen Politik im Zusammenhang mit den diversen Kriegen ist Thema mehrerer seiner Romane, die in Finnland teilweise kontrovers diskutiert wurden. Der 1958 veröffentlichte Roman POJAT (Jungs) erzählt die Geschichte von Rintalas eigener Generation von Schuljungen, die am Rand des Krieges aufwachsen, deutsche Soldaten bewundern und von Heldentaten träumen.<sup>40</sup>

Rintala hatte bei seinem Leningrad-Projekt zwei sowjetische Mitarbeiter. Einer von ihnen war "Ljoscha", während der Blockade Soldat an der Front vor Leningrad. Der andere war Rudolf Sykiäinen, ein sowjetischer Geheimdienstoffizier, Journalist, Dolmetscher und Schriftsteller. Aus seinem Wikipediaartikel<sup>41</sup> geht hervor, daß er unter anderem als Dolmetscher für Stalin und Molotow eingesetzt war. Die Kontrollfunktion der beiden "Freunde und Mitarbeiter" (so Rintala) liegt auf der Hand; gleichwohl gab es für dieses für den finnischen Markt geschriebene Buch offenbar keine Behinderung, das Thema Hunger in den Mittelpunkt zu stellen.

Durch das ständige Wechseln der Perspektive (übergangsloses Springen zu verschiedenen Leningrader Bürger\*innen, gefolgt von überblickshaften Sequenzen) sowie das Überblenden der Ebenen (Zeit der Blockade, Gespräche mit Überlebenden, Fragen der kleinen Tochter und dazwischen die Kommentare des Autors) erleichtert Rintala die identifizierende, mitfühlende Präsenz seiner Leser\*innen: immer geht es um ALLES: den Krieg, die Nazis, die Leningrader

<sup>37</sup> Siehe hierzu das Themenheft der Fachzeitschrift Osteuropa: <https://zeitschrift-osteuropa.de/hefte/2011/8-9/>.

<sup>38</sup> Auf Deutsch erschien es 1970 (und 1985 in zweiter Auflage) im VEB Hinstorff Verlag Rostock; 1985 erschien auch eine Lizenzausgabe in Österreich. Die Ausgabe bei A+C online (2022) ist seither die erste Wiederveröffentlichung.

<sup>39</sup> Auf Deutsch erschien DAS BLOCKADEBUCH in einer zweibändigen Ausgabe 1984 (Verlag Volk und Welt, Berlin/DDR). 2014 erschien eine neue russische Ausgabe, in der Eingriffe der damaligen Zensur revidiert wurden. Diese Neuausgabe erschien auf Deutsch 2018 im Aufbau Verlag Berlin.

<sup>40</sup> Ein gleichnamiger Film erschien 1962 unter der Regie des wichtigen finnischen Regisseurs Mikko Niskanen.

Hier eine Vorschau: <https://youtu.be/dUFfJmfvQrM>.

<sup>41</sup> Finnischer und russischer WP-Artikel gleichlautend.

Bevölkerung, die einzelnen Bürger\*innen in ihrem individuellen Schicksal, um das Damals und das Heute und die Zukunft menschenwürdigen Lebens. Wohl unverkennbar ist der Einfluß von Brechts epischem Theater.

Implizit bedeutet das 1968 erschienene Buch für den Autor (1930-1999) zweifellos auch eine weitere Aufarbeitung der persönlichen Geschichte als junger Angehöriger eines Volkes, das, wie er schreibt, "die ersten faschistischen Mörder" hervorbrachte, nämlich die wohlhabenden Finnlandschweden während der Zeit des finnischen Bürgerkriegs.

Hinweise zu geschichtlichen Hintergründen sind heutzutage unschwer im Internet zu finden. Dies gilt auch für die von Rintala erwähnten deutschen Offiziere. Deswegen wurden nur einige wenige Stellen im Text durch Fußnoten des Herausgebers (MvL) kommentiert bzw. ergänzt.

Der Titel der deutschen Übersetzung (1970) lautete LENINGRADER SCHICKSALSSYMPHONIE. BERICHT ÜBER DIE VON DEN DEUTSCHEN UND FINNEN IN DEN JAHREN 1941-1943 BELAGERTE STADT UND IHRE EINWOHNER. Dies entspricht dem finnischen Originaltitel. Der Umstand, daß der schon zu Lebzeiten weltweit bekannte Komponist Dmitri Schostakowitsch in der Stadt Leningrad während der Blockade seine Siebente Sinfonie zu schreiben begonnen hatte (noch während der Blockade wurde der Komposit evakuiert), wurde von Stalins Regime in beschämender Weise funktionalisiert zu Propagandazwecken.<sup>42</sup> Die subjektive Bedeutung der Sinfonie für viele der Eingeschlossenen wird im entsprechenden Kapitel des Buches deutlich. Aber das ganze Buch nach ihr zu nennen, halte ich für unangemessen, denn zweifellos hatte diese Sinfonie für die Mehrheit der hungernden Leningrader\*innen nicht diese exzeptionelle Bedeutung. So wurde der Buchtitel für die Neuausgabe geändert in DIE MENSCHEN, DIE STADT UND DER HUNGER. BERICHTE AUS DER VON NS-DEUTSCHLAND BELAGERTEN STADT LENINGRAD (1941-1943).

Mondrian Graf v. Lüttichau

---

<sup>42</sup> Ein Aufsatz von Verena Nass: *Das Rätsel der Leningrader Symphonie von Schostakowitsch* ist hier zu lesen: <https://www.wsws.org/de/articles/2012/08/scho-a25.html>.  
Siehe außerdem einige Fotos im SPIEGEL: <https://www.spiegel.de/fotostrecke/musik-als-waffe-die-7-sinfonie-von-dmitri-schostakowitsch-fotostrecke-158715.html>.